S.r Durchlaucht
dem Ministerpräsidenten Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst
München

226 d
~~VII 596~~

Volkswirthschaft

für

Jedermann.

Stuttgart
Verlag von Gustav Weise.
1867.

12 HR

in tiefster Ehrerbietung

Cam. 226 d

Volkswirthschaft

für

Jedermann.

Nach dem preisgekrönten französischen Werke:

„Populäres Handbuch der Moral und Volkswirthschaft“

von

J. J. Rapet,

General-Inspector des Elementar-Unterrichts in Frankreich,

Bayerische Staatsbibliothek München

auf

Veranlassung der K. Württemb. Centralstelle für Handel und Gewerbe frei bearbeitet

von

F. Mayer.

Stuttgart.

Verlag von Gustav Weise.

1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Einleitung. I. Ein armes Dorf 1
II. Das wohlhabende Dorf 6
III. Die Folgen einer Unklugheit 11

Erste Unterhaltung. Die Weltordnung unter ewigen Gesetzen. Das Sittengesetz als nothwendige Grundlage alles Menschenverkehrs 19

Zweite Unterhaltung. Die Stellung des Menschen auf dieser Erde; allmähliche Verbesserung der Zustände der Menschheit 23

Dritte Unterhaltung. Die Bedürfnisse des Menschen sind die Grundlage der Familie und der Gesellschaft und der Ursprung alles Nützlichen in der Welt 28

Vierte Unterhaltung. Ein Tag aus dem Leben eines Armen oder der Nutzen, den jeder Einzelne aus der Arbeit einer großen Anzahl Menschen zieht; Theilung der Arbeit 36

Fünfte Unterhaltung. Die Gesellschaft und die Vortheile, welche sie dem Menschen gewährt 43

Sechste Unterhaltung. Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten. Jeder trägt, indem er sein Wohl sucht, zu dem der Gesellschaft bei 50

Der Aufruhr und seine Folgen 59

Siebente Unterhaltung. Reichthum und Armuth. Wie Reichthum erworben und erhalten wird; wie er den Armen zu Statten kommt 64

Achte Unterhaltung. Das Eigenthum als Ergebniß der Arbeit und als Grundlage des allgemeinen Wohlseins 72

Neunte Unterhaltung. Die Ungleichheit unter den Menschen; ihre Ursachen und ihr Nutzen; Mittel, deren Wirkung abzuschwächen 87

Zehnte Unterhaltung. Die Beziehungen der Menschen unter einander bestehen im Austausch von Dienstleistungen 96

Eilfte Unterhaltung. Alle Dienstleistungen laufen auf einen Austausch geleisteter oder zu leistender Arbeiten hinaus. Der Werth der Arbeit steht im Verhältniß zu der aufgewandten Mühe und der Begabung, welche dazu erforderlich ist 105

Zwölfte Unterhaltung. Der Werth der Dinge steht im Verhältniß zur Wichtigkeit des mit ihrer Herstellung oder Beschaffung geleisteten Dienstes . . 115

Dreizehnte Unterhaltung. Das Geld als Tauschmittel und Preis- oder Werthmesser. — Der Kredit und das Papiergeld 123

Seite.

Vierzehnte Unterhaltung. Der Preis aller Dinge ist veränderlich nach Maßgabe des Angebots und der Nachfrage 136

Fünfzehnte Unterhaltung. Der Preis der Lebensmittel wird ebenfalls durch das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage bestimmt 144

Sechzehnte Unterhaltung. Die Handelsfreiheit allein kann für das Ausreichen der Nahrungsstoffe und die richtige Bestimmung der Preise Gewähr leisten 153

Siebzehnte Unterhaltung. Jede Erleichterung der Mühe bei der Befriedigung unserer Bedürfnisse ist eine Wohlthat. Nutzen der richtigen Leitung der Arbeit 161

Achtzehnte Unterhaltung. Die Maschinen, welche die Arbeit abkürzen und Mühe ersparen, sind eine Wohlthat für die Menschheit 169

Neunzehnte Unterhaltung. Das Kapital ist der angesammelte Ertrag früher geleisteter Arbeit; dasselbe ist eine Wohlthat für die Gesellschaft 178

Zwanzigste Unterhaltung. Die Arbeit ist eine Waare, deren Preis nicht willkürlich bestimmt werden kann 189

Einundzwanzigste Unterhaltung. Das Maß der Löhne wird durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Die Arbeiterverbindungen und die Arbeitseinstellungen 197

Zweiundzwanzigste Unterhaltung. Bevölkerung, Lebensbedürfnisse und Löhne. Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Lebensbedürfnissen; ihr Einfluß auf die Löhne 205

Dreiundzwanzigste Unterhaltung. Producenten und Konsumenten. Konkurrenz schafft Wohlfeilheit 216

Vierundzwanzigste Unterhaltung. Die Steuern und der Staat 228

Fünfundzwanzigste Unterhaltung. Ueber das Genossenschaftswesen und seine verschiedenen Formen. Genossenschaften unter den Arbeitern 238

Sechsundzwanzigste Unterhaltung. Ueber das letzte Ziel des Genossenschaftswesens: die Errichtung eigener größerer Industriegeschäfte; über Betheiligung der Arbeiter an dem Gewinn der Fabrikbesitzer 247

Siebenundzwanzigste Unterhaltung. Wohlthätigkeitsanstalten überhaupt als Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen 252

Nachwort 259

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Einleitung.

I.

Ein armes Dorf.

An einem schönen Sonntag des Jahres 1846 hatte der größte Theil der Einwohner des Dorfes Schönfeld die Leiche eines Mitbürgers, eines einfachen Fabrikarbeiters zur letzten Ruhestätte begleitet.

Von den Zurückgekehrten blieb nahe der Kirche ein Häuflein um einen Mann stehen, der sich dem Geleite ebenfalls angeschlossen hatte, einen Mann von vorgerückten Jahren, aber noch von der Rüstigkeit eines Sechzigers.

Es war der Doktor Auer, dessen Namen man im ganzen Dorf mit Achtung nannte. Als Regimentsarzt hatte er in den Kriegsjahren fast alle Feldzüge mitgemacht und sich durch Geschicklichkeit und freundliche Fürsorge für die Soldaten ausgezeichnet. Nach dem Kriege zog er sich, 35 Jahre alt, in seinen Geburtsort zurück, wo seine Familie in einem durch Arbeit erworbenen mäßigen Wohlstand lebte. Er heirathete eine Wittwe, wurde Vater von zwei Kindern und hatte so viel Einkommen, daß er bequem leben und noch Wohlthätigkeit üben konnte.

Lag er noch seinem Berufe als Arzt ob, so geschah es hauptsächlich, um den Armen beizustehen; die wohlhabenderen Kranken wies er seinen Kollegen in der benachbarten Stadt zu; es war ihm nicht um eine größere Praxis zu thun. Noch aus einem andern Grunde wollte sich der Doktor seiner Freiheit nicht begeben. Er machte, so lange er noch kinderlos war, alle Jahre eine Reise von einigen Monaten, bald in dieses, bald in jenes Land von Europa, theils um seiner Liebe zur Botanik nachzugehen, theils um die Menschen und ihre Sitten zu studiren.

Kam er zurück, so verglich er dann den Zustand seiner Gemeinde mit demjenigen anderer Dörfer, die er gesehen hatte. Er gewahrte, wie seit

dem Frieden in einer Menge von Ortschaften Veränderungen vorgegangen waren, die an's Wunderbare grenzten. Wo früher eine spärliche und armselige Bevölkerung elend vegetirte, lebten heute zahlreiche Einwohner in Wohlhabenheit; wo sonst nur das Geschrei wilder Vögel die Stille der Felder und Wälder unterbrach, da ließ sich jetzt das Geräusch der Thätigkeit und Arbeit vernehmen. Es waren die Vervollkommnungen im Landbau und die Fortschritte in der Industrie, die diese Veränderungen bewirkt hatten.

Mitten in dieser allgemeinen Bewegung war das Dorf Schönfeld vollkommen stehen geblieben. Auer stellte die Frage an sich, ob denn wohl die unentgeltlichen Dienste, die er den Armen leistete, das einzige Mittel seien, um sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen. Für einen aufgeklärten Mann, der so viel gesehen und so gut beobachtet hatte, konnte die Antwort hierauf nicht zweifelhaft sein.

Wirklich auch wandte er, unter Beschränkung seiner Ausflüge, seine Gedanken nun ganz der Hebung seiner Gemeinde zu; er wollte, indem er den Anstoß zu den Verbesserungen der Neuzeit gab, der Wohlthäter seiner Mitbürger werden.

Das Dorf Schönfeld hatte eine glückliche Lage, die seine Bewohner nur nicht zu benutzen verstanden. Es lag am Ufer eines Flusses, der kurz oberhalb anfing schiffbar zu werden, und sein Gebiet in zwei Theile trennte; die Wohnungen standen aber fast alle auf dem rechten Ufer, am sanften Abhang eines Hügels. Mitten im Dorf war dieser Abhang am steilsten; ein freier Platz vor der Kirche, von dem man eine sehr schöne Aussicht, namentlich über das jenseitige Ufer genoß, fiel sogar ganz schroff ab.

Hinter den Wohnungen auf einer Anhöhe dehnte sich eine kleine Ebene aus, die gegen Norden von bewaldeten Hügeln eingeschlossen war. Letztere schützten das Dorf gegen rauhe Winde. Nach vorn bildete der Fluß ein Hufeisen, in dessen Mittelpunkt die Kirche lag. Verfolgte man den Lauf des Flusses, so gewahrte man gegen Abend auf anderthalb Stunden Entfernung eine kleine an seinem Ufer liegende Stadt, die den Horizont begrenzte. Innerhalb des Hufeisens lag eine Ebene von der Breite einer Stunde, durch die ein Bach floß, der sich mitten im Ort in den Fluß ergoß. Es fehlte diesem Bach nie an Wasser; an stillen Stellen war er tief; sonst war er rauschend und hatte selbst von Strecke zu Strecke unbenützte Gefälle.

Aber während er für das Dorf eine Quelle der Wohlhabenheit hätte sein können, war er dessen größte Plage geworden. Nach heftigen Regen überschwemmte er oft seine niedrigen Ufer und verwandelte die Ebene in eine

Art von Sumpf. Statt fetter Wiesen bot diese daher nur eine magere, mit Binsen und ungesunden Wasserpflanzen bewachsene Weide. Zudem war das an den niedrigsten Stellen stehen bleibende Wasser im Herbste die Ursache von kalten Fiebern, welche alljährlich von der auf diesem Ufer wohnenden Bevölkerung viele Opfer forderten und die Meisten auf die andere Seite des Flusses hinüber trieben. So gab diese Ebene, die nur auf eine verständige Hand wartete, um reichen Segen zu gewähren, den Anblick einer Art Wüste, in der ein Paar armselige Heerden weideten. Die auf der Hochebene hinter dem Dorf gelegenen Güter hatten im Ganzen einen guten Boden; aber, erschöpft durch den fortgesetzten Anbau der nämlichen Gewächse, lieferten sie schwache Erndten. Aus Mangel an Futter und aus diesem Grund an Vieh, eine Folge des beklagenswerthen Zustandes ihrer Wiesen, konnten die Einwohner, die nichts von einem künstlichen Wiesenbau verstanden, ihren Feldern den Dünger nicht gewähren, der zur Fruchtbarkeit erforderlich ist. Sie ließen jedes Jahr einen Theil brach liegen und verloren so den Ertrag, den ihnen eine vernünftige Folge in den Erndten gegeben hätte. Von jenen besonderen Kulturen, von dem Anbau von Handelsgewächsen, deren Einführung oft allein einer ganzen Gemeinde Leben gibt, war ihnen ohnehin nichts bekannt.

So schleppte sich die Bevölkerung von Schönfeld, die kaum 500 Seelen zählte, in Armuth dahin. Man hielt an der althergebrachten Verfahrungsart im Feldbau fest. Korn, Roggen, Haber, Kartoffeln, ein wenig Wein aus guten Lagen zwar, aber werthlos, weil nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, etwas Wolle von armseligen Schafen, nebst ein wenig Hanf für den eigenen Verbrauch, das waren die Erzeugnisse der Gemeinde. Fügen wir noch einige der gewöhnlichsten Gemüse hinzu und rauhes, geschmackloses Obst von schlecht gezogenen Bäumen, und wir haben die vollständige Liste der im Dorfe geernteten Gegenstände.

Etwas Korn, Eier, einiges Geflügel, selten Obst und Gemüse, waren das Einzige, was die Bewohner in die Stadt zu Markt bringen konnten, um von dem Erlöse die Steuern zu bezahlen und das Unentbehrlichste anzukaufen. Mit Ausnahme eines Maurers, eines Schreiners, eines Zimmermanns und eines Schmieds, ohne welche auch die unbedeutendste Niederlassung nicht bestehen kann, war in dem Dorfe nichts von Gewerbefleiß zu finden. Dazu fehlte es an aller Thätigkeit, an jedem Unternehmungsgeist.

An diese elenden Zustände knüpfte sich dann jene Eifersucht, die sich der Armen, gegenüber denen, die in besserer Lage sind, leicht bemächtigt. Denn die Armen leben oft in dem Irrthum, was die Andern besitzen,

sei ihnen genommen und sehen nicht ein, daß der Reichthum wieder Reichthum erzeugt und die Armuth Aller nur das Elend des Einzelnen fortpflanzt.

Kamen Bürger aus der Stadt, um sich in der Gemeinde anzukaufen, so wurden sie von den Ortsangehörigen mit scheelen Augen angesehen. Während sie sich über den Zufluß von Kapitalien, der den Güterwerth erhöht und den Verkehr belebt, hätten Glück wünschen sollen, wurden sie ärgerlich über eine Konkurrenz, die ihnen den Preis des Feldes erhöhte, um dessen kleinste Stücke sie sich zankten. Wenn auch die schöne Lage des Dorfs Fremde anzog, konnte sich doch Niemand daselbst niederlassen, da er die Beute der kleinlichsten Anfechtungen zu werden fürchten mußte.

Schon der bloße Anblick der Mehrzahl der Dorfwohnungen kündigte das Elend und die Rohheit der Bewohner an; einige dieser Wohnungen schienen mehr zur Aufnahme von Thieren, als von Menschen geeignet. Es waren enge Hütten, mit der Thüre als alleinigem Luftloch und einem einzigen Raum im Inneren, in welchem Vater, Mutter und Kinder von beiden Geschlechtern und von jedem Alter ungeschieden zusammen lebten. Der Boden aus nackter Erde und niedriger als die Umgebung, unterhielt eine beständige Feuchtigkeit. Dazu Mangel an Luft, Licht und Reinlichkeit, oft auch an genügender Nahrung und so konnte es nicht fehlen, daß die Kinder schwächlich und ungesund, entweder in frühem Alter weggerafft wurden, oder ihr Leben lang verkommen blieben. Außerhalb der Häuser eine Anhäufung von Abfällen und Unrath aller Art, stehende, stinkende Wasser und Pfützen von Jauche, das war der Anblick, den die Gemeinde bot.

Im Uebrigen nichts von jenen lachenden Baumgärten, die vielen Dörfern ein so reizendes Aussehen geben; nichts von den Einfassungen, den Blumenrabatten, die bei einer so großen Zahl von Landbewohnern zugleich den Wohlstand und den Geschmack für feinere Lebensgenüsse beurkunden. Kaum sah man bei einigen Hütten fünf oder sechs verkrüppelte Obstbäume und zwei oder drei Krautgärtchen, mit zerfallenem Zaun schlecht gegen das Eindringen der Hausthiere geschützt.

Schritt man durch das leblose Dorf, so hörte man höchstens einige klatschsüchtige Gevatterinnen, die ihre bösen Zungen an einander wetzten, oder das Geschrei sich selbst überlassener, auf der Straße spielender Kinder; denn auch mit dem Schulbesuch wurde es nicht streng genommen. Während die Eltern behaupteten, sie könnten ihre Kinder für ihre Arbeit nicht entbehren, lungerten diese auf der Gasse umher. Einige hüteten während der guten Jahreszeit eine magere Kuh auf den Gemeindewiesen oder führten ein Paar

Hämmel in die Wälder, die dort großen Schaden thaten, im Winter aber lasen sie Abfallholz auf. Was sie aber noch mehr auflasen, war die Gewohnheit des Müssiggangs mit allen seinen Lastern.

Auch die Wege der Gemeinde boten denselben Anblick dar, wie das Dorf. Das Zugvieh erschöpfte seine Kräfte bei dem schlechten Zustand derselben. Die daraus entstehende Unmöglichkeit, die Fuhrwerke gehörig zu beladen, vervielfältigte die Fahrten und veranlaßte viel Zeitverlust, oft kamen Rad- und Wagenbrüche vor. Mit dem Winter wurden die meisten Wege ganz unfahrbar, und da kein Fuhrwerk mehr auf's Feld ging, so hörten auch die Arbeiten im Dorf auf, was die Folge hatte, daß die Einwohner den größten Theil des Tags in den Schenken zubrachten. Aber auch die Stadt wurde alle Wochen besucht, von Mann und Frau, so wie man auch allen Märkten der umliegenden Dörfer auf vier oder fünf Stunden im Umkreise nachlief.

In den Kneipen, auf den Messen und Märkten, bei allen Volksversammlungen zeichneten sich die Schönfelder durch grobe Reden und Streitsucht aus und es kam nicht selten zu Schlägereien. Bei ihrem zänkischen und streitigen Wesen vermied man es auch sonst, sich mit ihnen einzulassen. Einige Bürger der Stadt wären gerne geneigt gewesen, das Gefäll des obenerwähnten Baches nutzbar zu machen; aber sie scheuten sich, mit so ungeselligen Nachbarn in Verhandlung zu treten.

Dies war der Zustand der Gemeinde, als der Doktor es unternahm, denselben zu verbessern.

Ehe er sein großes Vorhaben in Angriff nahm, berechnete er alle Folgen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß, wenn es ihm gelang, der modernen Civilisation in der Gemeinde Bahn zu brechen, auch der Geist und die Sitten sich ändern würden. Aber er war sich auch wohl bewußt, mit welchen Schwierigkeiten er würde zu kämpfen haben, welche Hindernisse ihm Vorurtheil, Trägheit, Eifersucht, Verläumdung bereiten und wie er für eine Zeit lang seine Ruhe und seinen Frieden opfern werde. Dieser Kampf schreckte jedoch den für seinen Gegenstand begeisterten Mann nicht zurück. Komme ich nicht an's Ziel, dachte er, so erreichen es Andere nach mir.

Uebrigens sah er wohl ein, daß er allein einer so großen Aufgabe nicht gewachsen sei. Bescheiden, wie alle Männer von wahrem Verdienst, begriff er, daß er sich nach Hilfe umsehen müsse, und sich solche zu verschaffen, war daher die erste seiner Sorgen.

II.

Das wohlhabende Dorf.

In das Gebiet der Gemeinde gehörte auch das Besitzthum eines reichen Mannes mit Namen Hofmann, bestehend aus einem hübschen Landgut mit Schlößchen; er selbst wohnte jedoch in der Stadt und kam nur in der schönen Jahreszeit manchmal heraus. Der Charakter der Schönfelder und der Anblick ihres Elends waren ihm zuwider. Er hatte den guten Willen, Hilfe zu leisten, wo es Noth that, sah aber wohl ein, daß seine Wohlthätigkeit dem Uebel nie an die Wurzel kam. Arbeitsam und beharrlich, aber schüchtern und schwer von Entschluß, hätte er nie das Werk begonnen, das sich Doktor Auer zur Aufgabe machte.

Dieser aber begriff, welchen Beistand er bei einem Manne finden könne, der Glücksgüter und die erforderliche Muße, neben einem offenen Sinn für das Wohl seiner Mitmenschen besitze. Er machte daher Herrn Hofmann mit seinem Vorhaben bekannt, welcher es beifällig aufnahm und Unterstützung versprach. Schon wiederholt war ihm die Stelle des Ortsvorstandes angeboten worden; nun entschloß er sich, sie anzunehmen, was die Nothwendigkeit mit sich brachte, öfter in Schönfeld zu verweilen; ja er verlegte, eingenommen für das Werk, an dem er mitwirken sollte, bald seinen ständigen Wohnsitz dahin.

Ein Umstand begünstigte sogleich beim Beginn der beiden Männer Vorhaben. Der alte achtzigjährige Pfarrer starb, und da der Doktor wohl einsah, daß die Wiedergeburt einer verwahrlosten Gemeinde ohne den Beistand der Religion und der Moral sehr schwierig sein werde, so bot er allen seinen Einfluß auf, daß der Gemeinde ein Geistlicher bestimmt werde, der jung, kräftig und erleuchtet ihn in seinem Vorhaben unterstützen könnte. Dies gelang und der Doktor sah seine Kräfte nun verdreifacht.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Mittel nachweisen wollten, welche in schöner Uebereinstimmung von den drei Männern angewandt wurden, um dem Dorf ein anderes Ansehen zu geben. Die Veränderung war eine solche, daß es eigentlich, um die Zustände zwanzig Jahre später darzustellen, nur der Kehrseite der Schilderung bedürfte, die wir oben gegeben haben.

Eine in Unwissenheit versunkene Bevölkerung wird am besten durch Beispiele überzeugt. Um also die Bewohner von Schönfeld zu einem besseren Feldbau anzuspornen, mußten sie auf günstige Erfolge hingewiesen werden können.

Eben jetzt lief der Pacht auf dem Besitzthum des Herrn Hofmann ab und indem er große Verbesserungsarbeiten auf seine Kosten vornahm, mußte sich der neue Pächter seinen Ansichten fügen. Dem kleineren Besitzthum des Doktors stand ein Verwalter vor; auch hier Verbesserungen durchzuführen, dazu fehlte es ihm an dem nöthigen Kapital. Er entschloß sich zu einem Schritt, der sich als eines der heilsamsten Beispiele erwies. Statt Geld aufzunehmen, verkaufte er die Hälfte seines Besitzes und nun hatte er die Mittel, den Rest nutzbarer zu machen. Daß dies nicht nur ein gutes Beispiel, sondern auch eine gute Spekulation war, zeigte sich zehn Jahre später, wo ihm die Hälfte seiner Güter einen schöneren Ertrag abwarf, als vorher das Ganze. Der Werth seines, nach allen Richtungen verbesserten Besitzes hatte sich fast verdreifacht.

Solche Resultate stachen nun doch den Bewohnern von Schönfeld in die Augen. Nachdem einmal einige Bauern, von dem Beispiel, dem Zuspruch und hie und da durch geheime Unterstützung des Herrn Hofmann ermuntert, für Verbesserungen gewonnen waren, war das Schwerste überwunden; dennoch blieb des Doktors Leben von nun an ein immerwährender Kampf mit Hindernissen. Er mußte persönlich alle Arbeiten überwachen und durfte nicht müde werden, Belehrung und Rath zu ertheilen, wozu er die Sonntage benützte, an welchen sich die Bewohner in Gruppen um die Kirche zu versammeln pflegten.

Worauf er vor allen Dingen seine Aufmerksamkeit richtete, das war die Eindämmung des Baches, der die Ebene bei dem Dorfe durchschnitt. Hatte man diese bewerkstelligt, so waren nicht nur die Ueberschwemmungen beseitigt, welche die Ebene in einen ungesunden Sumpf verwandelten, sondern auch gute Wiesen gewonnen. Man schritt an's Werk, dämmte den Bach ein, leitete die Wasser in zahlreichen Gräben ab und in kurzer Zeit war ein gutes und fettes Futter für vermehrtes Vieh und damit auch Dung gewonnen, an dem das Dorf immer Mangel gelitten hatte.

Das war aber nicht Alles. Wir wissen, daß der Bach viel Gefäll hatte. Das dem Dorf zunächst liegende erwarb der Doktor und baute daselbst eine Mahlmühle, die dem Ort fehlte; auf weite Entfernung und auf schlechten Wegen hatten die Bewohner bisher ihre Frucht zur Mühle führen müssen. Nun ging er weiter. Grund und Boden der Gemeinde war nicht so groß, daß die Bewohner hinreichend mit Feldarbeit beschäftigt gewesen wären. Er beschloß daher eine Industrie in das Dorf zu rufen. Durch den Verkauf eines Theils seines Besitzthums an einige unternehmende Capitalisten wurde auch dies ermöglicht. Bald sah man die Mauern einer

Spinnerei sich erheben, an die sich später eine Kattunfabrik anschloß. Der Anfang mit derlei Anstalten war nun gemacht, und da immer noch Wasserkräfte übrig und die Holzpreise bei den zahlreichen Waldungen der Umgegend niedrig waren, so gab dies zur Errichtung einiger Hammerschmieden Anlaß. Ohne Anstände liefen diese Neuerungen aber nicht ab. Schönfelds Einwohner waren für diese neue Gewerbsthätigkeit theils nicht zahlreich, theils nicht verständig genug und es mußten daher fremde Arbeiter herbeigezogen werden, welche man als ebensoviel Mäuler, die dem Ort das Brod wegessen und die Waaren vertheuern, mit Neid und Unwillen ansah.

Der Doktor wußte die Aufgeregten zu beruhigen. Es galt aber noch in einer anderen Richtung allen seinen Einfluß geltend zu machen, da es sich nun auch darum handelte, die Gemeindegüter, ein ansehnliches Territorium, auf das die Armen ihre Kühe und Schafe zur Weide schickten, zu verkaufen. „Das heißt die Gemeinde ruiniren und die Armen vollends an den Bettelstab bringen,“ war das Gerede im Dorf. Der Doktor setzte aber auch dies vermöge seiner Beliebtheit in der Ueberzeugung durch, daß der Verkauf die beste Auskunft sei, für die gemeinnützlichen Verbesserungen Mittel zu schaffen und werthlose Weiden in gutes Ackerland zu verwandeln.

So wurde denn auf sein Anrathen ein Theil des Gemeindeguts unter die Einwohner vertheilt, der Rest kam zum Verkauf und gelangte in die Hände auswärtiger Eigenthümer, die eine bessere Bearbeitung des Bodens einführten.

Jetzt wendete Herr Auer seine Sorgfalt auch den Wäldern zu, die bisher fast werthlos waren, weil Ziegen und Schafe keinen Nachwuchs aufkommen ließen. Die Triftgerechtigkeit wurde aufgehoben und da gleichzeitig die Hammerschmieden Nachfrage nach Holz veranlaßten, so kamen die Forsten bald in schönen Ertrag und die Bevölkerung fand auch hier Arbeit.

Mit den gewonnenen Mitteln konnten nun auch diejenigen Arbeiten in Angriff genommen werden, die den Verkehr des Orts nach auswärts erleichtern sollten. In erster Linie mußten die so verwahrlosten Verbindungsstraßen hergestellt werden. Anfänglich sahen viele auch darin nur Frohnen zum Besten der Wohlhabenden. Bald aber, als sie wahrnahmen, wie die Gewerbsthätigkeit und die Fortschritte im Feldbau das Fuhrwerk vermehrten, begriffen sie, daß dem Armen wie dem Reichen der gute Zustand der Wege zu statten kam.

Mittlerweile hatte auch der neue Geistliche durch Wohlwollen und freundliche Theilnahme an den Angelegenheiten der einzelnen Familien sich

die Herzen gewonnen und nun war es ihm leicht, an der Wiedergeburt der Gemeinde mitzuarbeiten. Seine Kirche war besuchter als je, so zwar, daß an ihre Vergrößerung Hand angelegt werden mußte. Indem sich die Glücksumstände der Leute verbesserten, wurden sie auch sittlich besser.

Nach so vielen Fortschritten im Haushalt der Gemeinde konnte man nun auch an Verschönerungen denken. Der Platz vor der Kirche wurde vergrößert, mit Bäumen bepflanzt und in einen Spaziergang mit Bänken verwandelt. Dort saß der Doktor gerne und plauderte mit den Bewohnern, von welchen er viele noch als Kinder gekannt hatte und die er daher nach ländlicher Sitte duzte.

Wie hatte sich der Anblick, von der Terrasse aus, seit wenigen Jahren verändert! Die Ufer des sich unten vorüberschlängelnden Flusses waren auf beiden Seiten mit Reihen von Pappelbäumen eingefaßt, die nicht nur die Landschaft mit ihrem heitern Grün verschönten, sondern auch der Gemeindekasse einen Ertrag abwarfen. Ueber sie weg ruhte das Auge auf einem herrlichen Teppich von Wiesen. Inmitten dieses Bildes lag dann die Fabrik, deren imponirendes Bauwesen die kleinen umherliegenden Arbeiterwohnungen beherrschte, die selbst einen heitern Anblick gewährten. Auch bei ihrem Aufbau hatte der Doktor seinen Einfluß geltend gemacht und bei Herrn Hofmann und den Fabrikbesitzern willige Unterstützung gefunden. Licht und Luft durfte den Häuschen nicht fehlen. Sie waren von Gärten mit Obstbäumen umgeben und durch lebendige Hecken von einander getrennt. An der Liebhaberei für Blumenzucht konnte man wahrnehmen, daß der veredelnde Sinn für das Schöne Einkehr gefunden habe. Solche Beispiele wirkten auch auf die Bewohner im Dorf zurück. Ueberall war man beflissen, den alten, schmutzigen und unbequemen Wohnungen ein besseres Gewand anzuziehen und das ganze Dorf gewann allmählig ein freundlicheres Ansehen, zumal auch die Dunghaufen, deren nützliche Jauche bisher auf die Straße abgeflossen, wo dies thunlich war, von dieser entfernt wurden.

Bei allen diesen Verbesserungen rechnete Herr Auer besonders auf das nachwachsende Geschlecht und dabei mußte ihm namentlich die Schule behilflich sein, in welcher der einsichtsvolle Lehrer, Herr Raimund, im Sinne des Doktors wirkte. Der Geistliche besuchte sie fleißig und Versäumnisse wurden nicht mehr geduldet.

Mit dem veränderten Ansehen des Dorfs ging so allmählig auch eine Veränderung der Sitten vor sich. Die frühere Rohheit, der wilde Charakter, die Faulheit der Bewohner machten mehr und mehr einem gebildeteren Benehmen und besseren Gesinnungen Platz; die Märkte, die Wirthshäuser

wurden nicht mehr so häufig besucht, die Felder besser bebaut, der häusliche Erwerbsfleiß nahm zu. Auch der Anbau von Handelsgewächsen kam nun mehr auf und brachte Geld in's Dorf. Besonders leistete der Doktor auch der Obstzucht, deren Ertrag eine mühelose Ernte ist, Vorschub. Er sorgte für die Anpflanzung guter Sorten von Obstbäumen und gab selbst im Pfropfen und Beschneiden der Bäume Unterweisung. Eine Verbesserung des Viehschlages durfte auch nicht fehlen, und daran knüpfte sich auf seinen Rath und unter seinem Beistand ein neuer Erwerb, die Bereitung von Käse. Nach Vorgängen in der Schweiz wurde täglich die entbehrliche Milch sämmtlicher Kühe an einen zur Käsebereitung aufgestellten Einwohner abgeliefert, der den Besitzern Rechnung darüber hielt. Selbst das kleinste Quantum konnte auf diese Weise ohne Kosten und Zeitverlust verwerthet werden. Da die Bienenzucht ebenfalls einen ziemlich sichern Ertrag abwirft, so weckte er auch dafür die Liebhaberei, und fast in jedem Garten stand jetzt ein kleines Bienenhaus.

So war das Dorf Schönfeld jetzt fast nicht mehr zu erkennen. Seine Bevölkerung hatte sich in zwanzig Jahren verdreifacht und der Wohlstand war noch in größeren Verhältnissen gestiegen.

Wie aber eben nirgends in der Welt ein vollständiges Glück zu finden ist, so hatte der Umschwung auch Manche über das Ziel hinausgeführt. Den und jenen verlockte das Emporkommen seiner Nachbarn in schlecht berechnete, gewagte Unternehmungen. Diese scheiterten dann, während wieder Andere von unvorhergesehenen Unglücksfällen heimgesucht wurden. Jetzt eben lag auf der ganzen Gemeinde der Druck einiger schlechten Jahrgänge, die ihren kaum gewonnenen Wohlstand zu erschüttern und besonders auch eine Stockung der Gewerbe hervorzurufen drohten. Der Doktor hatte dies aber kommen sehen und war davon nicht betreten. Er verdoppelte seine Thätigkeit, um die Niedergeschlagenen aufzurichten. Ihn, der nie auf ein ununterbrochenes Wohlergehen zählte, erschreckte ein augenblicklicher Rückschlag nicht. Ihm waren solche Zeiten der Stockung nur Augenblicke der Ruhe, in welchen die Menschheit Kräfte zu neuen Fortschritten sammelt.

Was ihm allein Sorge machte, war, daß sich falsche Ansichten in die Gemeinde einschleichen, daß eine harte Zeit den Lastern und der Unvernunft wieder Bahn brechen möchte.

Alle seine Anstrengungen waren daher darauf gerichtet, durch Belehrung dem kommenden Uebel vorzubeugen. Er wußte wohl, daß noch viele Irrthümer und Vorurtheile zu bekämpfen seien.

Damit kommen wir auf die Versammlung zurück, die wir im Eingang unserer Erzählung bei der Kirche verlassen haben.

III.

Die Folgen einer Unklugheit.

Ludwig Morhard, ein Schönfelder Kind, hatte vor 18 Jahren die Tochter einer Wittwe geheirathet, die ihm zu ihren Tugenden ein kleines, von einem Gärtchen umgebenes Haus beibrachte. In diesem lebte er von seiner Hände Arbeit, indem er das bescheidene, ihm von seinen eigenen Eltern hinterlassene Gütchen bebaute. Seine und seiner Frau Thätigkeit und Häuslichkeit gewährten hinreichenden Unterhalt für die aus 6 Köpfen, den beiden Eheleuten, seiner Schwiegermutter und 3 Kindern bestehende Familie. Kein Unfall hatte bis jetzt ihr einträchtiges Leben gestört. Morhard hatte selbst schon Ersparnisse gemacht, als er die Unklugheit beging, sich mit seinem älteren Bruder, einem unternehmenden aber schwach bemittelten Mann zu einem kleinen Wassertransport-Geschäft zu verbinden, eine Unternehmung, die anfänglich zu glücken schien, aber bald scheiterte, als sich eine Konkurrenz mit größeren Kapitalien aufthat. Dazu kam, daß bei einer Ueberschwemmung der Bruder mit sammt seinem Schiff zu Grunde ging.

Man mußte dessen Güter verkaufen, um seine Gläubiger befriedigen zu können. Alles ging damit auf und es blieben selbst noch einige Schulden übrig. Morhard wollte aber auch noch diese berichtigen. Er hätte es allerdings nicht nöthig gehabt, denn er war nie der öffentliche Geschäftstheilhaber seines Bruders, hatte auch nie eine schriftliche Verbindlichkeit eingegangen; allein diese Schulden waren aus einem Geschäft hervorgegangen, an dem er Antheil hatte, und so war es für ihn eine Gewissenssache; auch sollte das Andenken seines Bruders in Ehren bleiben. Bald darauf führte der Kummer auch seine Schwägerin in's Grab, welche zwei unversorgte Kinder hinterließ. Ohne sich zu besinnen, nahm Morhard diese zwei Waisen bei sich auf; er meinte, wenn er etwas strenger arbeite, so könne er sie wohl neben seinen eigenen Kindern verhalten.

Es war dies von Ludwig Morhard edel gehandelt und bei seinem Verstand, seiner trefflichen Aufführung und seiner unermüdlichen Thätigkeit hätte ihn wohl auch das Glück ferner begünstigt; aber er beging abermals eine schwere Unklugheit.

Um die Schulden seines Bruders bezahlen zu können, hätte er einen Theil seines eigenen Grund und Bodens verkaufen sollen; statt dessen ließ

er sich, als der Nachlaß des Bruders zum Aufstreich kam, von der Versuchung verlocken, einige Güterstücke, die an die seinigen grenzten, zu ersteigern, in der Absicht, seinen Besitz damit abzurunden. Natürlich mußte er hiezu Geld aufnehmen, wie dies die Landleute gerne thun, die nicht begreifen, wie falsch es ist, Geld zu 6 Procent zu borgen, um Güter zu kaufen, die gewöhnlich höchstens 3—4 Procent ertragen. Diese Sucht ist die Geißel des Landvolks und macht es zur Beute von Wucherern und Spitzbuben. Auch Morhard sollte es erfahren.

Gleich im Anfang kamen zwei schlechte Jahrgänge, die es ihm unmöglich machten, auch nur die Zinsen seiner Schuld aufzubringen. Sein Haushalt war ja auch durch die Aufnahme der Kinder seines Bruders nun auf acht Köpfe gestiegen. Da mußte er noch froh sein, daß ihm seine Gläubiger gestatteten, den Zinsenrückstand zum Kapital zu schlagen. Morhard verdoppelte nun seinen Fleiß; er war auf dem Felde der erste und letzte und strengte sich so an, daß seine Gesundheit der Uebermüdung unterlag. Er verfiel in eine langwierige Krankheit, ward über 6 Monate in's Haus gesprochen und sah sich genöthigt, fremde Arbeiter zu bezahlen. Zu allem Unglück wurden dann noch unmittelbar vor der Ernte seine Aecker von Hagelschlag heimgesucht. Nun hätte er sich entschließen sollen, nicht nur die angekauften Güterstücke wieder wegzugeben, sondern auch noch einen Theil seines väterlichen Erbes zu verkaufen, um wieder freie Hand zu gewinnen; aber wie dies bei Landleuten gewöhnlich ist, so ließen es auch bei ihm trotz des Rathes, den ihm der Doktor gab, Eitelkeit und Eigenliebe nicht zu, etwas zu veräußern, was ihm einmal gehört hatte. Die Folge war, daß mit entsetzlicher Schnelligkeit seine Schulden anwuchsen, und da er endlich die Zinsen und Kosten nicht mehr aufbringen konnte, so schritten die Gerichte ein und er hatte den Schmerz, auf sein väterliches Erbe nun ganz verzichten zu müssen, und dies wegen einer Schuld, die er mit Aufopferung eines Theiles seiner Zeit hätte abtragen können.

Es blieb ihm nun nichts mehr, als das ihm von der Frau beigebrachte Haus und der Garten. Seine Familie hatte doch wenigstens noch eine Zuflucht.

Genöthigt, Arbeit zu suchen, wandte sich Morhard an die Spinnerei, wo er auch seinen nun 16jährigen Sohn unterzubringen hoffte. Diesen hatte er, trotz seiner Einschränkungen, bis zum 14ten Jahr in die Schule geschickt, da er wohl einsah, daß ein guter Unterricht mit der Angewöhnung an Ordnung und Arbeit das sicherste Erbe sei, das er ihm hinterlassen könne. Wie sehr er recht hatte, zeigten die jetzt eingetretenen Verhältnisse.

Bei der Theilnahme, die das Unglück des fleißigen Mannes allerwärts gefunden hatte, konnte es nicht fehlen, daß er in der Fabrik freundlich aufgenommen wurde. Bald war er mit der Arbeit vertraut und bezog einen ziemlich hohen Lohn. Auch sein zugleich mit ihm angestellter Sohn versprach bei seinem Wissen und seiner Thätigkeit bald ein ganz guter Arbeiter zu werden; die Mutter fand für ihre freie Zeit im Dorf Beschäftigung.

So erhielt sich der Hausstand zwar ärmlich aber schuldenfrei, und man konnte ohne allzuschwere Sorgen dem Augenblick entgegengehen, wo auch die andern Kinder in das Alter kämen, um sich selbst ihr Brod verdienen zu können.

Morhard hatte sich von der Erschütterung erholt und seine alte Heiterkeit wiedergefunden; in naher Zukunft hoffte die Familie wieder bessere Tage zu verleben. Da vernichtete ein unerwartetes Ereigniß plötzlich diese Hoffnungen.

Morhard ging eines Abends von der Fabrik nach Hause, wie gewöhnlich mit beschleunigtem Schritt, um daheim noch häusliche Geschäfte verrichten zu können. Plötzlich hörte er Hilferufe. Sie kamen von einem Haufen Kinder, von denen eines, am Ufer spielend, in's Wasser gefallen war. Morhard eilt hinzu, wirft sein Kleid ab und stürzt sich in den Fluß an der Stelle, wo das Kind verschwunden war. Nach kurzem Suchen hat er es gefunden, am Ufer niedergelegt und widmet ihm nun die Sorge, die seine Lage erfordert. Bald ward es wieder zum Leben gebracht und als es eben zum Bewußtsein gekommen war, fand sich auch seine Großmutter an der Unglücksstelle ein, welcher Morhard, glücklich, ein Menschenleben gerettet zu haben, das Enkelchen übergab. Er selbst ging schnell nach Hause, um die Kleider zu wechseln. Die Rettung des Kindes war jedoch auf seine Kosten erfolgt. Morhard hatte sich, erhitzt vom Gehen, in den Fluß geworfen und nachher zu lange bei der Wiederbelebung des Kindes am Ufer verweilen müssen. Er legte sich mit Fieberfrost nieder, bekam eine Brustentzündung und wurde trotz aller ärztlichen Bemühungen nach 3 Tagen seiner Familie entrissen.

Dieses Ereigniß versetzte das ganze Dorf in Trauer. In guten Zeiten war Morhard's Haus allen Unglücklichen offen gestanden; mit Hintansetzung seines eigenen Vortheils war er dienstfertig gegen alle Nachbarn; die Ursache seines Todes erhöhte noch das Leidwesen. Daher gab ihm auch fast die ganze Gemeinde, den Schultheiß, Herrn Hofmann, an der Spitze nebst allen Fabrikarbeitern mit den Fabrikherren das letzte Geleite.

Zurückgekehrt vom Gottesacker trennten sich, wie wir im Eingang gesehen haben, die Bewohner von Schönfeld. Nur einige waren auf der Terrasse vor der Kirche bei Herrn Doktor Auer stehen geblieben; statt der gewöhnlichen Heiterkeit lag aber diesmal neben der Trauer um den verlorenen Mitbürger eine allgemeine Beklemmung auf der kleinen Versammlung.

Jedermann weiß, daß die Ernte von 1845 schlecht war und die von 1846 noch geringer. Die Vorräthe in den Scheunen waren nahezu erschöpft und man bezweifelte die Möglichkeit, bis zur neuen Ernte mit ihnen auszureichen. Die Sorgen der ländlichen Bevölkerung waren auch auf die der Werkstätten übergegangen, von der jene lebten. Die Geschäfte stockten, die Magazine füllten sich an, und allerwärts verminderte sich auch die Thätigkeit der Fabriken. In Schönfeld handelte es sich schon von Herabsetzung der Löhne, von Beschränkung der Arbeitstage und selbst von Entlassung einer Anzahl von Arbeitern.

Kein Wunder also, daß auf den Anwesenden eine Wolke von Sorgen lag. Selbst der Doktor, sonst so heiter, schien bekümmert. Stillschweigend hatte er sich auf eine der Bänke mit der Aussicht auf das Thal gesetzt, dessen sonst so lachender Anblick ihm heute traurige Ahnungen erweckte. Er dachte an eine schwere Zukunft und auch die Ortsangehörigen umstanden ihn still.

Endlich unterbrach ein junger Mann mit Namen Andreas Glaubtreu das Schweigen. Er war ein Fabrikarbeiter, thätig, aber hitzig, rasch im Denken und Sprechen. Seit einigen Jahren im Dorfe wohnhaft, hatte er sich bemerklich gemacht durch seinen Verstand, aber auch durch seinen Widerspruchsgeist. Uebrigens ließ er sich gerne durch Vernunftgründe überzeugen.

„Nun," sagte Andreas, „zu was hat dem armen Morhard nun seine Thätigkeit, seine Hingebung und seine Rechtschaffenheit genützt? Er hat sein ganzes Leben wie ein Galeot gearbeitet und jetzt liegt er im Grab und hinterläßt eine Familie, die für immer dem Elend verfallen ist."

„Andreas," erwiederte der Doktor, „du weißt vielleicht nicht, daß deine Frage allerlei enthält, vielleicht mehr, als du bedacht hast."

„O!" erwiederte Andreas, „verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nicht sagen wollen, Morhard habe Unrecht gehabt, sich für die Rettung des Kindes in's Wasser zu stürzen. Da hat er nur gethan, was jeder Mann von Herz an seiner Stelle gethan hätte."

„Du hast nicht nöthig, Andreas, dich zu rechtfertigen, als habest du die Hingebung des Verstorbenen tadeln wollen. Dafür kenne ich dich zu

gut. Du wolltest wahrscheinlich nur von dem Vorwurf reden, der ihm wegen des Opfers gemacht wurde, mit dem er für die Schulden seines Bruders eintrat."

„Ganz recht," sagte Andreas.

„Aber, Andreas, das Gute oder Schlechte unsrer Handlungen hängt nicht vom Erfolg gab; sonst wäre ja nur gut, was uns nützlich und schlecht, was uns schädlich ist."

„Das meint man nicht," fiel einer der Bauern ein; „aber es ist doch gewiß, daß wenn Morhard die Schulden seines Bruders nicht bezahlt hätte, er sich nicht ruinirt und seine Familie nicht an den Bettelstab gebracht haben würde."

„Vater Schläger," erwiederte der Doktor, „ich weiß, daß über diese Handlung schon seit Jahren hin- und hergesprochen wird. Aber machen wir sie uns deutlich. Waren die Schulden, die Morhard bezahlt hat, nicht auch eigene oder waren es nur die Schulden seines Bruders?"

„Es waren die Schulden seines Bruders," erwiederte Schläger, dem noch mehrere Andere zustimmten.

„Nein, es waren die seinigen," entgegnete Andreas, dem sich ebenfalls einige der Anwesenden anschlossen.

„Also da habt ihr's, ihr seid selbst nicht einig. Versuchen wir uns zu verständigen. Hatte Morhard Geld in das Geschäft seines Bruders gesteckt?"

„Das ist eine bekannte Sache," erwiederten die Anwesenden.

„Und wenn das Unternehmen geglückt wäre, hätte er Theil am Nutzen gehabt?"

„Gewiß," war die übereinstimmende Antwort.

„Also war Morhard der Associé seines Bruders. Da er nun den Nutzen mit ihm getheilt hätte, mußte er nicht auch den Schaden mittragen?"

„Aber," warf Herr Meerwein, ein abgefeimter, als Wucherer verschrieener Geschäftsmann, ein, „Morhard hatte sich für die Verbindlichkeiten seines Bruders nicht unterschrieben."

„Ei, seit wann," erwiederte der Doktor, „ist ein ehrlicher Mann nur verbindlich, wenn er seinen Namen auf ein Stück Papier gesetzt hat. Nein, nein! seien wir aufrichtiger und gestehen Sie nur zu, Herr Meerwein, daß es sich hier wirklich von einer Schuld des Morhard handelte.

„Im Grunde ja wohl," gab Herr Meerwein zur Antwort; „aber er hätte sich der Bezahlung entziehen können, weil er gesetzlich nicht dazu angehalten werden konnte."

„Das ist wahr," sagte Herr Auer; „die Gerichte hätten ihn nicht zwingen können; aber dies beweist nur, daß, was gesetzlich ist, nicht immer auch rechtlich ist."

„Ich meines Theils erkenne dies an," erwiederte Andreas; „aber es ist ein trauriger Gedanke, daß Morhard's Ehrlichkeit seinen Ruin herbeigeführt hat."

„Weil dir der Gedanke peinlich ist, Andreas, so will ich versuchen, dir das Irrige dieser Ansicht, die von Vielen hier getheilt wird, zu beweisen. Morhard war ein vollkommen rechtschaffener Mann; aber er hat eine schwere Unklugheit begangen."

„Ja und welche?" fragten die Anwesenden.

„Als er das Gut im Hasel kaufte, ohne Mittel zur Bezahlung. Dieses Gut kostete 3000 fl. und er hatte nur die Hälfte. Bei der Schuldenliquidation seines Bruders hatte er 1000 fl. Schulden, die er baar hätte bezahlen können; es wären ihm sogar noch 500 fl. von seinem Ersparten übrig geblieben; jetzt war er auf einmal für 2500 fl. verschuldet."

„Aber," wandte der durch Unglück verbitterte Bauer Jarland ein, der sich eben auch mit fremdem Gelde vergrößern wollte, „hätte sich Morhard denn die Gelegenheit entwischen lassen sollen, sein väterliches Erbe abzurunden?"

„Ganz gewiß; es wäre besser gewesen, als Schulden zu machen."

„Aber," meinten einige Anwesende, „wenn er auch 2500 fl. Schulden hatte, so hatte er ja daneben ein Gut von 3000 fl. und aus dem Ertrag konnte er ja wohl die Zinsen bestreiten."

„Ihr sehet also nicht ein," erwiederte Herr Auer, „daß wenn die Güter nur 3 Procent tragen und Morhard aus 2500 fl. 6 Procent Zinsen zahlen mußte, ihm nichts verblieb, um das Kapital heimzuzahlen. Ihm, der seine Felder selbst baute, trugen sie zwar etwas mehr, und ich will zugeben, daß er sich am Ende mit Sparsamkeit hätte frei machen können."

„Gewiß," meinte Jarland, „wenn er nicht das Opfer von einer Reihe von Unglücksfällen gewesen wäre."

„Ganz recht, aber kommen Hagel, Regen, Trockenheit, Krankheiten nicht immer wieder und müssen sie vorsichtige Leute nicht auch in Rechnung nehmen? Daß er dieß versäumte, war Morhard's erster Fehler; der zweite war, daß er den Muth nicht hatte, zu verkaufen, als er nach der Liquidation 1000 fl. weitere Schulden hatte."

„War dieß ein Fehler," rief Leonhard Holzwarth, ein rechtlicher aber aufgeregter Mann, „so haben ihn die Lumpen von Wucherern theuer dafür bestraft. Wenn sich die Regierung mehr mit dem Wohl der rechtschaffenen Leute beschäftigen wollte, so behielte sie diese Schufte besser im Auge und erlaubte ihnen nicht, die Armen zu unterdrücken."

„Aber, Freunde, warum wollt ihr Alles auf die Regierung schieben? So wenig sie Regen und schönes Wetter und kalt und warm machen kann, so wenig kann sie alle ehrlich und gut machen. Und wenn sie sich in eurem Sinn in eure Geschäfte mischen wollte, so wäret ihr die ersten, die sich darüber beschwerten. Ich habe es bei Morhard versucht, der doch sonst ein vernünftiger Mann war; er hat mich nicht angehört; er ist doch den Leuten, die Leonhard Lumpen von Wucherern nennt, in die Hände gelaufen. Damals waren sie weder Lumpen noch Schufte; er verfluchte sie nur manchmal, wenn sie keine neuen Anlehen geben wollten."

„Aber," fuhr Leonhard fort, „könnte die Regierung nicht selbst für solche, die Geld bedürfen, in's Mittel treten?"

„Ich möchte wissen, in welcher Weise?" erwiederte der Doktor. „Die Regierung kann kein Geld ausleihen, denn sie hat kein anderes, als das, welches wir ihr zu der Verwaltung des Landes geben. Sie kann diejenigen, die Geld haben, nicht zwingen, es denen zu leihen, die keines haben. Sie kann nur verbieten, daß Geld über einen gewissen Zinsfuß ausgeliehen werde; aber dann finden die, welche keine Sicherheit leisten können, auch keinen Darleiher mehr."

„Das heißt also," erwiederte Leonhard, „die Armen müssen arm und von den Reichen unterdrückt bleiben."

„Ganz und gar nicht, Leonhard; ich will weder Unterdrücker noch Unterdrückte. Wenn die Armen nicht alle reich werden können, so sollen sie wenigstens Erleichterung haben. Es ist ja hier in Schönfeld schon manches in diesem Sinne eingeleitet. Das aber was geschah, haben wir für uns gethan, ohne Hilfe der Regierung. Um euch vollständig zu beweisen, wie man sich selbst helfen kann, müßte ich euch auseinander setzen, wie sich die Beziehungen der Menschen unter einander ordnen und euch zeigen, daß die Angelegenheiten in dieser Welt sich nicht alle durch Gesetze regeln lassen. Ich müßte euch vor Allem erklären, wie die Dinge, wenn man versuchen wollte, ihren natürlichen Gang zu stören, zuverlässig sich viel schlimmer gestalten würden, während, wenn wir der natürlichen Ordnung folgen, uns viel Spielraum bleibt, um unsre Lage zu verbessern."

„O, sagen Sie uns dies, Herr Doktor; wir hören ja gerne zu."

„Mehr verlange ich nicht; aber es wird Zeit kosten."

„Das ist einerlei, Herr Doktor."

„Es werden," fuhr der Doktor fort, „nicht nur wenige Stunden nöthig sein, um die Menge von Fragen, die hieher gehören, zu besprechen, sondern wir werden die Unterhaltung von Zeit zu Zeit neu aufnehmen müssen. Für heute aber ist die Stunde zu weit vorgerückt und ich will noch Morhard's Wittwe Trost bringen. Sie weiß noch nicht, daß ihr beschlossen habt, abwechselnd ihren Garten zu bebauen und sie bei allen Arbeiten, die sie verrichten kann, vorzugsweise zu berücksichtigen, wofür ich euch im Namen der Familie danke. Aber nicht ihr allein habt euer Mitgefühl bethätigt. Herr Bertrand will die junge Louise Morhard, die jetzt eben aus der Schule kommt, auf seinem Pachthof beschäftigen; Herr Schwarz hat mich beauftragt, der Mutter anzukündigen, daß er dem Sohne Joseph in der Spinnerei eine andere Arbeit mit höherem Lohn bestimmt habe und der Herr Schultheiß hat sich dafür verwendet, daß Morhard's Neffe und der vom Tod des Ertrinkens errettete Knabe, dessen Erziehung seiner alten Großmutter schwer fiele, in die Kinderbewahranstalt zu K. aufgenommen wurde, wogegen die alte Frau sich erbot, die Mutter und die Kinder der Morhard'schen Wittwe zu versorgen, damit dieser Zeit verbleibe, im Taglohn zu arbeiten."

Der Doktor hatte verschwiegen, daß er es war, der zu diesen Hilfleistungen für die Familie den Anstoß gab. Er wollte zeigen, wie sich die Menschen gegenseitig helfen müssen, und auf wie vielerlei Arten die Wohlthätigkeit wirksam sein kann, selbst wenn man nichts zu geben hat.

„Jetzt, Freunde," fuhr Herr Auer fort, „sagt mir, ob es nicht das Andenken an Morhard's Rechtschaffenheit und Aufopferung war, das zu allen diesen Entschließungen Anlaß gab und du, Andreas, glaubst du jetzt noch, daß seine Tugenden seiner Familie nichts genützt haben?"

„Das sehe ich jetzt wohl ein. Allein es ist eben doch wahr; er hat Gutes gethan, er war rechtschaffen und gewissenhaft und für all' das wurde ihm nichts als Armuth und der Tod. Meine Frage halte ich daher immer noch aufrecht."

„Du hast Recht, Andreas. Aber die Antwort erfordert eine längere Auseinandersetzung. Kommt, wenn ihr wollt, nächsten Sonntag wieder, dann wollen wir weiter darüber verhandeln. Erlaubt es das Wetter, so setzen wir uns wieder auf diese Bänke; wenn nicht, so suchen wir Schutz in der Schule, die uns mit Erlaubniß des Schultheißen der Herr Lehrer einräumen wird."

„Recht gerne," erwiederte dieser, der immer mit Vergnügen dem Doktor

zuhörte, und nachdem alle am nächsten Sonntag wieder zu erscheinen versprochen und sich von dem Doktor verabschiedet hatten, begab sich dieser zur Wittwe Morhard, um ihr die tröstlichen Neuigkeiten zu überbringen.

Erste Unterhaltung.

Die Weltordnung unter ewigen Gesetzen. Das Sittengesetz als nothwendige Grundlage alles Menschenverkehrs.

Die in Schönfeld errichteten gewerblichen Anstalten hatten viele Arbeiter, meistens junge Leute in den Ort gezogen, die dessen Geist und Sitten fremd waren. Diese wandernde Bevölkerung flößte dem Doktor, als jetzt mit der Theurung die Arbeit zu stocken anfieng, einigermaßen Besorgnisse ein.

Unterhaltungen in der angedeuteten Art erschienen ihm nun um so zweckmäßiger, als damit Gelegenheit geboten war, dem drohenden Verhängniß mit guten Rathschlägen zu begegnen.

Erfreut über den heutigen zahlreichen Besuch begrüßte er die Anwesenden freundlich und leitete seine Vorträge zunächst damit ein, daß er in einem kurzen Ueberblick seinen Zuhörern die göttliche Ordnung dieser Welt und die ewigen Gesetze, welche dieselbe regieren, anschaulich zu machen suchte. Er zeigte, wie sich aus allem scheinbaren Zwiespalt in der Natur, aus allen scheinbaren Widersprüchen am Ende doch die schönste Eintracht herausbilde, wie es gerade der Kampf der verschiedenartigen Kräfte sei, wodurch sich die Welt immer wieder verjünge, wie so vieles, was wir nicht allsobald begreifen, doch bei näherer Betrachtung zum großen Plane gehöre, und wie aller Streit sich in Frieden löse. Daran anknüpfend versprach er sodann mittelst der in Aussicht genommenen Unterhaltungen darzulegen, wie auch die Bewegungen und Kämpfe im Verkehrsleben der menschlichen Gesellschaft durch ewige Gesetze im Gleichgewicht und in Schranken gehalten werden und wie trotz scheinbarer Verwirrung der Beziehungen sich alles zum allgemeinen Wohl entwickle.

Aus diesen vorangeschickten Betrachtungen entspannen sich sodann Gespräche mit der Zuhörerschaft, die aus einer Mischung vieler Stände, aus Fabrikarbeitern, Handwerksleuten, Bauern, Krämern, Schenkwirthen u. s. w. bestand.

Einige der Anwesenden haben wir schon kennen lernen. Wir führen als solche, die sich mehr oder weniger in die Unterhaltung mischten, noch ferner an: die Bauern Flicker und Radmann, letzterer ein kinderloser, wohlhabender Mann, den Krämer Althans, der sich auf seine oberflächliche Bildung etwas zu gut that, den Schmied Vincenz Dorner, von heftigem Charakter, die Schenkwirthe Wegmann und Gmeiner, welche die Zusammenkünfte lieber in ihren Herbergen gesehen hätten, den wackeren Schneider Michel Erdmann, den Weber Gotthard Strauß, einen unermüdlich fleißigen Familienvater, den geschickten Schreiner Salzmann, so wie denn auch der Pächter Herr Bertrand, ein wohlwollender und wohlthätiger Mann, der Schultheiß Herr Hofmann, der Schullehrer Herr Raimund und die Fabrik- und Hammerwerkbesitzer, wenn sie den Zusammenkünften anwohnten, hie und da an den Gesprächen Theil nahmen.

Es hatte nun soeben Herr Auer zu entwickeln gesucht, wie der Zusammenhang in der Ordnung dieser Welt ein so großer sei, daß sich eine einzelne Aenderung nicht denken ließe, ohne sogleich eine allgemeine Störung hervorzubringen und selbst das Bestehen des Menschen in Frage zu stellen, als der Bauer Flicker mit der Einwendung einfiel:

„Wenn man Sie hört, Herr Doktor, so ist Alles auf der Erde wohl bestellt; aber ich will nur eines anführen: warum z. B. ist der Boden so hart für den, der ihn bebauen muß?"

„Es ist mir lieb," erwiederte Herr Auer, „wenn ihr mir Gelegenheit gebt, euch in Beispielen zu zeigen, wie sich hienieden eben alles verschiedenen Zwecken anbequemen muß. Ihnen, Flicker, ist der Boden zu hart und Sie würden ihn allerdings leichter bearbeiten, wenn er zarter und weicher wäre; aber wie wollten Sie auf einem Boden von solcher Leichtigkeit Häuser bauen, und könnten unsre Bäume darin Wurzel fassen? würde sie nicht der erste starke Wind umwerfen?"

„Schon manchmal habe ich, wenn ich an Kriegers Steinbruch vorbeiging auch diesen die Härte des Gesteins verwünschen hören und Vincenz in seiner Schmiede hat wohl auch schon darüber gemurrt, daß das Eisen so viele Hitze braucht, um sich schmieden zu lassen."

„Das ist wahr," erwiederten diese; „verdenken kann man's uns aber nicht; wir müssen es uns sauer werden lassen."

„Es soll euch nicht bestritten werden, meine Freunde; ich hätte auch Russel nennen können, der, wenn er im Walde Holz schlägt, manchmal seinen Gesang mit Verwünschungen unterbricht."

„Das kann sein, Herr Doktor; wie oft habe ich aber auch mein Beil an den harten Stämmen schon stumpf geschlagen!“

„Ich mache dir keinen Vorwurf, Russel; allein man muß nur nicht glauben, es sei in der Schöpfung nicht alles weislich eingerichtet. Wäre das Eisen nicht so hart, wie könnte es den Boden aufbrechen, die Steine sprengen oder die Bäume umhauen? Und hätte der Stein nicht diese Festigkeit, wie könnten wir Häuser daraus bauen? Das Holz unsrer Bäume aber, wenn es nicht so zäh wäre, wie sollte es zu unsrem Gebälk und zu so vielen Zwecken brauchbar sein? Hört man die Leute, so haben sie ja sogar an den Jahreszeiten ihre Ausstellungen; da klagt man im Sommer über die Hitze und vergißt, daß sie nöthig ist, um unsre Ernten zu reifen; man murrt im Winter über die Kälte und denkt nicht daran, daß der Frost es ist, der dem Boden für die künftigen Ernten die Stoffe zubereiten muß. Vieles wird so zum Gegenstand unsrer Unzufriedenheit und unsres Tadels, was doch für unser Dasein unerläßlich ist. Wie aber die Gesetze, welche die sichtbare Welt regieren, die wunderbarste Ordnung und Uebereinstimmung schaffen, so werden wir auch diejenigen der menschlichen Gesellschaft noch zu bewundern Gelegenheit haben.“

„Alles,“ warf hier der Bauer Jarland ein, „scheint mir aber denn doch auf dieser Welt nicht eben zum besten eingerichtet zu sein. Halten Sie zum Beispiel wohl auch Krankheiten, Gebrechlichkeiten, Hungersnoth, Hagel, Gewitter, Ueberschwemmungen und alles sonstige Unglück, womit die Erde heimgesucht wird, für Wohlthaten, der Thiere nicht zu gedenken, die den Menschen plagen und beschädigen?“

„Wohlthaten, Freund Jarland,“ erwiederte der Doktor, „kann ich darin allerdings gerade nicht erkennen, obwohl aus gewissen Gesichtspunkten auch solche Uebel zur Erziehung des Menschen offenbar nöthig sind. Ueberdies aber sind viele solcher Mißstände die Folge eigener Fehler und sind sie es nicht, so kann, was für einzelne Individuen oft zur Geißel wird, für ganze Gegenden eine Wohlthat sein. Denken Sie nur an die Gewitter mit ihrer luftreinigenden Wirkung und ihrem erquickenden Regen. Es erweisen ferner manche Unglücksfälle, über die wir uns beklagen, ihren Nutzen dadurch, daß sie den Menschen antreiben, Gebrauch von seinen Fähigkeiten, von seinem Verstande zu machen, daß sie das Bedürfniß der Geselligkeit, die Beziehungen des Wohlwollens entwickeln und zu thätiger Nächstenliebe Anlaß und Gelegenheit geben.“

„Wir kommen damit auf die Frage von der Bestimmung des Menschen überhaupt. Ist der Mensch, wie alle Geschöpfe dieser Erde, zunächst auch

wohl erschaffen, um sich seines Daseins in dieser herrlichen Schöpfung zu erfreuen, so wäre die Menschheit doch nur eine rohe Horde, wenn sie nicht durch Entwicklung der in sie gelegten Gaben und Fähigkeiten zu höherer Ausbildung fortschritte, wenn sie sich nicht ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer Bestimmung zur Verbrüderung bewußt wäre, wenn sie nicht ihre freien Handlungen dem Sittengesetz, den ihr durch die Vernunft vorgezeichneten Pflichten unterordnete."

„Man kann von den großen Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft, wie es in meiner Absicht liegt, nicht reden, ohne daß man auf diese Pflichten zurückgeführt wird."

„In allem Menschenverkehr bleibt immer der oberste Grundsatz: gegen Andere so zu handeln, wie wir wünschen, daß Andere gegen uns handeln. Dieser Grundsatz ist die wahre Unterlage für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen. Wir werden noch manchmal Gelegenheit finden, uns desselben zu erinnern."

„Wie überhaupt die Anleitung zu einem sittlichen Vernunftleben auch unsern Religionslehren zu Grunde liegt, wissen wir alle."

„Lehren uns aber," warf hier Herr Meerwein ein, „das, was wir thun und lassen sollen, nicht eben so gut die Gesetzbücher?"

„Diese, Herr Meerwein," erwiederte der Doktor, „kennen Sie besser als ich; aber zwischen dem, was die Gesetzbücher verbieten und die Moral erlaubt, liegt ein weiter Zwischenraum. Ich brauche Sie hier nur an das Beispiel von Ludwig Morhard zu erinnern."

„Dabei bin ich aber weit entfernt, den menschlichen Gesetzen nicht ihr großes Verdienst zuzuerkennen; sie leisten der Gesellschaft sehr wesentliche Dienste; sie schweigen jedoch über eine Menge von Dingen, welche die Moral vorschreibt oder verbietet."

„Am Ende bedarf es aber weder der einen noch der andern," meinte der Krämer Althans, „auch selbst der Religion nicht, um uns den Weg zu zeigen, den wir zu gehen haben. Der eigene Vortheil weist uns vielleicht besser darauf hin."

„Sollten Sie das ernstlich glauben, Herr Althans? In diesem Fall wird Ihre Sicherheit doch auf einer Täuschung beruhen. Wenn Sie etwa sagen wollten, daß, wenn wir unsre Pflicht erfüllen, wir immer auch zu unserm wahren Wohle handeln, so kann ich mich mit Ihnen einverstanden erklären, denn diese liegen nach jenen ewigen Gesetzen immer bei einander. Wollen Sie aber den Vortheil des Einzelnen auf die öffentliche Moral gründen, so bin ich nicht Ihrer Ansicht."

„Wenn ich soeben gesagt habe, daß unsere Pflicht und unser wahres Wohl immer zusammenstimmen, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß, um seine Pflicht zu erfüllen, man nur seinen Vortheil befragen darf; denn sehr oft halten wir für unser wahres Wohl das, was uns gefällt, was unsrer Bequemlichkeit, unserm Vergnügen, unserm Geschmack, am Ende unsrer Laune entspricht. Durch solche Täuschungen aber verkehrt sich unser wahrer Vortheil in Schaden, die Moral verlöre bei solchem Verfahren ihren Boden und es gäbe am Ende so viele Sittengesetze als Menschen. Die wahre Moral muß aber für alle Menschen, alle Zeiten, alle Orte dieselbe sein."

„Damit schließen wir für heute unsre Unterhaltung. Wenn wir wieder zusammenkommen, wollen wir über die Stellung des Menschen auf dieser Erde weiter verhandeln."

Zweite Unterhaltung.

Die Stellung des Menschen auf dieser Erde; allmählige Verbesserung der Zustände der Menschheit.

Die freundliche Art, in der Herr Auer seine Unterhaltungen einleitete, die Freiheit, mit der sich jeder seiner Zuhörer in die Besprechung mischen konnte, übte eine Anziehung aus, die sich heute durch noch zahlreicheren Besuch bemerklich machte.

Sogleich beim Beginn der heutigen Unterhaltung nahm Herr Althans das Wort und hob an:

„Herr Doktor, Sie haben neulich gesagt, es sei hienieden Alles zum Glück des Menschen eingerichtet. Es ist mir aber noch nicht deutlich, wie sich damit die Uebel dieser Welt vertragen sollen."

„Und namentlich," fügte Leonhard bei, „wie läßt sich die Wahrnehmung, daß so oft die Schlechtigkeit triumphirt und die Ehrlichkeit zu Grund geht, damit vereinigen?"

„Das erklärt sich einfach, Leonhard, aus der Natur des Menschen und seiner Stellung auf der Erde. Ich habe das eben heute zum Gegenstand unsrer Unterhaltung machen wollen. Ihr fragt, warum die schlechten Subjekte so oft ihr Glück machen, während ehrliche Leute nicht vorwärts kommen? Ist das aber zu verwundern? Dem Schurken stehen nicht nur alle Mittel

zu Gebot, die der ehrliche Mann auch benützen kann, sondern er greift daneben noch nach Gelegenheiten, sich zu bereichern, die die Ehrlichkeit in Anwendung zu bringen erröthen würde. Wolltest du, Leonhard, aber auch unter solchen Bedingungen ein reicher Mann werden?"

„Gewiß nicht, Herr Doktor; aber verdrießlich bleibt die Sache darum doch."

„Ich gebe dies zu, Leonhard, wiewohl die Fälle gerade nicht sehr häufig sind. Gelangt ein Schlechter zum Wohlstand, so fällt es auf, geht er zu Grund, so bespricht man es nur als eine natürliche Sache. Kommen aber ehrliche Leute durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit auf, so erregt dies kein Aufsehen. Ihr wollt aber wahrscheinlich fragen, wie sich das Glück des Schlechten mit der ewigen Gerechtigkeit verträgt, und warum überhaupt in der Lage und den Verhältnissen der Menschen solche Unterschiede und Abstände bestehen. Nun, meine Freunde, was die nicht seltene Zuwendung des weltlichen Glücks an unmoralische Menschen anbelangt, so wird darin wohl ein Beweis liegen, daß mit diesem Leben nicht Alles abgeschlossen ist. Ist es unserm beschränkten Menschenverstande auch nicht vergönnt, über das Wie einer einstigen Ausgleichung aufgeklärt zu werden, so bürgt uns doch dafür die Gerechtigkeit, die wir im großen Ganzen als einen Grundpfeiler der Weltordnung wahrnehmen, wie dies ja alle großen Lehrer der Menschheit seit Urzeiten anerkannt haben. Ueberdies aber ist es uns nicht vergönnt, in den Seelen jener Menschen zu lesen, die durch ungerechte Mittel, auf Kosten ihrer Brüder, sich ihr scheinbares Glück aufgebaut haben. Der Volksmund nennt nicht umsonst gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen."

„Und was die zweite Frage anbelangt, warum zwischen den Menschen auf dieser Erde solche Unterschiede bestehen, so antworte ich darauf, weil der Mensch ein gesellschaftliches Geschöpf ist, weil er die Bestimmung hat, mit seines Gleichen zu leben; denn erst in der Gesellschaft entwickeln sich die verschiedenen Anlagen der Einzelnen nach Verstand und Herz, erst durch die Gesellschaft sind sie angewiesen, einander Dienste zu leisten, und da sie nicht gleich erschaffen sind, so kann es nicht fehlen, daß es Starke und Schwache, Große und Kleine, Weise und Thoren, Arme und Reiche giebt."

„Da haben wir's," rief Andreas dem Weber Strauß zu, „ich wußte es wohl. Sieh, Gotthard, es muß Arme geben, wie du und ich, damit sie arbeiten und den Reichen nichts abgehe."

„Andreas," antwortete Herr Auer, „laß mich ausreden. Vielleicht gelingt es mir doch, euch zu beweisen, daß es an einer Fürsorge der Gottheit für alle ihre Geschöpfe keineswegs fehlt, daß, wenn auch immer dem

Guten das Böse und dem Vergnügen das Leid zur Seite steht, die Summe des Guten doch die Summe des Bösen überwiegt, daß wir uns die meisten Uebel selbst zuziehen, und daß übrigens nach den Absichten der Vorsehung wohl keinem Menschen ein ungetrübtes Glück beschieden ist."

„Und jetzt kommt zu all' den Mühseligkeiten und dem Verdruß auch noch die Theuerung," rief Jarland, „das hat noch gefehlt."

„Sie sprechen von Mühseligkeiten, Jarland, und es ist wahr, Mühseligkeiten begleiten uns durch das ganze Leben. Wenn dem Menschen nichts auferlegt wäre, als die Verpflichtung zur Arbeit, so trüge er daran schon eine Bürde. Es ist dieß aber eben ein Gesetz der Natur, dem wir uns unterwerfen müssen und das wir uns erleichtern, wenn wir uns willig darein ergeben, das wir uns aber erschweren mit Klagen und Widerstreben. Sagt übrigens selbst, wäre ein Leben ohne Arbeit nicht eine tödtliche Langeweile und würden wir ohne Uebung unserer Kräfte nicht körperlich und geistig zu Grunde gehen? Nein, aus der Arbeit lassen sich die Uebel der Menschheit nicht ableiten, wohl aber viele ihrer Leiden aus unsern Fehlern. Wir beachten dies viel zu wenig."

Jarland, der gern sein Mißgeschick Andern auflud, fiel hier ein und meinte:

„War das vielleicht auch mein Fehler, Herr Doktor, wenn das Feuer mein halbes Haus verzehrte, wenn meine Ochsen an der Seuche drauf gingen; war das mein Fehler, daß die Mauer meiner Scheuer geborsten ist und mir meine Kuh erschlagen hat?"

„Mein lieber Jarland, ich vermeide gerne Persönlichkeiten; aber weil Sie sich selbst als ein Beispiel des Mißgeschicks hinstellen, so muß ich darauf antworten. Ihr eigener Fehler war es allerdings nicht, daß Ihr Haus in Brand gerieth; aber es wäre vermieden geblieben, wenn Sie Ihr Kind in die Schule geschickt und ihm daheim nicht die Zündhölzchen überlassen hätten. Sie hätten sich aber jedenfalls den Schaden erspart, wenn Sie, wie Ihnen gerathen wurde, Ihr Haus versichert hätten. Daß Sie Ihre Ochsen verloren, Ihre Scheuer einstürzte und eine Kuh erschlug, werden Sie sagen, sei unverschuldet; aber warum schafften Sie die abscheuliche, ungesunde Pfütze an Ihrer Scheuer nicht weg, die nicht nur die Krankheit Ihres Viehs, sondern auch die Schadhaftigkeit des Gebäudes verursacht hat. Nachbarn und auch der Schultheiß forderten Sie zur Abhilfe auf, so lang es noch Zeit war; aber Sie verschoben es fort und fort. War demnach Ihr Unglück eine unverschuldete Heimsuchung oder haben Sie es nicht vielmehr durch Ihre Fehler hervorgerufen?"

Jarland schwieg; Althans aber zog ihn aus der Verlegenheit, indem er Morhards Unglück als ein Beispiel anführte, das doch gewiß nicht aus einem Fehler, sondern aus einer menschenfreundlichen Hingebung hervorging."

„Thatsachen widerspreche ich nicht," erwiederte der Doktor; „aber auch Morhard hätte, wie wir ja schon besprochen haben, mit mehr Vorsorge das Unglück mildern können, in dem er seine Familie zurückließ. Auch die jetzigen Zeitumstände sind mir ein Anlaß, euch zu beweisen, daß man durch Vorsorge manches Mißgeschick abwenden kann. Wenn wir einer Theuerung entgegen gehen, so ist dies allerdings ein unverschuldetes Unglück. Wie wir ihm jedoch durch Klugheit seine Schärfe nehmen können, darauf kommen wir noch zu sprechen."

„Aber von einem Uebel dieses Lebens, von dem es noch dazu keine Heilung gibt, Herr Doktor, haben sie bis jetzt nicht gesprochen," meinte Vater Schläger, „vom Alter und der Gebrechlichkeit."

„Das ist richtig, Vater Schläger, aber mit Absicht habe ich das Alter nicht zum Mißgeschick gezählt. Denn wer will denn nicht alt werden?"

„Deren werden nicht viele sein," riefen mehrere Stimmen der Anwesenden.

„Also lassen wir das Alter, wenn wir von den Mißgeschicken sprechen, aus dem Spiel. Zum Elend wird das Alter nur dann, wenn wir es an der nöthigen Vorsorge fehlen lassen, wenn wir in der Jugend nicht durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit uns die Mittel zu unserm Unterhalt für die Zeit erwerben, in welcher die Arbeit nicht mehr von statten gehen will. Wird uns dies aber je durch Unglück unmöglich, so kommt uns ja die Gesellschaft mit ihren vielerlei menschenfreundlichen Anstalten zu Hilfe. Das höhere Alter ist aber nicht für die Armen allein ein Gegenstand der Sorge; es ist für alle Menschen der große Gedanke ihres Daseins. Wer nicht thierisch blos durch's Leben wandelt, der denkt auch an seine Zukunft und an die seiner Kinder. Beides ist ihm ein Sporn zur Arbeit und auch in dieser Hinsicht erscheint die Arbeit als ein wohlthätiges Gesetz der Vorsehung."

„Je mehr ihr darüber nachdenkt, desto mehr werdet ihr finden, daß in den Uebeln der Erde nur die immerwährende Aufforderung liegt, unsere Kräfte und Fähigkeiten in Anwendung zu bringen, und damit werden sie zum Segen der Menschheit."

„Theuerung, Ueberschwemmungen, Cholera, Kartoffel- und Traubenkrankheit," meinte der Bauer Radmann, „als heilsam anzuerkennen, fällt aber eben doch schwer."

„Auch diese Uebel schickt uns die Vorsehung gewiß mit Absicht. Wir sollen uns keiner trügerischen Sicherheit über das Bestehende hingeben und kommen die Geißeln, so soll sich der Mensch seines Berufes zur Geselligkeit erinnern und sein Nachdenken schärfen. Da gilt es, brüderlich der Bedrängten sich anzunehmen und ihr alle habt es schon erlebt, in welch' schönem Wetteifer die Wohlthätigkeit Hilfe zu leisten bereit ist. Ist das Uebel aber schon einmal dagewesen, so sollen die Erfahrungen benützt werden. Seuchen haben in früherer Zeit oft den zehnten Theil der Bevölkerung weggerafft. Durch Schutzmittel vielerlei Art, wovon ich euch beispielsweise nur die Kuhpockenimpfung nennen will, ist ihre Schädlichkeit im Allgemeinen so abgeschwächt, daß in den civilisirten europäischen Ländern die Sterblichkeit ab- und das mittlere Lebensalter zugenommen hat. Haben wir doch selbst in unserm Dorf die Erfahrung gemacht, wie eine ungesunde Gegend mit großer Sterblichkeit in eine gesunde umgewandelt werden kann. — Wie die Seuchen aber, so haben auch die Zeiten der Hungersnoth, die früher die Menschheit so fürchterlich heimsuchten, durch deren Anstrengungen viel an ihrem Schrecken und ihrer Schädlichkeit verloren. Eine Menge unangebauten Landes ist angebaut, der Feldbau an sich ist verbessert und neue Nahrungsmittel sind eingeführt worden. Das sind meistens Erfolge, die durch die Uebel selbst hervorgerufen wurden und ich werde daher nicht Unrecht gehabt haben, zu behaupten, daß auch in diesen Schickungen Nutzen und Vortheile für die Menschheit liegen."

„Aber," meinte Leonhard, „womit sonst sind sie denn erreicht worden, als mit Arbeit, und es ist daher nur ein Uebel für das andere eingetreten."

„Da irrst du dich, Leonhard; in sehr vielen Fällen hat die Arbeit des Geistes die Leiden des Körpers gemildert, und wer wollte sich über Zustände beklagen, in welchen der Mensch mehr und mehr an Einsichten und Sittlichkeit gewinnt? Es steht trotz aller unserer Klagen fest, daß sich die Stellung des Menschen in allen Beziehungen verbessert. Sein Leben ist heut zu Tage bei Weitem nicht mehr so mühselig, als vor Alters; es ist mit mehr Bequemlichkeit umgeben und weniger Uebeln ausgesetzt. Dafür soll er aber auch die Fähigkeiten seines Geistes anzuwenden nicht müde werden und wird es ja auch nicht. Wie vielerlei Anstalten zum Besten der Gesellschaft haben denkende Menschenfreunde in unserer Zeit geschaffen! Wir werden auf diese wohlthätigen Anstalten gegenseitiger Hilfe noch zu sprechen kommen."

Die Sorge über die bevorstehende Theuerung hatte sich aber der Ge-

müther der Anwesenden so bemächtigt, daß diese Frage in den Unterhaltungen immer wieder auftauchte und so fiel auch jetzt der Schneider Michel Erdmann mit der Frage ein:

„Mit all den vorsorglichen Anstalten begreife ich doch nicht, wie, da nun einmal dieses Jahr die Ernte nicht bis zum nächsten Sommer ausreicht, die menschliche Klugheit den Ausfall decken will."

„Das sollst Du hören, Michel, und du wirst auch hier ein neues Beispiel von den weislichen Einrichtungen der Vorsehung erhalten. So wenig die Himmelsstriche auf der ganzen Erde gleich sind, so wenig ist auch die Witterung überall dieselbe. Es ist daher nie auf dem ganzen Erdenrund gleichzeitig Mißwachs. Während wir Mangel haben, haben Andere vielleicht Ueberfluß. Was ist daher zu thun? Wir müssen dort uns holen, was uns hier fehlt. Allerdings muß nun das Korn zuweilen etwas weit hergeholt werden und geschieht dies, wie in gegenwärtigem Jahr, aus Mangel an Vorsorge, etwas spät, so verursacht die Verspätung Angst und Theuerung; aber, da wir wissen, daß im Osten von Europa große Vorräthe angehäuft sind, so steht eine Hungersnoth nicht zu befürchten. Ihr begreift übrigens, daß, wenn die Frucht weit hergeschafft werden muß, sie sich vertheuert, und wie es nöthig ist, daß ihrer Bewegung von einem Ort zum andern sich kein Hinderniß entgegenstelle."

„Ueber diesen Gegenstand wäre viel zu sagen; aber es müssen noch andere Erörterungen vorhergehen. Wir kommen daher darauf zurück."

Dritte Unterhaltung.

Die Bedürfnisse der Menschen sind die Grundlage der Familie und der Gesellschaft und der Ursprung alles Nützlichen in der Welt.

Die Unruhe, welche die Zeitumstände erregten, war in Bestürzung übergegangen. Man wußte nun sicher, daß die Ernte in ganz Deutschland und in andern Theilen von Europa fehlgeschlagen, daß die Vorräthe nicht bis zur nächsten Ernte ausreichen werden und befürchtete, daß von den Nachbarländern auch noch das vorräthige Korn werde aufgekauft werden.

Bereits machte sich in einigen Gegenden eine dumpfe Gährung bemerklich; der Bezirk, in welchem Schönfeld lag, gehörte noch nicht zu den

meist entblößten. Doch liefen auch hier traurige Gerüchte um; überall konnte man die gewöhnlichen Schimpfreden auf die Spekulanten, die Kipperer und Wucherer hören. An jedem Markttag stieg die Aufregung; da und dort waren aus Anlaß der Abfuhr von Getreide schon Unordnungen vorgekommen.

Unter diesen Umständen gereichte es dem Doktor, der über die Vorgänge nicht ohne Sorge war, zur Befriedigung, daß die Einwohner von Schönfeld, und besonders der einsichtsvollere Theil derselben, gerne fortfuhren, die Zusammenkünfte zu besuchen. Er hoffte, daß dieselben auf die Bevölkerung einwirken und etwaigen Ausschreitungen entgegentreten werden, die sich die Unwissenheit in Zeiten der Noth so gern zu Schulden kommen läßt.

Er redete die heutige zahlreiche Versammlung mit den Worten an:

„Das Vertrauen, das ihr mir schenkt, meine Freunde, ist mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders schätzbar. Vielleicht bin ich im Stand, euch mit meinen alten Erfahrungen gute Rathschläge zu ertheilen. Das letztemal haben wir besprochen, daß jedes Uebel stets auch Gutes mit sich führe und letzteres das Schlimme um vieles überwiegt, daß unsere Uebel gewöhnlich ihre Begründung in unserer Unwissenheit, unsern Fehlern, unsern Leidenschaften, unserer Sorglosigkeit haben. Heute wollen wir davon reden, wie sich, wenn die Uebel da sind, mit Klugheit und Muth manches beseitigen lasse. Daß der Mensch Bedürfnisse hat, ist eine unbestrittene Thatsache.“

„Ja wohl, ja wohl,“ riefen Jarland und mehrere mit ihm.

„Diese Bedürfnisse wollen befriedigt sein. Um das Leben zu erhalten, müssen wir unserm Körper alle Tage Nahrung zuführen. Nackt kommt der Mensch auf die Welt; er braucht mithin eine Bekleidung, er braucht ein Dach und einen Heerd; um sich das Alles zu verschaffen, muß er arbeiten, mit Körper und Geist. Ohne Arbeit und Mühe erlangt man nichts.“

„Das ist wahr!“ meinten mehrere Stimmen.

„Es ist aber das Bedürfniß nur eine Mühe, eine Plage, so lange es unbefriedigt ist; die Befriedigung wird zum Genuß, wie es ja jedem vom Hunger und Durst bekannt ist. Ihr seht daher auch hier das Gute aus dem Uebel entspringen.“

„Warum aber,“ meinte Andreas, „ist vielen Leuten der Genuß so leicht gemacht?“

„Auch davon werden wir reden. Einstweilen kann ich euch aber sagen, daß das Glück der Reichen nicht so groß ist, als man glaubt. Da sie viel seltener entbehren, so haben sie auch weniger Genuß.“

„Das mag sein,“ sagte Gotthard, „denn wenn mir's gelingt, meiner

Familie etwas zu verschaffen, was wir uns schon lange wünschen, so ist das eine Freude, wie sie bei einem Reichen wohl kaum einkehren wird."

„Du hast Recht, Gotthard. Gibt es übrigens viele Menschen, die ihr Dasein nur mit Mühe fristen, so sind heut zu Tage doch wenige, die nicht mindestens die dringendsten Bedürfnisse befriedigen könnten. Dies führt uns zu einer Unterscheidung."

„Zu den unerläßlichsten Bedürfnissen für unsern Lebensunterhalt gehört Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, und, wenigstens unter unserm Himmelsstrich, auch Erwärmung. Aber auch diese nöthigen Dinge wechseln nach Zeit und Ort. In den warmen Ländern verhält es sich damit anders als in den kalten und auch sonst veranlassen noch manche Ursachen weitere Unterschiede. Vieles beruht auch auf unserer Einbildung. Betrachtet den Wilden und vergleicht ihn mit dem Aermsten unserer civilisirten Staaten. Uns ist Vieles unerläßlich, wovon jener nicht einmal einen Begriff hat. Aber auch in unserem Land, welch ein Unterschied in den Bedürfnissen der Personen der verschiedenen Stände! Was dem Reichen in der Stadt unumgänglich nöthig scheint, ist dem bescheidenen Bürger schon ein Gegenstand des Wohllebens und wäre auf dem Land ein schreiender Luxus. So kann durch Gewohnheit der Ueberfluß zum Bedürfniß werden."

„Das ist's ja gerade, was man beklagt," sagte Radmann. „Was hab' nur ich seit meiner Kindheit für Veränderungen in der Lebensweise erlebt! Wo sonst eine Stube für die Familie hinreichte, da verlangt man jetzt zwei und drei. Vor 20 Jahren trug man Strümpfe nur im Winter; jetzt trägt man sie das ganze Jahr. Lange Röcke trugen wir nur an Sonn- und Feiertagen; jetzt begnügen sich auch die jungen Leute nicht mehr mit einem Wamms. Fast jeder hat seinen Ueberrock. Der Staat der Weiber bestand in einem Zeugkleid; heut zu Tage muß es Zitz und am Sonntag Wollstoff, wenn nicht gar Seide sein. Statt der Unschlittlichter kommen schon Lampen auf und am Ende wird man noch Gas wollen."

„Da hat man erst Recht," sagte Andreas, „des besseren Lichtes kann nie zu viel werden."

„Ich stimme dir bei, Andreas, der Fortschritt ist eine der Bestimmungen der Menschheit. Seit die Welt steht, will jeder seine Lage verbessern; der Mensch denkt, erfindet und entdeckt und was anfänglich blos einer sich angeeignet hat, wird allmählig Gemeingut. So werden unsere Wünsche in der Hand der Vorsehung ein Mittel, unsere Lage hienieden zu verbessern.

„Glaubt ihr aber diese Verbesserungen in unsern häuslichen Einrich-

tungen seien nur Aeußerlichkeiten und nicht auch mit Vortheilen verknüpft? Sind denn nicht auch die Sitten besser geworden, seit die Häuser vergrößert wurden und die Bewohner nicht mehr wie die Thiere unter einander leben; und seit es den Leuten in ihren besser eingerichteten Wohnungen wohler ist, leben sie nicht auch lieber zu Hause in ihrer Familie? Verwenden auch einige jetzt zu viel auf das Aeußere, so ist man doch im Allgemeinen thätiger, reinlicher geworden. Man trägt zwar jetzt Strümpfe und Wollstoffe; aber ich sehe auch weniger Löcher in den Kleidern und weniger Lumpen; an die Stelle des Klatschens und der Ausgelassenheit bei dem früheren trüben Licht an den langen Abenden ist jetzt bei hellerer Beleuchtung gewinnreiche Beschäftigung und da und dort das Lesen nützlicher Bücher getreten. Was werdet ihr aber sagen, wenn ich euch zeigen will, daß diese Entwickelung der Bedürfnisse selbst jetzt, hinsichtlich der drohenden Theuerung, ihren Nutzen hat?"

Das gab einen Ausbruch des Erstaunens unter den Zuhörern.

„Ihr sollt mir, wenn ihr mich werdet angehört haben, Recht geben, daß ein Mißjahr, selbst wenn das Brod so theuer würde, wie anno 1816, jetzt nicht so drückend wäre, wie damals. Man nimmt fälschlich an, die Civilisation, welche die Bedürfnisse vermehrt, müsse die Armen noch elender machen, weil sie dieselben nicht mehr befriedigen können. Das ist ein Irrthum."

„Ist der Arme schon vorher auf die dringendsten Bedürfnisse beschränkt, so kann er nicht weiter heruntersteigen. Ist er ohnedem darauf angewiesen, nur Brod und Kartoffeln zu essen und Wasser zu trinken, wie geht es dann, wenn die Lebensmittel theurer werden? Genießt er aber Wein und Fleisch, Kaffee und Spezereien, trägt er gute Kleider, so kann er, ehe er sich des Nöthigsten beraubt, noch vorher allerlei Einschränkungen eintreten lassen."

„Erinnert euch, wie es vor zwanzig Jahren in Schönfeld war. Da aß man Brod, Käse, Kartoffeln, Kraut und schlechtes Obst, kaum ein paar mal im Jahr erlaubte man sich Fleisch; man trank Weißbier, man schlief auf schlechten Schragen; ein Tisch, ein Paar schlechte Bänke, ein Schrank, ein Backtrog, ein oder zwei Kochtöpfe, das war der ganze Hausrath. Was folgte daraus? Wenn die Arbeit stockte oder der Preis der Früchte stieg, so gab es nichts, worin man sich einschränken konnte, und da man doch Brod haben mußte, so war die Hungersnoth da."

„Seht jetzt dagegen, wie es dieses Jahr gehen wird. Steigt das Brod im Preis, so fanget ihr an, euch dies und das zu entsagen, was nicht zu den unerläßlichsten Lebensbedürfnissen gehört. Ihr verbrauchet weniger Zucker, weniger Kaffee, trinket weniger Wein. Dadurch bleibt euch das

erforderliche Geld zu Brod; ihr lebt allerdings etwas weniger gut, aber ihr habt doch das Nöthigste."

„Jetzt sehe ich es freilich anders an," rief Radmann, und Andere stimmten ihm bei.

„Ihr werdet," fuhr der Doktor fort, „noch öfter Gelegenheit haben, euch zu überzeugen, wie sehr sich die Lage der ärmeren Klassen der Gesellschaft verbessert hat, und überhaupt die wunderbare Ordnung der Dinge in dieser Welt zu bewundern. Das ganze Bestehen der Gesellschaft beruht auf den Diensten, welche die Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sich gegenseitig zu leisten berufen sind. Es ist alles so angelegt, daß jeder von uns diese Befriedigung den Anstrengungen Anderer verdankt."

„Wie!" rief der Schmied Vincenz Dorner, „was meine Hände verdienen, soll ich Andern zu danken haben?"

„Allerdings, Vincenz, kaufst du, was du brauchst, mit dem Erlös deiner eigenen Arbeit; aber wer macht dein Brod, deinen Rock, deine Schuhe? Wer schafft dir das Getreide, das Fleisch, das Holz, Hanf und Wolle zu deinen Kleidern her? Wenn Andere diese Dinge nicht besorgten, kämest du an deinem Amboß dazu?"

„Nein, das ist wahr."

„Du siehst also, daß du mit deiner Arbeit nur die Arbeit Anderer eintauschest. Mit Eisen, das man in unserm Welttheil schmiedet, verschafft man sich möglicher Weise Zucker und Baumwolle, die ein anderer baut. Unsere Bedürfnisse sind daher das Band, welches Menschen und Völker verbindet. Um leben zu können, wie wir es gewohnt sind, haben wir die Erzeugnisse und die menschliche Arbeit beinahe aller Welttheile nöthig."

„Aber," sagte Herr Althans, „so ist denn doch zu beklagen, daß die Gaben der Natur oft so weit entfernt von denen liegen, welche sie benöthigen. Kaffee, Thee und Spezereien sind uns in unseren kälteren Ländern so nützlich und gedeihen nur in den wärmeren; für Krankheiten in Europa wachsen die Heilmittel auf Tausende von Stunden Entfernung."

„Das ist nur ein Grund weiter," erwiederte der Doktor, „das schöne Band zu preisen, das nach göttlicher Anordnung die Menschheit umschlingen soll und umschlingt. Wäre die Veranlassung nicht vorhanden, Gegenstände des Bedürfnisses und Genusses, woran einige Gegenden Ueberfluß haben, mit anderen auszutauschen, die daran Mangel leiden, so blieben die Völker sich fremd."

„Beständen nicht schon diese Handelsbeziehungen der Völker, wie sähe es zum Beispiel jetzt bei dieser Theuerung aus, wo wir das Getreide aus

großen Entfernungen, zum Theil über die See herbeischaffen müssen? Wüßten wir denn ohne den Handel, wo überflüssige Vorräthe sind, und wenn wir es wüßten und müßten erst die Schiffe bauen, kämen die Zufuhren auch rechtzeitig und ließen sich die Kosten erschwingen?"

„Es sind die Bedürfnisse des Menschen, die seinen Erfindungsgeist geweckt haben, und nicht nur dieser Handelsverkehr, sondern alle Entdeckungen der Wissenschaft, die großartigen gewerblichen Fortschritte lassen sich darauf zurückführen; alle Kräfte der Natur, das Wasser, der Wind, die Sonne, der Dampf, die Electricität, das Licht sind dafür in Dienst genommen; sie haben unser Zeitalter des Maschinenwesens geschaffen, durch das uns so viele Arbeit gegen früher erleichtert ist. Die Kräfte des Menschen werden weniger, die der Natur mehr in Anspruch genommen."

„Von einer Erleichterung habe ich noch nichts verspürt," meinte Jarland, „der Feldbau ist noch eine eben so strenge Arbeit wie sonst."

„Das ist doch nicht durchaus der Fall, Jarland, es sind neuerdings viele Ackerbaumaschinen erfunden worden, die euch noch nicht bekannt sind, und übrigens erinnert euch, daß es eine Zeit gab, wo die Arbeit jedenfalls noch härter war, wo es noch keine Pflüge gab. Auch erlebet ihr es vielleicht noch, daß euch das Dreschen, das Heumachen und Ernten mit seiner schweren Arbeit abgenommen wird."

„Du großer Gott, was soll dann aus uns werden?" schrien mehrere Arbeiter des Pachthofs.

„Fürchtet nichts, meine Freunde; es geht euch darum kein Arbeitstag verloren; ich kann es heute noch nicht beweisen; aber ihr dürft mir glauben, vermöge der Fortschritte des menschlichen Geistes werden, bis dieser Fall eintritt, neue Bedürfnisse und Genüsse auftauchen, die ihre Befriedigung verlangen, und so wird sich das Maß der Arbeiten nicht vermindern, wohl aber wird für die Arbeiter der Gewinn sich ergeben, daß ihre Arbeit eine weniger mühselige sein wird."

„Ich habe euch nun noch zu zeigen, wie unsere Bedürfnisse zur Grundlage der Gesellschaft werden. Daß wir diese Bedürfnisse nur mit der Arbeit Anderer befriedigen können, haben wir bereits gesehen; und wir werden ferner wahrnehmen, wie am Ende die Arbeit die Grundlage alles Menschenverkehrs in dieser Welt ist. An Allem, was wir kaufen oder verkaufen, haftet die Arbeit irgend eines Anderen. Wollen wir einen Gegenstand verkaufen oder fabriciren, so rechnen wir dabei auf Andere, für die derselbe ein Bedürfniß ist. Suchen wir Arbeit, so müssen wir Jemand finden, der unsere Arbeit nöthig hat. Folglich, je mehr die Menschen

Bedürfnisse haben, und je mehr sie kaufen oder Beschäftigung geben können, um so mehr Aussicht haben auch wir, die Erzeugnisse unserer Arbeit zu verwerthen. Je fleißiger sie sind, desto leichter werden sie uns liefern können, was wir bedürfen. Mithin ist es für uns wichtig, daß unsere Mitmenschen unterrichtet und fleißig seien, daß sie viele Bedürfnisse und viele Mittel haben, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Es folgt daraus, daß es für uns, als Einzelwesen, von Werth ist, von reichen Leuten, und für uns als Nation, von reichen Völkerschaften umgeben zu sein. Wir verkaufen beispielsweise an reiche Länder wie England, Frankreich, Nordamerika mehr, als nach der Türkei, Spanien oder Rußland, die verhältnißmäßig arm sind."

„Es ist somit sinnlos, mit scheelem Auge auf den Reichthum von Nachbarn zu blicken, seien es Einzelne oder ganze Nationen."

„Wenn ich nun auch," sagte Gotthard, „als Irrthum erkenne, daß der Wohlstand der Reichen den Armen Schaden bringe, so bleibt doch wahr, daß die Unbemittelten ihre Bedürfnisse eben nur mit Mühe befriedigen."

„Und wer's ihnen schwer macht," fügte Leonhard bei, „das ist immer doch nur die Gesellschaft, wie sie einmal besteht, denn die Natur bietet Alles im Ueberfluß dar."

„Auch dies ist ein vollständiger Irrthum," fuhr der Doktor fort. „Denkt euch den Menschen in der Vereinsamung. Wäre er nicht viel übler daran, viel entblößter als in der Gesellschaft? Diese Gesellschaft ist kein künstliches Werk, sie beruht auf der leiblichen und geistigen Natur des Menschen, wonach er, ein vorzugsweise gesellschaftliches Geschöpf, die in ihm liegenden Fähigkeiten nur im Verkehr mit seines Gleichen entwickelt."

„Aber," warf hier Herr Althans ein, „auch die Gesellschaft unserer Tage hat ja nicht immer bestanden, sie ist ein Menschenwerk und wir sehen sie heute noch in allen möglichen Gestalten."

„Erlauben Sie, Herr Althans, da müssen wir erst fragen: Was ist die Gesellschaft? Die Gesellschaft ist eine Vereinigung von Personen, die auf einem größeren oder kleineren Raume beisammen leben, durch eine Gemeinsamkeit von Angelegenheiten verbunden sind und ihre Dienstleistungen gegen einander austauschen. Wo nun aber der Mensch seine Schritte hinträgt, begegnet er solchen Vereinigungen und findet sie auf den nämlichen Grundlagen errichtet. Ueberall bearbeiten die Einen die Erde, während Andere dem Gewerbfleiß obliegen; überall verkaufen die Einen und Andere kaufen; während wieder Andere ein Geschäft daraus machen, einem Orte dasjenige herbeizuschaffen, was ihm fehlt und anderwärts erzeugt wird.

Ueberall gibt es Gesetze, um dem Menschen die Frucht seiner Arbeit zu sichern."

„Ja," meinte Althans; „aber auch diese Gesetze sind sich nicht überall gleich."

„So wenig als die Menschen," erwiederte der Doktor. „Wie aber der Mensch trotz verschiedener körperlicher und geistiger Anlagen immer Mensch bleibt, so verhält es sich auch mit der Gesellschaft; ihre Grundbedingungen, ihre allgemeinen Merkmale, sind überall dieselben."

„Kehren wir nun aber zu unserem Gegenstand zurück. Auf allen Punkten der Erde begegnen wir demselben Naturtriebe, wonach die Menschen sich an einander anschließen. Viele führt Zuneigung, alle das Bedürfniß, Dienste zu fordern und zu leisten, zu einander. Letzteres beruht namentlich auf dem Unterschied in den Fähigkeiten. Dem Einen wurde größere Muskelkraft, dem Andern mehr geistige Begabung zu Theil; der Eine gibt den Gedanken her, der Andere die Hände. Sind ja doch selbst in derselben Familie die Befähigungen oft höchst verschieden, und die Beschäftigungen in derselben hienach vertheilt."

„Es ist überhaupt die Familie ein Bild der Gesellschaft im Kleinen und ihre eigentliche Unterlage. Nach einem Bedürfniß der Natur vereinigen sich Mann und Frau zu einer dauernden Verbindung; das Wohl ihres Hauses ist ihr Ziel. Haben sie Kinder, so fühlen diese das Bedürfniß, unter ihrem Schutze zu leben. Daraus entspringt eine Quelle der edelsten Gefühle, die mehr als jede andere Einrichtung zum Glück des Menschengeschlechts beiträgt. Es ist die Ehe, durch die besonders der Mensch sich vom Thier unterscheidet. Des Thieres Junge sind schnell entwickelt und bedürfen dann keines Schutzes und keiner Fürsorge von Vater und Mutter mehr; die Kindheit des Menschen ist eine zarte und erfordert Jahre lange Pflege, so daß schon dadurch die bleibende Dauer der ehelichen Verbindung einen natürlichen Grund gewinnt, und sich alle leichtfertigen Ansichten über eine blos vorübergehende Vereinigung der Geschlechter nach augenblicklicher Wahl und Stimmung widerlegen."

„Ihr, die ihr Kinder habt, wißt, was es um diese Liebe zu den Kindern ist. Die größten Anstrengungen und Entbehrungen legen sich gute Eltern auf, um das Wohl ihrer Kinder in Gegenwart und Zukunft zu fördern. Was man nicht einmal für sich selbst thun würde, thut man für seine Kinder."

„Diese Veredlung der Gesinnung durch die Familie wird dann in weiteren Kreisen ein Antrieb zum wohlthätigsten Wirken in Aufopferungen

aller Art für seine Nebenmenschen. Wie viele für ihr Vaterland schon ihr Leben einsetzten, so haben andere den Fleiß eines ganzen Daseins in Stiftungen der Wohlthätigkeit der Gesellschaft zum Opfer gebracht."

„Es ist daher der Schoß der Familie, aus welcher der die Gesellschaft beschattende Baum der Menschenliebe emporwächst."

Vierte Unterhaltung.

Ein Tag aus dem Leben eines Armen oder der Nutzen, den jeder Einzelne aus der Arbeit einer großen Anzahl Menschen zieht. Theilung der Arbeit.

Die Theuerung gewann eine immer drohendere Gestalt. Schon hatten die Fruchtpreise einen so hohen Stand erreicht, daß selbst den beschäftigten und noch in vollem Lohn stehenden Arbeitern der Lebensunterhalt schwer wurde. Da und dort hatte aber die Gewalt der Umstände bereits zu Lohnherabsetzungen, bei einigen Gewerben sogar zu Einstellung der Arbeit geführt.

In Schönfeld und Umgegend war zwar dieser Fall noch nicht eingetreten; die Hammerwerke, welche Aufträge für Eisenbahnen hatten, konnten ihren Betrieb noch fortsetzen, und eben so suchten auch die Fabrikbesitzer Schwarz und Busch, die 400 Arbeiter beschäftigten, Stand zu halten; sie hatten bis jetzt weder die Löhne herabgesetzt, noch Arbeiter entlassen; aber beides stand zu befürchten.

Die Arbeiter sah man daher oft in Gruppen beisammen stehen, in eifriger Unterhaltung über die Tagesfrage. Der Doktor trat gerne hinzu, um Rath zu spenden und Vorurtheilen zu begegnen; er fand es nun an der Zeit, in seinen Unterhaltungen auf die dringenderen Angelegenheiten des Augenblicks überzugehen.

Bei der nächsten Zusammenkunft hob er daher an:

„Wir haben gesehen, meine Freunde, daß unsere Bedürfnisse die Grundlage der Gesellschaft bilden. Die Menschen vereinigen sich in Gemeinschaften, um diese Bedürfnisse leichter zu befriedigen. Gelingt ihnen solches nun wohl auch? Wir brauchen zur Bejahung nur eine einzige Thatsache anzuführen, und zwar den Unterschied in der Menschenzahl, welche im wilden oder im gesellschaftlichen Zustand auf demselben Raume leben. Erfahrungsgemäß geht überall eine Vermehrung der Menschen vor sich, wo ihnen die Mittel

zum Leben geboten sind. In von Wilden bewohnten Ländern hat man also gefunden, daß auf zwei Quadrat-Kilometer wegen mangelnder Nahrung nie mehr als ein Einwohner kommt, während in angebauten civilisirten Gegenden die durchschnittliche Bevölkerung eines Quadrat-Kilometers leicht auf 50 Bewohner steigt. Die nämliche Bodenfläche kann daher im letzteren Fall hundertmal mehr Einwohner ernähren. Beispiele von noch dichterer Bevölkerung finden sich in Deutschland zahlreich vor."

„Was diese Vermehrung in den civilisirten Ländern nun aber veranlaßt, ist nichts anderes als der Vortheil, den die Menschen aus der Gesellschaft ziehen und der ihnen das Dasein erleichtert."

„Was ziehe denn ich aber," warf hier Russel ein, „für Vortheile von der Gesellschaft, wenn ich meine Bäume im Wald schlage?"

„Russel, warum bringst du deine Zeit mit Holzschlagen zu?"

„Ei, um meinen Unterhalt zu gewinnen."

„Gut; wenn es aber keine Gesellschaft, keine Gewerbe gäbe, wo bliebest du mit deinem Holz, wo brächtest du Geld für deine Bedürfnisse her? wie wolltest du leben?"

„Dann würde ich etwas Anderes treiben."

„Du bedenkst demnach nicht, daß, wenn keine Gesellschaft bestände, du für Niemand arbeiten könntest, daß es nichts zu verdienen und daß es weder etwas zu verkaufen noch zu kaufen gäbe. Wolltest du ohne Gesellschaft leben, so müßtest du den einen Tag dein Feld umbrechen, den andern dir Kleider machen, den dritten dein Haus bauen oder flicken und wo nähmest du die Stoffe her, wo das Leder zu deinen Schuhen, wo den Hanf und die Wolle zur Kleidung, und am Ende willst du alle diese Arbeit mit deinem Messer verrichten? Mit deinem Messer, sage ich; aber wo bringst du das Messer her? Wäre das nicht eine Existenz, wie das Leben eines Wilden?"

„Das kann ich nicht läugnen," meinte Russel.

„Nein," fuhr der Doktor fort, „preisen wir das gesellige Zusammenleben. Jeder geht seiner Beschäftigung nach, und während er diese verrichtet, arbeiten andere für seine Bedürfnisse. Es giebt viel Treffliches in der Welt, woran man nicht denkt, weil man im immerwährenden Genuß davon steht. Wenn die Menschen bedächten, wie viel Dienste sie sich gegenseitig leisten, so sollten sie sich schon deßhalb mehr lieben."

„Ihr, die ihr das Feld baut, seid euch vielleicht nicht bewußt, wie viel stille Hülfe euch dabei geleistet wird."

„In wie ferne?" fragten einige Stimmen.

„Sogar unter den Anwesenden sind viele, die euch zu eurer Arbeit die Hand reichen; da ist Vincenz, der eure Pflüge, eure Schaufeln macht, eure Pferde beschlägt, da ist Andreas, der euch Baumwolle spinnt, Gotthard, der eurer Weiber Gespinnste webt, da ist Krieger, der die Steine zu euren Häusern bricht, Russel, der euch das Holz schlägt, Stecher, der eure Wagen macht und flickt."

„Und ebenso seid ja auch ihr Landleute zum Bestand der Anderen nöthig. Ja man hat recht, den Landbau allem Andern im Staat voranzustellen, denn Brod ist ja das erste aller Lebensbedürfnisse. Vergessen wir übrigens nicht, daß uns auch die Gelehrten, die Männer der Wissenschaft, unentbehrlich sind, denn wer baut uns Straßen, Brücken, Mühlen, Fabriken, Kanäle, Eisenbahnen als sie, und wer schützt am Ende unsre Personen, unsre Güter, wer sorgt für unsern Unterricht, wenn es keine Regierung mit ihren Beamten gäbe?"

„Ihr seht also, meine Freunde, daß während ihr über eurer Arbeit schwitzt, eine Menge unbekannte Hände thätig sind, euch Hilfe zu leisten."

„Das wäre schon recht," meinte der Schneider Erdmann, „wenn in dieser Hilfleistung mehr Gleichheit wäre."

„Allerdings," erwiederte der Doktor, „empfangen viele Menschen mehr Dienstleistungen, als sie gewähren, und ich merke, daß du die Reichen im Auge hast."

„Ganz richtig, Herr Doktor."

„Michel, Du bist ein Schneider und arbeitest, so viel ich weiß, für Herrn Hofmann, Herrn Schwarz und Herrn Busch, die allerdings reicher sind als du; aber machst du ihnen die Kleider umsonst?"

„Nein gewiß nicht, von was sollte ich denn leben?"

„Nun gut, wenn sie dir zu arbeiten geben, so leisten sie dir einen Dienst; sie bezahlen dich für deine Arbeit und du schaffst dir mit dem Gelde deine Bedürfnisse an. Wollen denn die Reichen sich etwas umsonst verschaffen? Dienstleistung um Dienstleistung. Alles will in der Welt auf irgend eine Art bezahlt sein, sei es mit Geld, sei es mit Arbeit."

„Ja, Herr Auer; aber ich gebe den Reichen meine Arbeit, die mich viel kostet, und sie geben mir Geld, das sie wenig kostet."

„Was liegt daran, Michel, wenn das Geld, das du empfängst, nur deiner Arbeit entspricht. Warum immer die Eifersucht? Wäre die Arbeit mehr werth, als das Geld, das du dafür empfängst, so würdest du den Herren nicht mehr arbeiten und wäre sie weniger werth, so würden sie die Kleider anderwärts machen lassen. Gewiß machst du ihnen keine wohl-

feileren Preise als Leonhard und Gotthard; im Gegentheil, sie werden dich besser bezahlen, weil sie sorgfältigere Arbeit verlangen. Ich wiederhole dir, Michel, Dienst um Dienst."

„Wenn man aber sieht," fuhr Michel fort, „wie ein Reicher so viele Diener hat für seine Person, so begreift man doch schwer die Gegenseitigkeit der Dienstleistungen."

„Michel, du wiederholst dich nur. Brauchen die Reichen viele Diener, so geschieht dies ja nicht umsonst, sie müssen sie ja bezahlen. Du hältst die Reichen für bevorzugt, weil ihnen viele Leute zu Gebot stehen; aber hast du je gezählt, wie viel Leute du in deinem Dienste hast."

„In meinem, Herr Doktor? Wir thun in unserm Hause ja Alles selbst."

„Und doch sage ich dir, daß diesen Morgen allein mehr als 20,000 Menschen in deinem Dienste waren."

„Herr Doktor, Sie wollen sich über mich lustig machen."

„Michel, sage mir, was hast du diesen Morgen gethan?"

„Nun, Herr Doktor, nachdem ich aufgestanden war, habe ich Ihren Ueberzieher vollends fertig gemacht; dann habe ich im Keller ein Paar Bretter festgenagelt und das Gitterthor an meinem Garten zum Schutz gegen die Hühner ausgebessert; dann habe ich mit meinem Buben dessen Schulaufgaben durchgegangen, hernach haben wir gefrühstückt, ich habe mich rasirt und angekleidet, bin in die Kirche gegangen und jetzt bin ich hier."

„Gut, Michel; der Herr Pfarrer würde vielleicht mißbilligen, daß du am Sonntag gearbeitet; aber du hast im Ganzen deinen Morgen gut angewendet. Betrachten wir nun näher, was du verrichtetest. Du hast dich angekleidet, Strümpfe, ein Hemd, Beinkleider, Hosenträger, eine Halsbinde, eine Weste, einen Ueberrock, Schuhe, einen Hut angelegt. Von diesen Kleidungsstücken hast du dir vielleicht einiges selbst gemacht, aber keineswegs die Stoffe dazu. Diese Stoffe aber, wo sind sie her und wie viele Arbeit und Personen waren erforderlich, bis sie zu deiner Verfügung standen? Die Baumwolle zu deinen Strümpfen kommt aus Amerika; da waren Pflanzer nöthig, um sie zu bauen, zu ernten, zu reinigen. Dann mußte sie an den Verschiffungshafen gebracht und eingeladen werden, und Matrosen mußten das Schiff nach Europa führen. Sie mußte ferner noch in einer Spinnerei gesponnen und endlich zu Strümpfen verarbeitet werden. Jede dieser Verrichtungen hat entweder Bauwesen, Schiffe, Transportmittel, oder Gewerbe, Werkzeuge, Geräthe, und alle diese Arbeiten zusammen haben bereits eine Unzahl Personen erfordert."

„Jetzt kommen wir an dein Hemd; da weißt du selbst, durch wie viele Hände der Hanf gehen mußte, bevor er zum Hemd wurde. Dann deine Beinkleider, deine Weste, dein Rock, die gewiß von drei verschiedenen Fabriken herstammen. Wie viele Hände waren beschäftigt, bis die Wolle geschoren, gewaschen, kartätscht, gesponnen, gewoben, gewalkt, gefärbt und hin und her geschafft war, vom Bauern zum Kaufmann, vom Kaufmann zur Spinnerei, von der Spinnerei zum Tuchmacher! Um sie zu färben, mußte man Indigo aus Indien holen und brauchte wieder Schiffe, Matrosen ꝛc. Jetzt kommen wir an deine seidene Halsbinde. Es ist dir wohl nicht bekannt, wie viel Arbeit auch darauf ruht, bis in irgend einem südlichen Lande Maulbeerpflanzungen und Seidenraupen gezogen und ihr Gespinnst bearbeitet und gefärbt wurde. So verhält es sich auch mit deinen Schuhen, deren Sohlen möglicher Weise aus Südamerika stammen, mit deinen Hosenträgern, deinem Hut. Wie vielerlei Arbeit macht nur eine Thierhaut durch, bis sie zum brauchbaren Leder wird, und wie vielerlei Werkzeuge von Holz, Eisen, Kupfer ꝛc. erfordert die Zubereitung, und diese haben ja alle auch durch allerlei Hände zu laufen. Und das ist nur deine Bekleidung, für die wir schon Tausende von Händen beschäftigt sehen."

„Als du aufstandest, fandest du dich gegen den kalten Morgen durch ein Haus geschützt, das du dir auch nicht selber bereitet hast. Es hat Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Glaser und hat Stein, Holz, Eisen, Glas, Kalk, Gyps, Ziegel ꝛc. erfordert, die alle durch viele Hände gingen."

Zum Waschen hast du Seife, zum Rasiren ein Rasirmesser, zum Reinigen deiner Kleider einer Bürste bedurft, und hast du eine Nadel angesteckt, so ist nur diese allein durch mehr als hundert Hände gegangen, bis sie aus Erz ihre Gestalt gewonnen hat. Auch Hammer und Nägel zum Flicken deines Zauns haben einen ähnlichen Gang durchgemacht."

„Du hast dann mit deinem Sohn seine Schulaufgabe durchgegangen. Aber was gehört nicht alles nur zu einem Buch! Papier, durch eine lange Reihe von Verrichtungen aus Lumpen gefertigt, in Metall gegrabene und gegossene Buchstaben und eine Presse zum Drucken, Druckerschwärze, dann Pappendeckel, Faden, Leim zum Binden, und der Inhalt des Buchs mußte vorher gedacht und geschrieben sein."

„Jetzt kommen wir an dein Frühstück, das ich, von einem Krankenbesuche kommend, bei meinem Morgengruß zufällig durch das offene Fenster mit angesehen habe. Es war einfach. Milch für deine Kinder, Kaffee für deine Frau, ein Stück gesalzenes Fleisch und ein Glas Most für dich und Brod

für euch alle. Und doch, wie viele Personen waren beschäftigt, dir es zuzubereiten. Wie viel Hände erforderte nur das Korn, bis der Bäcker Brod daraus machen konnte. Deiner Frau Kaffee kam aus Ost- oder Westindien über's Meer her; der Zucker vielleicht auch, oder, wenn ihn auch eine unsrer deutschen Runkelrübenzuckerfabriken bereitet hat, wie viele Arbeit ruhte darauf; eben so auf dem Salz zu deinem Fleisch. Messer, Gabel, Löffel, Tasse, Trinkglas, die ihr gebrauchtet, waren auch ebensoviel Gegenstände einer eigenen Fabrikation."

„Jetzt denke nach, wie viele Arbeiter thätig waren, nur damit du gemächlich diesen Morgen dich ankleiden und frühstücken konntest. Gewiß dachtest du nicht, daß sogar Schiffe (und was gehört nicht Alles zum Bau eines Schiffes) nöthig waren, um dir zu deinem einfachen Mahle zu verhelfen; daß Transportmittel aller Art, daß Seehäfen, Straßen, Eisenbahnen, daß Fabriken, Arbeiter und Kaufleute, daß nicht blos Nachbarn und Freunde, sondern daß Tausende von Personen, todte und lebende, auf 100 und 1000 Stunden Entfernung dazu nothwendig und dienlich gewesen sind."

„Hab' ich nun Recht gehabt, wenn ich dir von der so großen Zahl derer sprach, welche dir Dienste leisten."

„Sie haben mich erschreckt, Herr Doktor, ich hätte nie geglaubt, daß ein armer Mann, wie ich, der Gesellschaft so viel Dienstleistungen zu verdanken hat."

„Wie dir, wird es noch vielen ergangen sein. Dies rührt daher, daß die scheinbar so verwickelte Einrichtung der Gesellschaft sich so leicht und regelmäßig bewegt, daß man die Menge der Räder nicht wahrnimmt, welche dabei mitwirken. Daß so viele für einen einzigen Menschen arbeiten, hängt mit dem Grundsatz zusammen, welchen man Theilung der Arbeit nennt. Es beruht dieser Grundsatz darauf, daß jeder, statt seine Thätigkeit durch Verrichtung verschiedener Beschäftigungen zu zersplittern, sich einer bestimmten Arbeit widmet."

„Müßte jeder immer von einer Arbeit zur andern übergehen, so wäre damit ein unendlicher Zeitverlust verbunden, und keiner brächte es bei so vielerlei Beschäftigungen auch nur in einer einzigen zur Vollkommenheit. Je häufiger die Beziehungen der Menschen unter einander werden und je leichter ihnen der Austausch gemacht wird, um so mehr theilt sich die Arbeit. Hier in Schönfeld verrichten Viele noch eine Menge Geschäfte allein, die in großen Städten ebensoviel verschiedene Gewerbe bilden. Du, Michel, machst alle Sorten von Kleidern; in den großen Städten gibt es für die verschiedenen Gegenstände der Bekleidung bestimmte Arbeiter, bis auf die Knopflöcher herab."

„Diese Theilung der Arbeit wird am weitesten in den Werkstätten und Fabriken ausgedehnt. Dort besorgt jeder Arbeiter nur eines der zur Herstellung eines Fabrikats erforderlichen Geschäfte. Ich kann euch dies an einem Beispiel zeigen, welches man oft anführt, an den schon erwähnten Stecknadeln, deren man ein Hundert um 4 Kreuzer kauft. Jede dieser Nadeln geht durch fünfzehn oder zwanzig verschiedene Hände, und dabei habe ich noch nicht einmal den Messingdraht gerechnet, der dazu verarbeitet wird. Ein Arbeiter allein brächte vielleicht kaum zwanzig Stecknadeln im Tag zu Stande, während durch die Arbeitstheilung zehn Menschen zusammen täglich ungefähr 48,000 verfertigen. Dies ergibt im Jahr 14,400,000 Stück und für den einzelnen Mann 1,440,000. — Nimmt man an, daß jede Haushaltung jährlich 100 Stecknadeln verbraucht, so würde jeder Arbeiter jährlich 14,000 Familien mit diesem kleinen Gegenstand versorgt haben."

„Auch außerhalb der Werkstätten ließen sich viele ebenso schlagende Beweise für den Nutzen der Theilung der Arbeit anführen Geht z. B. ein Schiff, das 1 Million Pfund laden kann, nach Westindien, um Kaffee zu holen, so genügen zu dessen Bedienung 25 Matrosen. Kauft nun jede Familie 10 Pfund und lassen wir jede Familie aus 5 Köpfen bestehen, so haben diese 25 Matrosen mit *einer* Reise 500,000 Personen zu ihrem Kaffeegenuß verholfen."

„Das ist merkwürdig," hieß es von mehreren Seiten.

„Allerdings ist es merkwürdig und doch eine einfache Sache. Jedem stehen für seine Bedürfnisse Tausende von Menschen zu Gebot, weil er selbst wieder andern Tausenden Dienste leistet. Jedem werden die seinigen bezahlt und jeder bezahlt wieder, sei es mit Geld oder Arbeit, die ihm von Anderen geleisteten. Zuletzt aber gewinnt jeder, weil er auf diese Weise in einem Tag sich mehr Genüsse verschaffen kann, als sonst in einem Jahr."

„Segnen wir daher die Gesellschaft, deren wundervolle Einrichtung so viele Bequemlichkeiten auch dem weniger Beglückten unter uns verschafft."

Fünfte Unterhaltung.

Die Gesellschaft und die Vortheile, welche sie dem Menschen gewährt.

In den letzten vierzehn Tagen hatte die Theuerung der Früchte Schrecken erregende Fortschritte gemacht. Mit jedem Markttag stiegen die Preise und mit ihnen die Aufregung gegen die Kornhändler. Man fing an, für die Ruhe des benachbarten Städtchens zu fürchten.

Was am meisten zu besorgen war, geschah jetzt. Weil alles Geld der Aermeren in Brod aufging, so verminderte sich der Verbrauch in allen übrigen Dingen und die dadurch verursachte Stockung im Kleinhandel hatte das Aufhören der Nachfrage in den Fabriken und eine solche Anhäufung von Vorräthen zur Folge, daß es sich nun auch in Schönfeld um Arbeits-Einstellungen handelte. Den Anfang machten die Hammerschmieden, die nur noch einige Feuer unterhielten, um die nöthigsten Arbeiter zu beschäftigen.

Es herrschte allgemeine Bestürzung in dem Thal. Mit den Schmieden waren nun auch zugleich die Holzhauer und Köhler zu feiern genöthigt. Zudem war vorauszusehen, daß auch die Fabrik nicht lange mehr mit Einstellung ihrer Arbeit werde zurückbleiben können, die noch viel traurigere Folgen haben mußte.

Am heutigen Sonntag nahm der Schmied Dorner, der ohnehin von heftigem Wesen war, zuerst das Wort:

„Nun, Herr Doktor," rief er, „was wissen Sie jetzt armen Arbeitern, wie wir, über die Vortheile der Gesellschaft zu sagen. Im guten Glauben auf unseren Herrn und Meister nahmen wir Beschäftigung an, ließen uns hier nieder, in der Meinung, immer Arbeit zu finden, und sobald die Herren nicht mehr genug an uns verdienen, schicken sie uns spazieren, unbekümmert, wie wir uns durch die Welt schlagen. Ist das auch eine Gerechtigkeit? Wären alle Arbeiter wie ich, so müßte der Sache ein Ende gemacht werden. Die Herren dürfen kein Spiel mit dem Leben ihrer Arbeiter treiben."

Ihm antwortete Herr Auer mit Ruhe:

„Vincenz, auch ich wünschte, daß der Sache ein Ende gemacht werden könnte; nur bezweifle ich, daß Gewalt das Mittel dazu ist. Du bist ein Mann von Einsicht; höre mich an und antworte mir ruhig."

„Als du dir deinen Beruf wähltest, hat man dir irgend eine Versprechung gemacht?"

„Nein, Herr Doktor.“

„Du hast ihn gewählt, weil du sahst, daß andere Arbeiter dabei einen guten Lohn gewannen. Und als du Arbeit in der Schmiede suchtest, hat sich Herr Bleicher verbindlich gemacht, dich immer zu beschäftigen?“

„Aufrichtig gesagt, Herr Doktor, versprochen hat er es mir nicht.“

„Nun, über wen beklagst du dich denn, wenn dir niemand sein Versprechen gebrochen hat?“

„Aber, Herr Doktor, wenn man von seiner Arbeit leben muß, so ist es doch hart, wenn einem die Arbeit entzogen wird.“

„Das gebe ich gerne zu, mein Freund; aber darin liegt kein Grund, ungerecht gegen andere zu sei. Hat dir Herr Bleicher, als du Arbeit bei ihm suchtest, nicht einen Dienst gethan, indem er dich anstellte?“

„Wohl, aber einen Gefallen hat er mir nicht damit erweisen wollen; er hat eben Arbeiter nöthig gehabt und mich angenommen, wie einen Andern auch.“

„Davon handelt es sich nicht. Es handelt sich davon, ob er dir mit deiner Anstellung einen Dienst geleistet hat.“

„Nun ja.“

„Einen Gefallen hast auch du ihm nicht erweisen wollen, indem du bei ihm in Dienste tratst. Du suchtest Arbeit; er brauchte Arbeiter und er stellte dich an. Du hast deine Arbeit versehen und er hat dich bezahlt. Was verlangst du mehr?“

„Wenn ich dagegen auch nichts einwenden kann,“ erwiederte Vincenz, so ist eben ein solches System eine abscheuliche Sache. Da ist die Gesellschaft am Ende nichts als ein Nest von Egoisten, und es wäre besser, man lebte allein in der Wildniß.

„Vincenz, wenn du mit der Gesellschaft brechen wolltest, so müßtest du auch auf alle Vortheile verzichten, die sie dir bietet.“

„Aber, Herr Doktor,“ fiel hier Herr Althans ein, der sich immer in Einwürfen gefiel, „das können Sie doch nicht läugnen, daß die Gesellschaft auch ihre Schattenseite hat.“

„Ich habe nie das Gegentheil behauptet, Herr Althans. Wie alle menschlichen Dinge, so trägt auch die Gesellschaft Gutes und Schlimmes in ihrem Schoß. Sie besteht aus Menschen, die ihre Fehler haben, Reiche wie Arme, Arbeiter wie Meister; vollkommen kann sie daher nicht sein. Uebrigens, um die Sache weiter zu erörtern, können Sie mir solche Schattenseiten der Gesellschaft angeben?“

„Das ist doch nicht schwer," fuhr Althans fort. „Nehmen wir gleich den Umstand, daß durch das Zusammenleben der Menschen Verbrechen hervorgerufen werden, die sonst nicht stattfänden. Ohne die Gesellschaft gäbe es keine Betrüger, keine Wucherer, keine Diebe."

„Da haben Sie Recht, Herr Althans; man kann einem Nachbar nicht schaden, wenn man keinen hat; man kann nicht stehlen, wo nichts ist. Das sind Binsenwahrheiten. Glücklicherweise hat übrigens dieser Zustand nie bestanden; er wäre nur denkbar, wenn ein Mann wie Robinson auf eine verlassene Insel geworfen würde. Außerdem leben die Menschen, auch selbst die Wilden, immer mit ihres Gleichen zusammen, und glaubt ihr etwa, es gebe unter diesen nicht auch Zusammenstöße? Kommen sie nicht unter den wilden Völkerschaften in besonderer Heftigkeit und Rohheit vor, und zwar bis zur Menschenfresserei?"

„In solchem Zustand der Barbarei nehmen die menschlichen Leidenschaften den häßlichsten Charakter an. Selbst die heiligsten Gefühle unserer Natur erlöschen. Der Vater bringt das Kind um, das er nicht ernähren kann, und der Sohn schafft den altersschwachen, gebrechlichen Vater zur Seite. Ist das ein Zustand der Unschuld, den ihr der Verderbniß der Gesellschaft etwa entgegen halten wollt?"

„Aber, Herr Doktor," fuhr Herr Althans fort, „ich habe nicht dem Zustand der Wildheit das Wort reden wollen; ich wollte nur sagen, die Gesellschaft vermehre die Zahl der Verbrechen, weil sie mehr Gelegenheit dazu bietet."

„Das, Herr Althans, ist zwar nicht der Sinn dessen, was Sie zuvor sagten; aber untersuchen wir, ob richtig ist, was Sie jetzt aufstellen. Allerdings je mehr sich die Menschen vermehren, um so mehr vervielfältigen sich auch ihre Beziehungen und damit Versuchungen aller Art. Diebstahl und Betrug können möglicherweise anwachsen; aber wird nicht immer die Zahl solcher Vergehen kleiner sein als im Zustand der Barbarei?"

„In der civilisirten Gesellschaft erfordert der Diebstahl wegen der Wachsamkeit der Behörden List und Schlauheit aller Art; im Zustand der Barbarei ist er Sache der offenen Gewalt. Mordthaten sind unter dem Schutz der Gesellschaft zu Seltenheiten geworden. Kann sie durch allmählige Verbesserungen auch die Leidenschaften nicht unterdrücken, weil sie das menschliche Herz nicht zu ändern vermag, so beschränkt sie doch die Wirkungen derselben durch den Schirm und Beistand, den sie allen ihren Mitgliedern gewährt."

„Allen ihren Mitgliedern? O, Herr Doktor," rief Leonhard, „wenn

dem so wäre, so gäbe sie nicht immer dem Starken Recht gegen den Schwachen, dem Reichen gegen den Armen, dem Unterdrücker gegen den Unterdrückten."

„Das sind Worte, Redensarten, Leonhard, die man allerdings oft hört. Aber untersuchen wir deinen Einwurf näher. Warum treten die Menschen als Gesellschaft zusammen? Ich denke aus zwei Hauptgründen: um sich der Vertheidigung ihres guten Rechtes zu versichern und um ihre Genüsse zu vermehren."

„Die Grundrechte des Menschen sind: das Recht auf sein Leben, seine Freiheit, seinen Besitz — und schützt etwa diese die Gesellschaft nicht ohne Ansehen der Person? schützt sie nicht den Unterdrückten gegen den Unterdrücker? Der Unterdrückte ist aber nicht immer der Schwache, der Arme und der Unterdrücker nicht stets der Reiche oder Mächtige; der Unterdrücker ist jeder, der gegen eine Person oder deren Besitz ein Recht in Anspruch nimmt, das ihm nicht gebührt. Wolltest du, daß der Arme vor Gericht immer Recht behielte, weil er arm und der Reiche verurtheilt würde, weil er reich ist, so käme dies ja darauf hinaus, daß der Reichthum, nach dem wir doch alle streben, zum Verbrechen würde, sobald man dazu gelangt ist."

„Das habe ich nicht sagen wollen, Herr Doktor."

„Wohl, Leonhard, aber in deinen Worten lag es. Wenn den Reichen ein ausgedehnterer Schutz in der Gesellschaft zukommt, so ist dies ganz natürlich, weil sie mehr Besitz zu beschützen haben. Des Armen Eigenthum ist darum aber nicht weniger gesichert."

„Der zweite Grund, aus dem die Menschen in Gesellschaft zusammentreten, ist das Verlangen, ihre Genüsse zu vermehren. Kann man aber der Gesellschaft mit Grund vorwerfen, daß durch die Genüsse, die sich ein Mitglied verschafft, die andern verkürzt werden? Gewiß nicht. Da darf man ja nur den Zustand der tiefsten Armuth in unsern civilisirten Staaten mit dem Elend eines Menschen vergleichen, der außer der Gesellschaft lebt. Welche Beschreibung geben uns Reisende z. B. von den Bewohnern einiger Inseln der Südsee! Rohe Hütten mit Blättern gedeckt, die Wind und Regen durchlassen, Laub oder Moos als Lagerstätte, allenfalls noch eine Matte zum Zudecken; als Kleidung eine Thierhaut oder elende Lumpen, aus mühselig zusammengeschlungenen Pflanzenfasern bereitet; an Hausgeräthe gänzlicher Mangel; als Waffen und Werkzeuge Bogen und Pfeile, eine Angelruthe, eine Muschel als Messer; ein zugespitzter Kiesel als Beil; eine Cocosnußschale als Gefäß, Fischgräthen als Nadeln, hie und da ein Baumstrunk als Nachen; dann die Nahrung, wie sie der Zufall, die Jagd, der Fischfang liefert. Damit

habt ihr den Zustand eines Menschen, der aller Segnungen der Gesellschaft beraubt ist. Solltet ihr euch darnach sehnen?"

„Nein, Herr Doktor, trotz der Freiheit, die man dort genießt," erwiederte Leonhard.

„Und welche Freiheit, Leonhard? Die Freiheit, Hunger zu sterben, wenn Jagd und Fischfang fehlschlagen; die Freiheit, von einem Feinde angefallen zu werden, ohne daß sich ein Arm zu eurer Vertheidigung erhebt. Die Freiheit, in großen Einöden herumzuirren, ohne einem befreundeten Auge, noch anderen Spuren von Menschendasein zu begegnen, als vielleicht dem Tritt eines Gegners, der demselben Wilde nachstellt Diese Freiheit ist nur eine trostlose Sklaverei; denn in einem solchen Leben ist der Mensch der Sklave der Witterung, der Jahrszeiten und aller Unbilden der Natur. Sein Leben hängt jeden Tag vom Zufall ab. Da ziehe ich doch vor, mich Gesetzen zu unterwerfen, die ich kenne und die für den Menschen, der sie achtet, immer den nöthigen Schutz gewähren."

„Wenn ich das Alles auch zugebe," fuhr Leonhard fort, „so wären aber doch außer der Gesellschaft die Menschen wenigstens gleich."

„Das glaubst du nur, Leonhard. Werden denn im Zustand der Barbarei alle Menschen gleich geboren? Ist denn die Gesellschaft der Grund, daß es starke und schwache, thätige und faule, kluge und dumme, ungeschickte und geschickte Menschen gibt. Gibt die Gesellschaft dem einen einen gesunden, dem andern einen kranken Leib? Nein, diese Ungleichheit ist in der Natur begründet und keine Folge der Gesellschaft."

„Weißt du, was diese im Gegentheil bewirkt? Sie gleicht die Vortheile, die einzelne in ihrem Schoß genießen, wieder aus und schwächt die traurigsten Folgen der natürlichen Ungleichheit ab. Am Ende besteht nur eine wirkliche Ungleichheit, die des angebornen Talents; aber auch davon ziehen die Anderen oft mehr Nutzen, als diejenigen, welchen es verliehen."

„Aber, Herr Doktor," erwiederte Leonhard, „wenn die Gaben des Körpers und Geistes ungleich vertheilt sind, so sollte man doch ein gleiches Recht auf die Erzeugnisse der Natur haben."

„Ein ursprüngliches Recht auf alles, was die Natur erzeugt," gab der Doktor zur Antwort, „auf die Früchte des Bodens und der Bäume, auf Fischfang und Jagd hat einen Sinn nur in einem ebenfalls ursprünglichen, noch von keiner Menschenhand bebauten Land. Mit dem Fleiß, der auf den Anbau des Bodens verwendet wird, hat sich noch überall auch das Recht des Eigenthums für den Bebauer eingeführt. Wir werden später noch die große Frage des Eigenthums zu besprechen haben. Ich will euch

heute blos zu bemerken geben, daß noch jeder Angriff auf das Eigenthum zum Nachtheil des Landbaues umschlug. Die Fortschritte wilder Völkerschaften und ihr Uebergang zu einem civilisirten Leben hängen alle mit dem Feldbau zusammen und könnten ohne Aneignung des Bodens und ohne das Recht, selbst auch zu ernten, was man gesäet hat, nicht statthaben."

„Das verstehe ich wohl," erwiederte Leonhard, „daß jeder mit Recht erntet, was er gesäet hat. Allein warum gehört ein Stück Land immer dem nämlichen Mann? Könnte es ein anderer nicht eben so gut bauen, wie jener?"

„Leonhard, wenn du dir einen Schaufelstiel zu deinem Garten hergerichtet hast, läßt du dir ihn von deinem Nachbar wegnehmen? Und wer zuerst mit seinem Schweiß einem unbebauten Boden eine Ernte abgewonnen hat, sollte sich von dem nächsten Besten der Frucht seines Fleißes berauben lassen müssen? Hat er nicht ein Recht an die Erkenntlichkeit der Gesellschaft, der er durch die Ertragsfähigkeit eines bisher öden Bodens einen Dienst geleistet hat? Seit unsre unfruchtbaren Gemeindeheiden in Eigenthum verwandelt wurden, sind sie ja erst zu ergiebigen Feldern geworden."

„Kommen wir aber auf die Vortheile der Gesellschaft zurück. Ich habe euch vorhin den „Robinson" genannt. Leset dieses Buch! Im Schiffbruch allein auf eine Insel geworfen, war Robinson genöthigt, selbst für alle seine armseligen Bedürfnisse zu sorgen, und als er an seinem Freytag einen Gefährten erhielt, welche Hilfe war ihm mit demselben erwachsen! Und das war ein einzelner Mann, der auch nur sein nacktes Leben besaß. Zu Zwei konnten sie sich nun schon manche Bequemlichkeit verschaffen, und wir sollten verkennen, daß die Summe der Befriedigungen, welche die Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder zufließen läßt, diejenige unendlich überwiegt, welche sich der Einzelne mit den höchsten Anstrengungen zu erwerben im Stande wäre?"

„Daß der Arme bei uns," meinte Leonhard, „noch besser daran ist, als ein Mensch, der in der Barbarei lebt, ist wohl zu begreifen; aber deswegen ist nicht weniger wahr, daß der Reiche eben viel mehr Bequemlichkeiten genießt, als der Arme."

„Das ist richtig, mein Freund;" erwiederte der Doktor, „allein was soll damit bewiesen werden? Einfach eben, daß es vortheilhaft ist, reich zu sein. Wenn es nicht alle sind, so trägt die Gesellschaft keine Schuld. Die Reichen bilden keine verschanzte Klasse, in die man nicht eindringen könnte.

In unsern civilisirten Ländern kann jeder durch Arbeit, Talent, Vorsicht, Sparsamkeit und Gesundheit reich werden. Es gehört aber meistens Zeit und Beharrlichkeit dazu. Häufig ist der Reichthum der Familien das Werk mehrerer Menschenalter. Das kann ich euch an meinem Beispiel zeigen."

„Mein Großvater war ein armer Bauer dieses Dorfs; fleißig und klug hat er aber doch seinen Kindern ein kleines Vermögen hinterlassen können. Mein Vater wandelte in seinen Fußstapfen und starb in Wohlhabenheit, und ich habe, was mir von meinen Vorfahren zufiel, abermals mit Fleiß und Einsicht vermehrt. Auch die Familien des Herrn Bertrand und die unsrer Landleute Flicker und Radmann und noch manche andere sind durch Fleiß und Arbeitsamkeit emporgekommen. Dagegen habt Ihr auch wohlhabende Familien herunterkommen sehen; wodurch? durch Verschwendung und Faulheit, durch unverständiges Betragen und Unordnung. Wo Einzelne das Unglück verfolgt hat, haben sie ihre Lage meistens durch Fehler und Mangel an Vorsicht noch verschlimmert."

„Sollte denn aber," fragte Michel, „nicht die Regierung mehr zum Fortkommen derer beitragen, die einer Aufhilfe bedürfen?"

„Thut sie das denn nicht, Michel? Ich will von den öffentlichen Arbeiten, die die Regierung zum Besten aller und also auch der Armen unternimmt, von den Brücken, Wegen, Kanälen, Häfen, Eisenbahnen, Hallen, Märkten als Hilfsmittel für unsre Geschäfte nicht reden; aber wem anders als der Armuth dienen denn die Hospitäler, die Armenhäuser, die Waisenhäuser, die Ersparnißkassen und alle sonstigen Anstalten der Wohlthätigkeit? Erhält der Staat nicht die Schulen, die ja als Anstalten der Erziehung, des Unterrichts, der Bildung das beste Mittel sind, die Ungleichheiten, die natürlicher Weise unter den Menschen bestehen, zu verbessern?"

„Nein, der gesellschaftliche Zustand befördert nicht die Ungleichheit; es liegt diese in der Natur des Menschen und die Gesellschaft strebt sie auszugleichen. Gibt es Reiche; nun um so besser für sie und, setze ich hinzu, für euch. Wenn alle arm wären, wie ihr, wäret ihr besser daran? Nein, ihr wäret noch ärmer, wie ich euch später zeigen werde. Lieben wir uns daher unter einander als Brüder und als Glieder eines Vereines, dem wir alles verdanken."

Sechste Unterhaltung.

Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten. Jeder trägt, indem er sein Wohl sucht, zu dem der Gesellschaft bei.

Seit der letzten Unterhaltung vor 14 Tagen hatte die Aufregung fort und fort zugenommen. Die Fruchtpreise hatten mit Anfang Januar eine fast unerhörte Höhe erreicht. Zu der Brodtheuerung gesellte sich theilweise oder vollständige Arbeitslosigkeit, zu dem Unglück der Verdruß; es fing an, in den Köpfen zu gähren. Man wollte an die Unzulänglichkeit der Ernten nicht glauben, wollte sich nicht überzeugen, daß die alten Vorräthe so zusammengeschmolzen seien, kurz man hielt die Theurung für gemacht, für ein Werk der Kipperer, welche die Armen Hunger sterben ließen, wenn sie nur ihre Taschen füllten.

Das Gerede im Volk wurde bedrohlich; offenbar war man nahe daran, vom Reden zum Handeln überzugehen. Als vollends am nächsten Samstag, am Markttag der benachbarten Stadt, Käufer in Menge und wenig Verkäufer erschienen, und man leere Schiffe den Fluß heraufkommen und am Hafen anlegen sah, hieß es: Jetzt führt man uns auch noch das Korn fort, wer weiß wohin; man will uns aushungern; das leiden wir nicht. Die Sachen standen auf der Spitze.

Unter dem Einfluß dieser Vorgänge betrat der Doktor am folgenden Tag die Schule. Er wußte zwar, daß die Bevölkerung von Schönfeld im Ganzen ordnungsliebend sei; aber bei der eingetretenen Arbeitslosigkeit war er hinsichtlich der feiernden Arbeiter der verschiedenen Werkstätten nicht ohne Sorge.

Er bedauerte auch, seine Vorträge über die großen Fragen der Menschheit nicht früher aufgenommen zu haben. Jetzt war es etwas spät, und das Sprichwort: „ein hungriger Magen hat keine Ohren", kam ihm mit seinem ganzen Ernst in's Gedächtniß. Es galt jetzt wenigstens die Bewohner des Dorfs zu ermuntern, daß sie sich jeder Unordnung enthielten, und die Achtung für das Eigenthum bei ihnen zu beleben.

„Meine Freunde," fing er an, „ehe wir den Gegenstand unsrer letzten Unterhaltung wieder aufnehmen, müßt ihr mir erlauben, euch in Beziehung auf die gegenwärtigen Zustände einige Rathschläge zu ertheilen. Laßt euch nicht von der herrschenden Aufregung mit fortreißen; achtet das Eigenthum, haltet euch von Volksaufläufen fern! Gestern war der Markt

in der Stadt drei oder viermal stärker besucht, als gewöhnlich. Gewiß hatten mehr als Dreiviertheile von euch nichts daselbst zu thun. Ihr kaufet keine Frucht; ihr nehmt euer Brod beim Bäcker. Was trieb euch daher in die Stadt?"

„Den Kuckuck, Herr Doktor," erwiederte Andreas zögernd, „wir sind wie die andern auch hingegangen, um zu sehen was vorgeht."

„Also, mein Junge, aus eitler Neugierde. Das glaubte aber niemand. Die Menge, die sich auf dem Markte drängte, war der Meinung, alles sei da, um Korn zu kaufen, und jeder trug dazu bei, die Befürchtungen zu vermehren und die Preise zu steigern."

„Das ist wohl möglich," entgegneten einige der Umstehenden.

„Was meine Ansicht hinsichtlich des Besuchs von Märkten und Messen ist," fuhr der Doktor fort, „wißt ihr. Das ist vergeudete Zeit, versäumte Arbeit und verlorenes Geld, auch wenn man nichts Unnöthiges einkauft."

„Kehren wir aber jetzt zu unsrem Gegenstand zurück."

„Ich habe in unsrer letzten Unterhaltung von den Vortheilen gesprochen, die uns die Gesellschaft gewährt. Heute wollen wir beleuchten, wie die Angelegenheiten der Menschen, so verschiedenartig sie auch sein mögen, im großen Ganzen doch stets zusammenlaufen."

„Ja, was dies anbelangt, Herr Doktor," rief Leonhard, „wie wollen Sie uns beweisen, daß wir alle einem Wohle dienstbar seien, während jeder seinem Nutzen nachgeht? Ist denn nicht überall zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, zwischen Geld und Arbeit, zwischen Landwirthschaft und Gewerbe, zwischen dem Erzeuger und dem Verbraucher, zwischen Inland und Ausland ein Entgegenwirken?"

„Da bist du," erwiederte der Doktor, „und mit dir noch viele im Irrthum. Das sind nur scheinbare Gegner. Wir können, seltene Fälle ausgenommen, zu unsrer Wohlfahrt nicht gelangen, ohne zugleich die der andern zu befördern. So hat es Gott gewollt. Wenn einzelne es auch versuchen, ihr Wohl auf Kosten der andern zu befördern, so führen die gesellschaftlichen Gesetze jede derartige Bestrebung, gegen Wissen und Willen der Versuchenden, stets wieder auf den Nutzen der Allgemeinheit zurück."

„Das begreife, wer da kann," erwiederte Leonhard. „Wie soll ein System, das nur auf dem Eigennutz beruht, ein System, bei dem jeder nur an sich denkt und nur für sich handelt, ein gemeinnütziges sein können? Alles für sich und Nichts für die Andern! Mein Wahlspruch soll es nie werden."

„Was du da sprichst, Leonhard, zeugt von einer wackern Gesinnung. Aber man muß die Sachen betrachten, wie sie sind. Die nackte Selbstsucht

und der kalte Eigennutz sind mir gewiß eben so zuwider, wie dir. Davon handelt es sich aber auch nicht. Untersuchen wir meine aufgestellte Behauptung näher."

„Von Natur fehlt es dem Menschen nicht an Wohlwollen für seinen Nächsten. Im Familienkreis erhebt sich dieses Gefühl oft zur Selbstverleugnung, zum Heldenthum. Was vermögen Eltern nicht für ihre Kinder zu opfern! Aber die Beziehungen zwischen uns und unsren übrigen Mitmenschen sind andere als die der Familie. Im Verkehr mit jenen tritt man nicht blos zusammen, um dem Bedürfniß der Geselligkeit zu entsprechen; hier gilt es vor allen Dingen, für sein eigenes Bestes zu sorgen."

„Das ist's ja gerade, was ich tadle," sagte Leonhard mit Lebhaftigkeit. „Jeder handelt auf dieser Welt nur für seine eigene Rechnung und geht seine Wege, ohne sich darum zu bekümmern, ob er die Andern zertritt."

„Was liegt daran, Leonhard, daß er seine eigenen Wege geht, wenn er nur in Wirklichkeit niemand zertritt. Daraus, daß man seine Wohlfahrt sucht, folgt nicht, daß man seinem Nachbar schaden müsse. Es ist dies ein Irrthum, der schon viel Uebles in der Welt veranlaßt hat."

„Wäre die Summe der Reichthümer eine begrenzte, so wäre der viel verbreitete Glauben, daß, was der Eine gewinne, ein Anderer verlieren müsse, gerechtfertigt. Aber glücklicher Weise ist die Summe der Güter dieser Welt ohne Schranken; sie ist in stetem Wachsen. Der Ackerbauer, der Ernten schafft, wie der Maurer, der Häuser baut, der Arbeiter, der Stoffe webt, wie der, der Schuhe macht, kurz jeder, der neuen Erzeugnissen Entstehung gibt, vermehrt die Summe der Güter, die vor ihm auf der Erde bestanden."

„Mithin arbeitet jeder, der sich durch seinen Fleiß Vermögen erwirbt, am Wohl seiner Nebenmenschen mit, statt ihnen zu schaden. Indem er sich bereichert, bereichert er auch die andern, denn er stellt diesen eine größere Summe von Erzeugnissen, als vorher da war, zur Verfügung. Obschon er nicht an das Wohl seiner Mitmenschen gedacht, vielleicht sogar sich gewissenlos darüber weggesetzt hat, ist er doch der Menschheit nützlich geworden. Kannst du mir dies bestreiten?"

„Ich will nicht widersprechen," erwiederte Leonhard; „aber da Sie selbst sagen, daß es der Fleiß der Arbeiter ist, der neue Erzeugnisse schafft, so kann dies doch nicht von den Reichen gelten, die nicht arbeiten und ebensowenig von den Arbeitgebern, die nur für sich arbeiten lassen."

„Das ist wieder ein großer Irrthum," entgegnete der Doktor, „der daher rührt, daß du dir einen falschen Begriff von der Arbeit machst. Du

scheinst zu glauben, daß die Handarbeit allein diesen Namen verdient; als ob derjenige, welcher einen Entwurf zu einer Maschine oder zu einem Hause macht, nicht eben so gut arbeitete, als der, welcher sie baut; als ob der Eigenthümer einer Fabrik, der durch seine Thätigkeit Werkstühle und Rohstoffe den Arbeitern zur Verfügung stellt, nicht gerade so gut arbeitete wie diese? Würde denn ohne die Schmiedebesitzer, die hier Eisenhütten errichtet und ihr Vermögen darin angelegt haben, das Eisen erzeugt, welches jedes Jahr aus der Gemeinde in Handel kommt? Würden ohne die Fabrik der Herren Schwarz und Busch die dort beschäftigten 400 Arbeiter, trotz aller Lust zur Arbeit, die Stoffe erzeugen, welche dort bereitet werden? Gib mir Antwort, Leonhard!"

„Nein, das wäre nicht möglich," erwiederte Leonhard. „Ich gebe zu, daß diese Herren auch an der Arbeit Theil nehmen; aber doch fällt es mir schwer, mich zu überzeugen, wie man Anderen Gutes erweisen kann, während man nur an sich denkt."

„Sich selbst unbewußt," erwiederte der Doktor, „wird man ihnen nützlich. Die Herren Schwarz und Busch und Herr Bleicher nebst seinen Geschäfts-Theilhabern z. B. werden allerdings, als sie eine Spinnerei und Eisenwerke in unsrem Thal errichteten, dabei nur das Verlangen gehabt haben, Geld zu verdienen. Und doch, welchen Dienst haben sie uns damit geleistet! Sie haben bisher unbeachteten Gegenständen erst Werth verliehen und haben den Reichthum der Gemeinde so vermehrt, daß das Dorf, das vor ihrer Ankunft nur 500 Einwohner zählte, heute deren 1500 hat, und daß diese 1500 Bewohner jetzt behaglicher leben, als die frühere kleine Zahl."

„Ohne die Kapitalien, welche diese Herren mitgebracht haben, hätten die großen Verbesserungen in unserm Thal nicht vor sich gehen können. Mögen sie immerhin nur ihren Vortheil gesucht haben, so sind sie doch Wohlthäter der Gemeinde geworden. Sehet euch überall um und ihr werdet finden, daß stets die, welche ihr Glück gemacht haben, ihrer Heimath noch nützlicher geworden sind, als sich selbst."

„Ich muß allerdings jetzt zugeben," erwiederte Leonhard, „daß man, indem und trotzdem man seinen eigenen Vortheil verfolgt, auch der Menschheit Nutzen bringt; wenn aber jeder für alle arbeitete, statt nur an sich zu denken, so müßte dies für die Gesammtheit doch ganz andere Erfolge haben. Denn was kommt bei dem Grundsatz „Jeder für sich" heraus? Ist man seinen Nebenmenschen nützlich gewesen, nun gut; wenn nicht, so macht man sich darüber auch keine schlaflosen Nächte und freut sich nichtsdestoweniger, Glück gehabt oder Geschick bewiesen zu haben."

„Leonhard, du übertreibst gerne. Wenn der Grundsatz „Jeder für sich“ im Stande wäre, alle Zuneigung zu ersticken und uneigennütziges Wohlwollen nicht einmal mehr in unsern Beziehungen zwischen Vater und Sohn, Gatten, Brüdern, Freunden und Mitbürgern aufkommen ließe, so wäre er eine Abscheulichkeit. Aber außer diesen Beziehungen, die durch Bande der Familie und der Freundschaft geknüpft sind, und die sich auf Zuneigung gründen, gibt es andere, die aus persönlichem Nutzen hervorgehen, zwischen Leuten, die nur auf dem Rechtsboden sich gegenüber stehen und unter gewissen Bedingungen nach gegenseitiger Uebereinkunft in ein Verhältniß treten. Offenbar ist es nun eben so unmöglich, derlei geschäftliche Beziehungen auf Uneigennützigkeit zu begründen, als es unangemessen wäre, dem Verhältniß zwischen Familien und Freunden den Eigennutz zur Grundlage zu geben. Ich frage euch, Leonhard, Andreas und eure Kameraden, arbeitet ihr zum Vergnügen der Herren Schwarz und Bleicher?“

„Wir arbeiten,“ war die Antwort, „um zu leben. Wie könnten wir anders?“

„Das weiß ich wohl,“ fuhr der Doktor fort, „ihr arbeitet für euren Nutzen und nicht für den ihrigen. Und doch, meine Freunde, habt ihr euch, so lange ihr gewissenhaft eure Arbeit verseht, nichts vorzuwerfen. Ich darf sogar noch weiter gehen und sagen: Wenn diese Herren, obwohl in Verfolgung ihres eigenen Vortheils, unsrer Heimath durch die neugeschaffene Arbeit nützlich werden, so fördert andererseits auch ihr, obschon ihr auch nur eigene Zwecke verfolgt, durch eure Arbeit nicht nur diese, sondern auch das Land, das ihr mit Erzeugnissen bereichert. In Sachen der Arbeit und der Wechselbeziehungen unter den Menschen schlägt, wie man es auch betrachte, der persönliche Nutzen vor; aber bewundernswürdiger Weise bedient sich die Vorsehung desselben, um im Schoß der gesellschaftlichen Ordnung den Urgrundsatz der Brüderlichkeit: „Jeder für alle“ zu verwirklichen.“

„Das ist wirklich bewundernswürdig,“ fiel der Lehrer Herr Raimund ein. „Ich sehe jetzt, daß in der gesellschaftlichen Welt, wie im Reiche der Natur eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht. Es söhnt mich dies mit dem Nachdenken über diese Fragen aus, die mir stets das Herz einschnürten.“

„Mein Freund,“ erwiederte der Doktor, „versäumen wir eben nie, den Dingen auf den Grund zu sehen. Bei mir steht sogar die Ueberzeugung fest, daß aus dem Grundsatz „Jeder für sich“ für das Gemeinwohl um so mehr Nutzen entspringt, je kräftiger der eigene Vortheil verfolgt wird. Es ist die Gewinnsucht, die Sorge für den Absatz, für Erweiterung der Ge-

schäfte, die zu Verbesserung der Erfindungen antreibt, und indem wir die Erzeugnisse verbessern, um sie verkäuflicher zu machen, oder neue erfinden, schaffen wir uns auch neue Annehmlichkeiten. Jeder Fortschritt kommt wieder der Gesammtheit zu statten.

„Von dem Gesichtspunkt der Arbeit und des Reichthums zieht daher das Gemeinwohl aus den gesteigertsten Anstrengungen des persönlichen Vortheils nur Nutzen, während im Gegentheil der Grundsatz „Jeder für alle" nie eine praktische Bedeutung gewinnen kann. Unausführbar an sich, widerstrebt ihm auch die Natur des Menschen. Stellt euch vor, der Arbeiter eines Landes von 36 Millionen, wie Deutschland, arbeitete für die Gesammtheit und müßte warten, bis er den sechsunddreißigmillionsten Theil des Nutzens von der Gesammtheit ausgefolgt bekäme; würde der wohl auch wie unser Gotthard sechzehn bis siebenzehn Stunden des Tages für die Gesellschaft sich abmühen, in der es ohnedem unter solchen Umständen gewiß viele bequem fänden, den Fleiß anderer für sich auszubeuten. Nein, meine Freunde, verfällt der persönliche Vortheil auch oft auf Irrwege, so bleibt er doch der große Hebel der Menschheit."

„Aber," meinte Leonhard, „geht nicht doch mehr Schlimmes als Gutes daraus hervor? Denn wenn die Angelegenheiten der Menschen auch nicht stets entgegengesetzte sind, so sind sie's doch oft. Zum Beispiel ist dies nicht der Fall zwischen Arbeitgebern und Arbeitern?"

„Im Suchen ihres Vortheils," erwiederte der Doktor, „entzweien sich allerdings oft die Menschen, während meist auch dieser Widerspruch in den Interessen nur in der Einbildung besteht. Gewöhnlich und zwar gerade zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ist der Vortheil ein gemeinschaftlicher."

„In wie ferne? Herr Auer," fragte Leonhard; „sie sind doch stets mit einander im Streit."

„Nur aus Irrthum, Leonhard."

„Herr Doktor," fuhr Leonhard fort, „im Vortheil der Arbeiter liegt es doch, immer Beschäftigung zu haben, während, wie eben jetzt, die Fabrikherren es zuweilen nützlicher finden, keine zu geben. Kommen ferner Lohnerhöhungen nicht dem Arbeiter zu gut, während der Vortheil der Herren darin liegt, die Löhne möglichst herabzudrücken?"

„Darin irrst du dich, Leonhard. Laß uns aber zuerst von der Arbeit und dann erst vom Lohne sprechen. Du sagst, es liege im Vortheil der Arbeiter, stets Beschäftigung zu haben; allein soll es denn weniger im Vortheil der Fabrikherren sein, ununterbrochen Arbeit zu geben, da doch auf dieser ihr Gewinn beruht?"

„Warum," rief Vincenz, „schicken sie dann aber ihre Arbeiter fort und noch dazu in einer Zeit, wo das Brod so theuer ist?"

„Es ist ja gerade," erwiederte der Doktor, „diese Theuerung, welche die Herren nöthigt, Arbeiter zu entlassen. Brod ist das nothwendigste der Lebenserfordernisse. So nützlich Eisen, Baumwolle, Holz, Seide, Wolle sind, so kann man sie doch alle vorübergehend entbehren. Steigt das Brod im Preise, so ist man genöthigt, die anderen Ausgaben zu beschränken oder ganz zu unterlassen, um sich wenigstens dieses Nahrungsmittel zu verschaffen. Ich will euch an einem Beispiel von unserm Schönfeld zeigen, von welchem Einfluß schlechte Ernten sind. Unser Ort hat 1500 Einwohner, von welchen einer im Durchschnitt jährlich ungefähr 500 Pfund Brod verzehrt. Nun kostet das Brod, statt wie vor zwei Jahren fünf Kreuzer, gegenwärtig acht. Daraus entsteht für jede Person eine Mehrausgabe von fünfundzwanzig Gulden, für den ganzen Ort von 37,500 fl. auf das Jahr."

„Angenommen, die Theuerung sei in ganz Deutschland dieselbe, so beläuft sich in einem Jahr für seine 36 Millionen Einwohner der Mehraufwand für dieses Nahrungsmittel auf ungefähr 900 Millionen Gulden."

„Das ist entsetzlich," riefen viele Stimmen.

„Darf es uns," fuhr der Doktor fort, „daher Wunder nehmen, wenn, sobald das Getreide steigt, der Verbrauch in allen andern Dingen, mit Ausnahme derer, die als Ersatz für das Brod dienen, wie Reis, Kartoffeln 2c. abnimmt und die Preise deshalb fallen?"

„Ihr selbst wißt am besten, wie ihr euch jetzt in vielem einzuschränken habt."

„Ja wohl, gewiß," riefen alle.

„Unser Schreinermeister, Herr Salzmann," fuhr der Doktor fort, „wird davon reden können, wie wenig Thüren, Kästen, Schränke jetzt bei ihm bestellt werden, und hat er keine Arbeit, so braucht er auch keine Nägel, keine Schlösser, keine Angeln 2c. Wie sollen dann aber in solchen Zeiten die Eisenwerke, wie sollen überhaupt die Fabrikanten in der Bereitung ihrer Erzeugnisse fortfahren, wenn aller Absatz stockt?"

„Das holt sich nach," meinte Vincenz, „wenn wieder bessere Zeiten eintreten."

„Ich möchte es bezweifeln," erwiederte der Doktor. „In guten Zeiten fabricirt man nach Bedarf, wohl auch über denselben, was dann eine Anhäufung von Waaren und das Fallen von Häusern zur Folge hat. Fährt man aber fort zu fabriciren, wenn der Absatz stockt, wie jetzt, was soll dann später mit den nicht verkauften Waaren geschehen? Man muß dann offen-

bar eben zuwarten, bis die Vorräthe etwas aufgeräumt sind. Also wird früher oder später eine zeitweise Einstellung der Arbeit eintreten."

„Das mag sein," Herr Doktor, fuhr Vincenz fort; „hart bleibt es aber doch, gerade in der theuren Zeit ohne Arbeit zu sein."

„Ich gebe dies ja zu, Vincenz; allein sind denn die Menschen an dem Mißjahr Schuld? Nein, meine Freunde, die Fabrikherren — ich wiederhole es euch — haben denselben Vortheil, arbeiten zu lassen, wie ihr, zu arbeiten. Jeder Tag ohne Arbeit ist für sie nicht nur ein Ausfall im Verdienst, sondern ein wirklicher Verlust, weil sie die Zinsen für ihr Capital einbüßen."

„Ich begreife das wohl," erwiederte Leonhard; „aber im Vortheil des Arbeiters liegt es eben, regelmäßige Beschäftigung zu haben, während der Fabrikherr viel arbeiten läßt, wenn der Verkauf gut geht und wenig, wenn er stockt."

„Kann er denn anders, Leonhard? Es ist sein Vortheil, immer so viel als möglich arbeiten zu lassen, weil sein Gewinn im Verhältniß zum Erzeugten steht; es ist ihm daher so leid wie euch, wenn der Verkauf stockt. Und sollte er nicht andererseits, wenn der Absatz sich wieder belebt, die Arbeit vermehren? Sollte er sich andere zuvorkommen, seine Erzeugnisse vom Markte verdrängen lassen, um euch dann die Arbeit ganz entziehen zu müssen?"

„Aber, Herr Doktor, in Ansehung der Löhne gehen wenigstens die Vortheile der Herren und der Arbeiter auseinander. Es ist doch gewiß vortheilhafter für die Herren, immer die niedrigsten Löhne zu bezahlen?"

„Nein, Leonhard, das ist nicht richtig und vielleicht ihren Wünschen, aber nicht ihrem Vortheil gemäß. Beide stimmen nicht immer zusammen. Wir täuschen uns oft, indem wir unsern Nutzen da suchen, wo er nicht ist. So wünschen die Arbeiter so viel wie möglich einzunehmen und haben recht. Ist es aber auch ihr wahrer Vortheil, den höchsten Lohn zu erhalten? Nicht immer."

„Wie!" riefen mehrere Arbeiter. „Dies soll nicht unser Vortheil sein?"

„Ihr wollt," fuhr der Doktor fort, „eine größere Einnahme, um behaglicher leben zu können. Aber was nützt es euch, wenn ihr statt zwei Gulden drei einnehmt und gleichzeitig Alles: Brod, Fleisch, Wohnung, Kleidung in demselben Verhältniß steigt? Wollen die Schmiede den höchsten Lohn, so wollen ihn die Weber, die Maurer, die Schneider, die Taglöhner, kurz alle Arbeiter auch, und wenn alle Löhne zunehmen, was wird die Folge davon sein? Es werden alle Erzeugnisse theurer und folglich alle Preise steigen. Seid ihr dann besser daran, als vorher?"

„Das ist wahr," meinten einige; „aber auf diese Weise gibt es eben kein Mittel, unsere Lage zu verbessern," setzte Leonhard hinzu.

„Nur ruhig," entgegnete der Doktor; „es gibt doch eines, das überdies niemand Schaden bringt. Indem man mehr und besser und wohlfeiler erzeugt, gewinnt jedermann, der Arbeitgeber wie der Arbeiter, der Verkäufer wie der Käufer, und was hiezu vor allen Dingen wirksam ist, das ist die Konkurrenz. Sie ist's, die überall mit ordnender Hand eingreift. Es liegt im Vortheil des Fabrikanten, so viel wie möglich zu gewinnen, aber nicht, die niedrigsten Löhne zu bezahlen. Die Herren glauben es manchmal, gerade wie die Arbeiter sich bei den höchsten Löhnen am besten zu befinden glauben; aber der allgemeine Erfolg belehrt uns anders. Gäbe es in jedem Gewerbe nur einen Meister oder wären in jedem Geschäft nur einzelne Arbeiter geschickt, so würden sie natürlich ihre Bedingungen stellen; glücklicher Weise hat aber jede Arbeit ihre Mitbewerber. Diese Mitbewerbung kommt beiden, Arbeitgebern und Arbeitern, zu gut."

„Wollte ein Fabrikant eine Arbeit unter ihrem Werth bezahlen, so würden ihn seine Arbeiter verlassen und anderwärts Beschäftigung suchen. Gewiß hält er sie daher durch anständige Preise fest, so lange sein Absatz gut ist. Stockt derselbe, so muß er die Preise seiner Fabrikate herabsetzen und dauert die Stockung an, so hat auch die Arbeit für ihn nicht mehr den vorigen Werth, und dann allerdings muß er auch die Löhne ermäßigen. Nun fragt es sich, ob ihm seine Arbeiter bleiben. Sie werden gehen, wenn die Stockung nur eine örtliche, vielleicht von dem Fabrikanten verschuldete, sie werden bleiben und sich in die Nothwendigkeit schicken, wenn dieselbe, wie gewöhnlich, allgemein und Folge von ungünstigen äußeren Verhältnissen ist."

„Das sehe ich nun wohl," erwiederte Leonhard, „daß die Löhne der Arbeiter nicht lediglich in der Willkür der Herren liegen, sondern von den Preisen abhängen, die sie für ihre Waaren erhalten."

„Ganz richtig, Leonhard."

„Ich begreife auch," fuhr dieser fort, „daß im Grunde die Vortheile der Fabrikarbeiter und ihrer Herren neben einander hergehen; allein so übereinstimmend sind sie doch nicht, daß die Herren es nicht oft versuchen sollten, ihren Arbeitern weniger zu geben, als diese nach der Lage der Dinge ansprechen könnten."

„Kommt es auch manchmal vor," erwiederte der Doktor, „daß die Arbeitgeber im Lohn zu karg sind, so wird dies doch nur vorübergehend sein. Die Konkurrenz und die Gewalt der Umstände nöthigt sie bald wieder, die

Löhne dem Verkauf und sonstigen Verhältnissen entsprechend zu erhöhen. Uebrigens glaube ich euch jetzt gezeigt zu haben, daß die Dinge in der Welt so bestellt sind, daß man einestheils im Verkehrsleben seinen Nebenmenschen nicht zu beschädigen braucht, wenn man seinem Vortheile nachgeht, anderntheils durch Beschädigung desselben nicht einmal zu seinem Zwecke gelangen würde."

„Das wäre schon recht," warf hier Michel ein. „Aber die Leute beschädigen sich eben oft selbst, indem sie sich Konkurrenz machen."

„Wenn du sagtest, sie stehen sich im Wege, Michel, so wäre dieß richtiger. Allerdings macht es die Konkurrenz schwieriger, ein Ziel zu erreichen. Gäbe es in jeder Art von Gewerbe nur einen Arbeiter, so würde er seine Leistungen zu dem ihm beliebigen Preis verkaufen. Da es ihrer aber in allen Fächern viele gibt, so wird jeder sich anstrengen müssen, besser und billiger zu arbeiten. Die Meister und Arbeiter derselben Gewerbe können sich im Wege stehen, aber die Gesammtheit zieht Gewinn davon. Freuen wir uns daher der Konkurrenz und behalten wir zugleich im Auge, daß mit unerlaubten Mitteln nur unehrliche Leute gegen ihre Nebenbuhler ankämpfen, welche dafür dem Gesetze verfallen, während diejenigen Thoren und Leichtfertige sind, welche sich über die Wichtigkeit der Konkurrenz durch Selbsttäuschungen, falsche Berechnung und Irrthum hinwegsetzen. Auf ehrliche Weise kann man sich nur bereichern, indem man zugleich auch wieder die Gesellschaft bereichert; ihr dient man um so mehr, je mehr man seinen eigenen Vortheil mit Thätigkeit, Einsicht und Talent verfolgt."

Der Aufruhr und seine Folgen.

Drei Wochen waren vergangen, ohne daß eine Versammlung abgehalten worden wäre. Die Gemeinde war voll Bestürzung.

Vor dem Hafen der Nachbarstadt waren in der letzten Woche wirklich Schiffe angekommen, die mit Getreide beladen werden sollten. Am nächsten Samstag sollte die Ladung vollendet werden. Man nannte die Händler, die ihre Magazine geleert hatten, sowie andere, welche noch eine größere Steigerung der Preise abwarteten. Die Namen unbeliebter Personen gingen von Mund zu Mund. „Es war Frucht genug da, hieß es, sie kam nur

bis jetzt nicht zum Vorschein. Jetzt auf einmal, nachdem die Preise ungeheuer gestiegen sind, ist der Markt wieder besetzt, aber nur um die Schiffe damit zu beladen. Will man nicht Hunger sterben, so muß man um jeden Preis die Abfuhr verhindern.“ Es war vorauszusehen, wozu dies führen mußte.

Am Samstag sah man schon in früher Stunde die Wege, die zur Stadt führten, mit Leuten aus der ganzen Umgegend bedeckt. Es waren meistens arme Arbeiter mit Weibern und Kindern, und auffallender Weise trugen fast alle leere Säcke mit sich. Kamen sie an Hütten oder Häusern von Bekannten vorbei, so riefen sie die Bewohner an: Geht ihr nicht mit? In der Stadt angekommen, besetzte der Haufen den Markt. Ein dumpfes Gemurmel der Ungeduld lief durch die Masse. Noch hielt man sich aber zurück, in der Erwartung, eine verwegene Stimme werde dem Ausdruck geben, was alle dachten. Die Eröffnung des Marktes war als der Augenblick auserse hen, wo die Entscheidung vor sich gehen sollte; allein es lief nicht alles ab, wie es im Plane gelegen haben mochte. Einige Kornwägen waren schon auf dem Markt angekommen, ehe der Zusammenlauf erfolgte; so lange die beiden ersten nach dem Hafen abfuhren, konnten noch zwei Polizeibedienstete die wenigen Zuschauer in Ordnung halten; auch dem dritten Wagen gelang es noch, sich durchzuarbeiten. Als aber der vierte vor der inzwischen angewachsenen und den Weg versperrenden Menge in eine Seitenstraße einbiegen wollte, brach der Sturm los.

„Dir sind auch die Preise noch nicht hoch genug!“ schrie man den Fuhrmann an. „Zurück auf den Markt!“ Fünf oder sechs Bursche warfen den Mann auf die Seite, bemächtigten sich des Pferdes und führten das Fuhrwerk unter Hüteschwenken auf den Markt zurück. Mit einem Hurrah öffnete sich der Haufen, um dem Wagen Platz zu machen.

Noch weitere zwei Kornwagen wurden abgefangen und auf den Markt gebracht, während andere, noch rechtzeitig gewarnt, anhielten und sich in den Scheunen benachbarter Bauern versteckten.

Als die Menge sah, daß sie vergeblich auf weitere Beute warte, brach ihr Zorn los. Alles schrie durcheinander. Endlich machte sich eine Stimme geltend, die den Rath gab, einen Preis festzusetzen, zu dem alles auf den Markt gebrachte Korn verkauft werden müsse. Als Taxe stellte man den Preis auf, den die Frucht nach der Ernte hatte, bevor die Furcht vor Mißwachs ihn in die Höhe trieb. Auch wurde festgesetzt, daß jeder nur ein gewisses Maß kaufen dürfe. Der Marktschreiber und die Fruchtmesser wurden gezwungen, mit dem Verkauf und Messen voranzu-

gehen. Es war aber mehr eine Plünderung als ein Verkauf. Man drängte sich und warf sich um, aus Angst, man bekomme nicht auch seinen Antheil ab. Wirklich gelangte auch nicht der zwanzigste Theil zu seiner Beute. Da erscholl plötzlich aus dem zornigen Haufen eine Stimme: „Zu den Schiffen, zu den Schiffen," und unter Wiederholung dieses Rufes stürzte Alles zum Hafen fort. Herrschte auf dem Markt, trotz aller Plünderung, noch eine Art von Ordnung, so war nun am Hafen, beim Anblick der vielen Beute, alle Ueberlegung und alles Rechtsgefühl von der erhitzten Menge gewichen. Vor der zornig sich auf die Schiffe stürzenden Masse ergriff das Schiffsvolk die Flucht und überließ die Ladung den Angreifern. Einige und namentlich diejenigen, welche abermals nichts zu bekommen fürchteten, riefen, es solle auch hier mit dem Verkauf, wie auf dem Markte gehalten werden. Ihre Stimmen verhallten aber in dem allgemeinen Tumult. Von einem Eigenthumsrecht war nun keine Rede mehr. Unter Stoßen und Drängen füllte man die Säcke; auf den schmalen Planken, die zu den Schiffen führten, kämpften sich die Ab- und Zugehenden den Platz und oft die Beute ab. Eine Menge Frucht ward verschüttet, der Fluß bedeckt mit den schwimmenden kostbaren Körnern; zwei Weiber wurden in's Wasser gestoßen, ohne daß man ihnen zu Hilfe gekommen wäre. So ersticken die entfesselten Leidenschaften auch selbst die natürlichsten Gefühle.

Es war dies aber nur das Vorspiel von gräßlicheren Scenen.

Die halb geladenen Schiffe waren bald geplündert. Auch jetzt noch gab es viele, die weder auf dem Markt, noch am Hafen zu einem Antheil an der Beute gelangt waren. Wüthend, daß sie von den für unerschöpflich gehaltenen Vorräthen nicht auch ihre Säcke füllen konnten, rannten sie mit Flüchen und Verwünschungen über die Kornhändler, die Müller, die Bäcker, die in ihren Augen alle Kipperer waren, umher. Man nannte Namen, Orte, wo noch Vorräthe stecken müssen. „Zum alten Kloster!" „zur oberen Mühle!" hörte man endlich verwegene Stimmen aus dem verworrenen Geschrei der furchtbar erhitzten, zornigen Menge heraus rufen und alsbald theilte sich der Haufen nach diesen beiden Richtungen.

Die obere Mühle, eine kleine Stunde von Schönfeld gelegen, gehörte einem Müller, der, klug und unternehmend, sich ein hübsches Vermögen erworben hatte. Der Haltung der hohen Fruchtpreise wegen der unter Wegs befindlichen Zufuhren nicht vertrauend, hatte er eben jetzt seine Vorräthe verkauft; er war es hauptsächlich, der die Schiffe beladen hatte, was bei der Abgelegenheit seiner Mühle in einem stillen Thale, ziemlich unbemerkt vor sich gegangen war.

Das alte Kloster dagegen nahe bei dem Städtchen war das Grundeigenthum eines reichen Kaufmanns, eines unternehmenden Mannes, der durch glückliche Spekulationen die Aufmerksamkeit auf sich zog, aber trotz seiner Rechtlichkeit bei dem Volke nicht beliebt war.

Der dorthin sich wälzende wüthende Haufe war bald zur Stelle. Wenn auch den Hausbewohnern nun zwar die Bewegung auf den Straßen nicht entgangen war, so hatten sie sich doch gegen Gewaltthätigkeiten nicht vorgesehen. Erst als sie die Menge schreiend heranlaufen sahen, verschlossen und verbarrikadirten sie das Haus. Bald jedoch erdröhnte die Thüre unter den Streichen des Einlaß begehrenden Volkes. Ueberzeugt, daß Widerstand vergeblich und von dem Städtchen, in welchem nur ein Paar Gensd'armen standen, kein genügender Schutz zu erwarten sei, öffnete der unglückliche Kaufmann selbst die Thüre; aber in demselben Augenblick trifft ihn ein Steinwurf an die Schläfe und wirft ihn nieder. Ueber die zertretene Leiche stürmt der Haufe nun in das Haus und plündert die Magazine. Erst als ein Theil auch in das Zimmer eindringen wollte, in welchem die Familie Zuflucht gesucht hatte, ließ sich eine warnende Stimme der Menschlichkeit vernehmen und die Menge, welche nun gleichzeitig von Schrecken über ihre Schandthat befallen wurde, schlich eilends und still auseinander. Eine eben so abscheuliche That war aber inzwischen auf der oberen Mühle begangen worden. In der Meinung, er habe nichts zu fürchten, weil er keine Frucht mehr besaß, hatte der Müller keine Vorkehr zu seinem Schutz getroffen. Als er aber die Menge mit wildem Geschrei heranstürzen sah, sank ihm der Muth und er flüchtete sich auf den oberen Boden seines Hauses. Das sämmtliche Gebäulichkeiten durchstöbernde und — weil es nichts zu plündern fand — doppelt gereizte Volk entdeckte ihn jedoch bald und zog ihn unter fürchterlichem Geschrei: „Alter Lump, du willst die armen Leute aushungern, wo hast du deine Frucht verborgen?" aus seinem Versteck hervor. Alle Versicherungen des unglücklichen Müllers, er habe keine Vorräthe, halfen nichts. Er wird gestoßen, geschlagen, aus dem Speicher gezerrt; da dringt plötzlich ein Wüthender, nach dessen Meinung zu viel Umstände mit dem Opfer gemacht wurden, aus dem Haufen hervor, faßt ihn mit einem eisernen Haken und stürzt ihn zwei Stockwerke hoch das Treppenhaus hinab. Dort blieb er mit zerschmettertem Kopf in seinem Blute liegen.

Auf einmal hieß es, bewaffnete Macht rücke an, und in der That hatten die Behörden des Städtchens, unvermögend, selbst dem Aufruhr zu steuern, von benachbarten Orten Hilfe verlangt, und zwei Abtheilungen Landjäger hatten sich nach verschiedenen Seiten in Marsch gesetzt. Sie

kamen freilich zu spät; die blutige Arbeit und der Raub waren geschehen. Aber unter der sich nun eilends und ängstlich zerstreuenden Menge wurden viele Gefangene gemacht, zum Theil noch mit ihrer erbeuteten Frucht beladen.

Wie hatten sich denn aber die Bewohner von Schönfeld an diesem kläglichen Tage benommen? Leider waren die Ermahnungen und Belehrungen des Doktors nicht so wirksam gewesen, daß nicht doch mehrere sich mit fortreißen ließen, um zu sehen, was es gäbe. Einige der wenigst achtbaren Einwohner, die auch nie des Doktors Unterhaltungen anwohnten, waren sogar unter denen, die auf dem Markte von der Frucht kauften, für welche die Aufrührer selbst die Preise festsetzten. Hauptsächlich Fabrikarbeiter und Schmiede hatten der Neugierde nicht widerstehen können, darunter von unsern Bekannten: der Fabrikarbeiter Glaubtreu, der Schmied Dorner und der Mechaniker Holzwarth. Besonders Dorner mit seinem heftigen Charakter war dabei thätig gewesen. Er hatte auf dem Markt zu dem gezwungenen Verkauf mitgeholfen und wollte dasselbe Verfahren, obwohl vergeblich, auch bei den Schiffen durchsetzen; auf der obern Mühle war er auch mit in den ersten Reihen; doch suchte er dort, aber ebenso vergeblich, den Müller vor der Wuth des Volkes zu schützen. Leonhard, der überlegter war, sah bald ein, daß die Sache weiter gehen würde, als man dachte. Er hatte versucht, der Plünderung, dem ungesetzlichen Verkauf zu steuern, und er war es auch gewesen, der die Menge vor dem Zimmer zurückhielt, in das sich des Kaufmanns Familie geflüchtet hatte.

Was Andreas anbelangt, so hatte er sich eben von Kameraden mitschleppen lassen. Er war überall mitgezogen, hatte viel gesprochen, sich viele Mühe gegeben, dem Unfug zu steuern; aber umsonst.

Reue und Angst folgten dem Tag der Unordnung. Schon am folgenden Morgen waren höhere Beamte zur Untersuchung in der Stadt angekommen und brachten eine Abtheilung Soldaten mit, um dem Gesetze Nachdruck zu verschaffen. Zahlreiche Verhaftungen gingen vor sich. Auch Andreas und Leonhard wurden vorgefordert, weil man sie überall gesehen hatte, aber bald wieder entlassen, weil ihnen keine Betheiligung an den Gewaltthätigkeiten nachgewiesen werden konnte. Nicht so verhielt es sich aber mit Vincenz. Dieser, mit seiner hohen kräftigen Gestalt, hatte sich überall bemerklich gemacht, und daß er einer von denen war, die auf den Verkauf der Frucht zu gezwungenen Preisen gedrungen, wurde von dem Marktschreiber und den Fruchtmessern vor Amt erklärt. Auch bei der Scene der Ermordung des Müllers war wenigstens seine Gegenwart von Zeugen bestätigt. Natürlich verbreiteten diese Ereignisse nicht nur Bestürzung in der

Umgegend, sondern sie machten in ganz Deutschland Aufsehen. Man war erstaunt, daß in unserm Jahrhundert noch solche Ausbrüche von Rohheit und Wildheit möglich seien. Die allgemeine Unruhe stieg, da zu der Theuerung nun auch noch die Sorge um die öffentliche Sicherheit kam. Die Kapitalien wurden noch mehr zurückgezogen; die Stockung der Geschäfte nahm zu. In Schönfeld war der baldige Stillstand der Fabrik, der härteste Schlag für die Bevölkerung, nun kaum mehr zweifelhaft.

Siebente Unterhaltung.

Reichthum und Armuth. Wie Reichthum erworben und erhalten wird; wie er den Armen zu Statten kommt.

Am Sonntag, wo die nächste Zusammenkunft hätte stattfinden sollen, war alles noch zu sehr von dem Vorgefallenen niedergedrückt. Das Gericht ließ Hausuntersuchungen nach dem gestohlenen Getreide anstellen. Der Doktor widmete sich mit Eifer der Befreiung derjenigen Bewohner, die er für unschuldig oder weniger schwer belastet hielt.

Endlich am dritten Sonntag fanden sich wieder die gewöhnlichen Zuhörer ein; nur ein Platz blieb leer, der von Vincenz Dorner.

Es lag eine gewisse Trauer auf der Versammlung, und wie Kinder, die nach einem begangenen Fehler dem Blick des Vaters oder des Lehrers ängstlich begegnen, so waren auch die Anwesenden dem Doktor gegenüber in einer Art von Befangenheit. Dieser hob an:

„Wir haben seit unserer letzten Zusammenkunft traurige Tage erlebt meine Freunde! Ich will unser Leid über die Vorfälle jedoch nicht aufrühren und glauben, daß sich keine Hand eines Anwesenden dabei besudelt hat."

„O nein, Herr Auer, gewiß nicht," rief man von allen Seiten.

„Ohne Schuld sind wir darum aber nicht. Aus der Mitte der Bewohner von Schönfeld hat eine Eigenthumsverletzung stattgefunden, und wir müssen uns eben so gut schämen dessen, was in der Gemeinde Schlechtes geschieht, wie wir stolz sind, wenn sich etwas Lobenswerthes in derselben ereignet. Es fehlte im Dorf an der Einsicht, daß man niemand zwingen kann, sich eines Eigenthums zu entäußern, sondern

zugestandene Bedingungen und volle Zustimmung des Eigenthümers dürfen den Ausschlag geben."

„Um nun auf den Gegenstand unserer letzten Unterhaltung zurückzukommen, so ist von allen Irrthümern, welche die Gesellschaft verwirren, einer der leidigsten der eingebildete Widerstreit in dem Vortheil von Arm und Reich. Trotz der weitverbreiteten Eifersucht gegen die Reichen strebt doch Jeder für sich nach Reichthum. Billig fragen wir daher zuerst, was heißt reich sein?"

„Viel Geld haben! Das versteht sich doch von selbst," ließen sich mehrere Stimmen hören.

„Seid ihr auch eurer Sache gewiß?" erwiederte der Doktor. „Was hülfe euch ein Beutel voll Geld, wenn ihr auf einer verlassenen Insel Schiffbruch littet?"

„Aber in einem bewohnten Land," meinte Jarland, „kann man doch mit Geld alles kaufen, was man braucht."

„Wohl!" gab der Doktor zur Antwort; „aber alles, was wir uns mit Geld verschaffen, Brod, Kleider, Häuser, Felder bilden ebensowohl Reichthum als das Geld, womit wir sie erwerben. Und aus diesen Gegenständen besteht sogar der wahre Reichthum, denn Gold und Silber wären uns ja weniger nützlich, als Eisen und Blei, wenn wir dafür nicht die Annehmlichkeiten des Lebens erhalten könnten. Der Reichthum begreift alles, was nützlich und angenehm ist. Was einen Werth hat, was dem Menschen für sein Wohlsein und seine Genüsse dienlich ist, was sich kaufen oder verkaufen läßt, Landbesitz, Häuser, Erzeugnisse des Feldbaues oder der Gewerbe, Vorräthe, Hausthiere, heiße es wie es wolle, ist in den Händen des Einzelnen ein Besitz und viel Besitz macht Reichthum."

„Wie kann der Einzelne aber seinen Reichthum vermehren, ohne Beraubung eines Andern — denn um diesen Preis werdet auch ihr nicht reich werden wollen?"

„Gewiß nicht," rief Leonhard.

„Also muß es dadurch geschehen," fuhr der Doktor fort, „daß wir dazu beitragen, den allgemeinen Reichthum des Landes zu erhöhen. Dabei handelt es sich aber nicht um Vermehrung der Geldmenge, denn wozu nützte der Zuwachs an Geld, wenn man nicht auch mehr darum kaufen könnte; er würde nur alles theurer machen, wie wir später sehen werden. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, die Menge alles dessen zu vermehren, was das Land an Nahrungs- und Bekleidungsmitteln, an Häusern, Geräthen und Gegenständen des Genusses jeder Art besitzt."

„Wie schafft oder erzeugt man nun aber Reichthum? Das heißt: Wie baut man Häuser? Wie stellt man alle Erzeugnisse der Gewerbe her? Wie erhält man Getreide und alles, was uns zur Nahrung dient?"

„Durch Arbeit," riefen mehrere Stimmen.

„Ganz recht, meine Freunde, ohne Arbeit kein Reichthum, keine Zunahme des Reichthums. Aber die Arbeit allein reicht nicht hin, es muß auch Sparsamkeit damit verbunden sein; denn wenn ein fleißiger Mensch täglich wieder verbraucht, was er einnimmt, so hat er am Ende seines Lebens doch nichts. In einem Land, wo es jeder so hielte, würde auch das Land nie etwas besitzen. Soll ein Land oder Volk sich bereichern, so muß es Jahr für Jahr weniger ausgeben, als es einnimmt."

„Reichthum entsteht also, indem gearbeitet, dabei erspart und das Ersparte angesammelt wird. Dadurch stehen wir im Genuß der Arbeit aller verflossenen Jahrhunderte und der ärmste zur Welt gekommene Arbeiter ist somit der Erbe der vergangenen Geschlechter. Hätten diese alles aufgezehrt, was sie hervorgebracht haben, so ständen uns nicht mehr Hülfsmittel zu Gebot, als dem Wilden auf seiner Insel und unser Dasein wäre gleich mühselig und entblößt. Erweisen wir uns dafür dankbar dadurch, daß auch wir das Unsrige zu der Arbeit der Jahrhunderte beitragen."

„Ganz richtig, Herr Doktor," wendete hier Andreas ein; „aber was können wir dazu thun, die wir selbst nichts haben?"

„Hat der Wilde nicht noch weniger? und wird er nicht auch von trübseligen Zeiten heimgesucht? — und doch führt uns das Nachforschen nach dem Entstehen der Erfindungen und aller der Güter, in deren Genuß wir stehen, bis in die fernsten, theilweise rohesten und ursprünglichsten Zeiten und Zustände zurück und weist uns auf die Sparsamkeit der Millionen von Menschen hin, die vor uns über die Erde wandelten. Was ist allmälig im Laufe der Zeiten in Bebauung des öden Bodens, in Herstellung von Häusern, von Geräthen, von Vorräthen, von Werkzeugen jeder Art, in Anlegung von Straßen, Brücken, Wegen, Kanälen, Häfen, Kirchen, Schulen, mit einem Wort in Vermehrung des Gesammteigenthums der Gesellschaft geleistet worden, welches wir bei der Geburt antreffen, und aus welchem wir ohne Ausnahme reichlichen Nutzen ziehen? Es ist dies alles die Frucht einstiger Arbeit und einer Sparsamkeit, die beflissen war, mehr hervorzubringen, als zu verbrauchen."

„Das hätte ich nicht geglaubt, daß wir den vergangenen Jahrhunderten gegenüber in so großer Schuld stehen," meinte Gotthard.

„Ihr seht zugleich auch, meine Freunde," fuhr der Doktor fort, „wie

die Vermehrung des Vermögens der Gesellschaft im Allgemeinen auch jedem Einzelnen wieder zu gut kömmt. Aber dabei kommt eine Bedingung in Betracht, die wir noch nicht besprochen haben."

„Jede Arbeit erfordert eine Anstrengung, zu der ein entsprechender Antrieb vorhanden sein muß. Dieser Antrieb liegt in dem uns anerzogenen lebhaften Verlangen, an den Annehmlichkeiten Theil zu nehmen, in deren Genuß wir unsere Umgebung sehen. Bringen uns unsere Anstrengungen immer wieder neue Genüsse, so werden wir auch neuer Arbeit uns gerne unterziehen, vorausgesetzt, daß wir sicher sind vor gewaltsamer Entziehung der Früchte unseres Fleißes, und daß der Gewinn im Verhältniß zu unserer Bemühung steht."

„Freilich," meinten mehrere Stimmen, „sonst würde man ja lieber nichts thun."

„Das ist nur theilweise richtig;" erwiederte der Doktor; „denn leben muß man. Aber man würde nur thun, was durchaus zum Dasein erforderlich ist und nicht mehr. Man würde also seinem Nachfolger nichts hinterlassen und eure Kinder müßten wieder vorn anfangen. Alle Anstrengungen, die über die dringendsten Lebensbedürfnisse hinausgehen, setzen daher Sicherheit für den Besitz voraus. Diese Sicherheit gibt den Fortschritten der Völker, welche zu einem gewissen Grad von Gesittung gelangt sind, erst den rechten Aufschwung. Die Gesellschaft im Allgemeinen und die Regierungen im Besonderen haben keine wichtigere Aufgabe, als diese Sicherheit allen ihren Mitbürgern zu gewährleisten. Unsre Person und die Frucht unsrer Arbeit müssen geschützt sein, sonst könnte ja, wie im Zustande der Wildheit, der Starke den Schwachen, der Faule den Thätigen der Früchte seines Fleißes berauben; die Drohnen würden den Honig der Bienen verzehren."

„Wo die Sicherheit fehlt, erlahmt alsbald der Fleiß der Menschen. Unruhige Zeiten haben immer zugleich Elend im Gefolge. Wenn aber selbst in ruhigen Zeiten die Frage über das Eigenthum dahin verdreht wird, daß man die Verletzung desselben förmlich als System aufstellt, so ist dies eine schwere geistige Verirrung."

„Wie," rief Gotthard, „kann es eine Lehre geben, die mir mein sauer erworbenes Eigenthum streitig machen wollte?"

„Leider, Gotthard, ist dem so. Vorgebliche Vertheidiger der Menschenrechte haben vor einiger Zeit eine neue Ordnung der Gesellschaft herstellen wollen, unter Verwerfung des Eigenthumsrechts."

„Das wäre ja eine Umkehr zur Barbarei, Herr Doktor!" rief Gotthard.

„Ganz richtig, mein Freund. Du kannst aber ruhig sein; die Gesellschaft wird nie einem solchen Selbstmord ihre Zustimmung geben. Ich erwähne der Sache nur, weil auch dieser verkehrte Gedanke sein Echo in der Gegenwart gefunden hat. Wir kommen auch darauf noch später zu sprechen. Für jetzt müssen wir die Frage über den Reichthum nochmals aufnehmen.“

„Der Reichthum beruht, wie ich euch gesagt habe, im Besitz alles dessen, was für den Menschen nöthig, nützlich und angenehm ist und Reichsein heißt also diese Dinge im Ueberfluß besitzen oder sich verschaffen können. Die Mittel dazu bestehen, wie wir hörten, eben so wohl in Geld, als in Gütern, Waaren und Vorräthen verschiedener Art. Das Geld ist zwar der übliche Werthgegenstand bei Geschäften; aber sollte ein Gutsbesitzer, dem große Ländereien gehören, sollte ein Kaufmann, der keine Schulden und die Magazine voll Waaren hat, nicht reich sein, weil sie vielleicht kein baares Geld in der Kasse haben? Nein, sie sind reich, weil sie mit dem, was sie besitzen, sobald sie diesen Besitz in Geld verwandeln, sich die in ihren Wünschen liegenden Bedürfnisse und Annehmlichkeiten verschaffen können. Es ist daher falsch, zu glauben, im Besitz des Geldes allein bestehe der Reichthum, falsch sowohl bei Einzelnen als bei ganzen Völkern. Ein Volk ist, ohne viel Geld zu besitzen, reich, wenn sein Ackerbau vervollkommnet ist und seine Gewerbe sich in blühendem Zustande befinden, wenn es Ueberfluß an natürlichen Erzeugnissen, mannichfache Erwerbsquellen, Schiffe, Wege, Kanäle hat, kurz, wenn ihm alles zu Gebot steht, was Annehmlichkeiten schafft und Industrie und Handel begünstigt. So ist z. B. England reicher als Frankreich, obwohl des Geldes dort weniger ist. Es kann sogar ein Volk, das viel Geld hat, arm dabei sein.“

„Das ist doch nicht möglich,“ rief Jarland.

„Es ist sogar gewiß,“ erwiederte der Doktor. „Hat ein Volk viel Geld, aber keine Industrie und wenig Erwerbsquellen, so verarmt es fort und fort, weil sein Geld in das Ausland geht. Dies ist Spanien begegnet, das aus Mangel an Gewerbfleiß und durch die Vertreibung vieler fleißiger Hände in Folge von religiöser Unduldsamkeit verarmt ist, trotz des vielen Goldes und Silbers, welches es aus seinen Minen in Mexiko und Peru bezog. So ergeht es auch den Reichen, die nur verzehren und nicht erwerben.“

„Also heißt es eben: ‚Arbeiten!‘“ sagte Flicker.

„Ganz richtig! Und Sie, Flicker, sagen das nicht nur, sondern thun es auch. Sie haben aber auch gespart und nicht jedes Jahr wieder aufgezehrt, was Sie verdienten, sonst wären Sie nicht im Wohlstand. Gibt

es viele solche Leute in einem Volk, so wird viel Erworbenes angesammelt und nach einigen Menschenaltern wird sich das Land im Besitz eines ansehnlichen Reichthums befinden. Es kommt dies dann den nachfolgenden Geschlechtern zu statten, die sich in ihrer Arbeit erleichtert finden, somit auch wieder mehr produciren und bei vervielfältigten Lebensgenüssen doch die Ersparnisse vermehren."

„Reichthum wird also durch Arbeit erworben und durch Sparsamkeit erhalten. Wie sich ein Sohn ruinirt, der mehr braucht als die Zinsen seines väterlichen Vermögens, so verarmt auch eine Nation, die im Gewerbfleiß nachläßt und Geschmack an Luxus und Zerstreuung, an unnützen Ausgaben gewinnt."

„Wenn aber," meinte Michel, „der Reichthum eines Landes mit dem Wohlstand seiner Einwohner auch zunimmt, so kömmt dies doch nicht Allen zu gut, denn in Folge des Eigenthumsrechts vertheilt sich ja das Gesellschaftsvermögen doch nicht unter Alle. Ein Theil geht leer aus, und zwar Diejenigen, denen ihre Eltern nichts hinterlassen haben; ihre Lage wird nur um so unglücklicher sein, als sie inmitten des allgemeinen Wohlbehagens selbst unvermögend sind, daran Theil zu nehmen."

„Da irrst du dich, Michel; an dem Reichthum der Gesellschaft kommt jedem sein verhältnißmäßiger Antheil zu und überdies hat der Einzelne in einer Gesellschaft, die wohlhabend ist, mehr Aussicht, selbst auch zur Wohlhabenheit zu gelangen. Höre mich an! Wenn du reicher wärest, so würdest du mehr Ausgaben machen und wie du, so auch Andere. In einem wohlhabenden Land ißt man Brod statt Kartoffeln; man trinkt Wein statt Wasser oder Most; man ißt Fleisch, man verbrennt mehr Holz und Kohlen; man braucht mehr und kostbarere Kleider; man hat statt Hütten gute Häuser, man schafft sich bequeme Möbel, Tapeten, Bücher, Bilder, was weiß ich alles, an; was nützlich oder bequem, was angenehm oder gefällig ist, wird erkauft."

„Diese Dinge alle wollen aber angefertigt sein und je mehr es Käufer gibt, um so mehr Arbeit wird es geben, um so besser wird sie bezahlt werden. Begreifst du nun, wie es selbst im Vortheil des Besitzlosen liegt, daß es Reichthum gibt?"

„Das begreife ich wohl, Herr Doktor. Aber wenn die Armen nur hätten, was die Reichen zu viel haben, so bliebe die Größe des allgemeinen Besitzes ja doch dieselbe und die Lage der Armen wäre eine bessere."

„Auch dies," erwiederte der Doktor," ist nur theilweise richtig. Ich bestreite nicht, daß eine bessere Vertheilung des Reichthums wünschenswerth

wäre, besonders wenn die Armen mehr haben könnten, ohne daß die Reichen weniger hätten; denn den Reichen nehmen und es den Armen vertheilen, wäre doch eine sehr ungerechte Beraubung und würde auch nicht viel helfen; denn die Reichen sind nicht so zahlreich. Blicket um euch und zählet sie! Ich gehe aber noch weiter und behaupte, daß nach der Theilung des Besitzes der Reichen unter die Armen der allgemeine Wohlstand des Landes leiden und selbst die Lage der Armen sich verschlimmern würde."

„Das kann nicht sein," riefen mehrere Stimmen.

„Und doch," entgegnete der Doktor, „ist es ganz einfach. Bei allen Völkern findet ihr eine Menge großer Unternehmungen, die beträchtliche Mittel erfordern, große öffentliche Arbeiten für das gemeine Beste, die nur mit Hilfe ungeheurer Kapitalien, wie sie einzig den Reichen zu Gebot stehen, ausgeführt werden können. Eben diese großen Arbeiten aber sind es, welche im Schoß einer Nation die Entwicklung des allgemeinen Wohlseins befördern. Gäbe es keine Reichen, so unterblieben diese Arbeiten."

„Auch noch auf andere Weise würde die Verminderung des Besitzes der Reichen die Arbeit unendlich beschränken. Die Reichen mit ihren vielerlei Bedürfnissen lassen am meisten arbeiten; vermindert sich ihre Zahl, so nimmt auch diese Arbeit ab. Denn nach der Theilung des Besitzes gäbe es nur noch Leute, die anstatt arbeiten zu lassen oder zu kaufen, für sich selbst arbeiten würden. Wie viele Gegenstände sind die Reichen allein in der Lage zu kaufen, und ohne sie wäre daher eine große Anzahl von Gewerben vernichtet, welche auf die Bedürfnisse der Reichen sich gründen, und welche bis jetzt gerade den Arbeitern den besten Verdienst abwerfen. An den Reichen wird am meisten verdient, denn sie bezahlen Alles besser, selbst die gewöhnlichsten Bedürfnisse. In großen Städten kostet sogar in einer von Reichen bewohnten Straße derselbe Gegenstand oft mehr als in armen Stadttheilen."

„Ferner tragen die Reichen zum Wohle der Armen bei, indem vorzugsweise sie die Fortschritte der Industrie unterstützen. Alles Neue ist kostspielig, bis die Herstellung allmälig durch Vervollkommnung und Vereinfachung der Fabrikation eine billigere wird. Würden daher von den Reichen anfänglich nicht höhere Preise bezahlt, so würde vieles Neue unterbleiben, manche Fortschritte in den Gewerben, die später Allen zu gute kommen, kämen nicht zur Ausführung! Da haben wir z. B. die Merinos, die man anfänglich zu sechs bis sieben Gulden die Elle verkaufte, so daß sie nur die reichsten Frauen sich anschaffen konnten. Jetzt sind sie allmälig auf 50 Kreuzer bis einen Gulden herabgekommen. Druckkattune kosteten früher zwei bis drei Gulden die Elle;

jetzt bekommt man sie zu fünfzehn Kreuzer. Habe ich nun Recht gehabt, Michel, wenn ich sagte, der Ueberfluß der Reichen käme den Armen zu gut und ihre Unterdrückung wäre ein Unglück für Alle?"

„Ich fange zwar an, es zu glauben, Herr Doktor; aber wie sich die Lage der Armen soll verbessern können, ohne Antheil an dem Besitz der Reichen, ist mir doch nicht deutlich."

„Sicherlich nicht durch den Unsinn einer Gleichmachung des Besitzes," erwiederte der Doktor, „sondern durch die Vermehrung des öffentlichen und allgemeinen Reichthums, wodurch der Antheil des Armen steigt, ohne daß dem Reichen etwas genommen würde."

„Ja, das wäre schon recht; aber wie dazu beizutragen?"

„Das werde ich euch auseinandersetzen;" erwiederte der Doktor, „um eure Geduld nicht auf die Probe zu setzen, will ich euch vorläufig andeuten, daß vermehrte Einsicht, besserer Unterricht, Bildung und Geschicklichkeit, eine vernünftigere Lebensweise ebensowohl, als andererseits Verbesserungen im Ackerbau, Fortschritte in allen Zweigen des Gewerbfleißes, und Erweiterung unsres Handels und Verkehrs die richtigen Mittel sind."

„Das wäre alles schön," meinte Andreas, „wenn die Reichen mit ihrer Selbstsucht und ihrer Härte nicht dabei im Wege ständen."

„Wieder eine Uebertreibung, Andreas! Die Reichen sind Menschen und haben ihre Fehler; sie bilden sich oft etwas auf ihre Stellung ein und sind wohl zuweilen gleichgültig gegen das Elend, das sie nicht kennen. Aber sind denn die Armen lauter rechtschaffene, edelmüthige, arbeitsame Menschen? Wie es gute und schlechte Reiche giebt, so ist dasselbe bei den Armen der Fall; da aber keiner vollkommen ist, so sollen sich Arm und Reich, Arbeiter und Meister mit allen ihren Fehlern nehmen, wie sie sind und sich ertragen lernen. Die Arbeiter haben es übrigens in ihrer Hand, sich mehr und unabhängig von den Besitzenden zu machen und zwar, ich wiederhole es: durch mehr erhöhte Bildung und Geschicklichkeit, durch Sparsamkeit und Vorsorglichkeit. Auf diesem Wege werdet ihr, wenn auch nicht zu Reichthum, doch zu Wohlstand und Behaglichkeit gelangen. Jeder Schritt zu diesem Ziel wird euch mit Zufriedenheit erfüllen, da das Erwerben mehr Genuß gewährt, als der Besitz selbst. Das erste zurückgelegte Geld gewährt größeres Vergnügen, als in der Folge aufgehäufte Schätze. Das erste Güterstück oder das erste Häuschen, welches man eigenem Verdienst verdankt, bereitet höhere Befriedigung, als ein in der Folge erworbenes Landgut mit der schönsten Wohnung. Fragt nur Gotthard darüber oder Salzmann und Radmann."

„Es wird Ihnen keiner von uns widersprechen," erwiederte Radmann."

Achte Unterhaltung.

Das Eigenthum als Ergebniß der Arbeit und als Grundlage des allgemeinen Wohlseins.

Die traurigen Gewaltthätigkeiten, die wir geschildert haben, trugen ihre Früchte; es gesellten sich der Sorge über die schlechte Ernte neue Befürchtungen hinzu. Die Märkte erhielten noch weniger Zufuhren und die Preise fuhren fort zu steigen. In Folge dessen schränkte sich der Verbrauch in allen Gegenständen mehr und mehr ein, so daß die Werkstätten nach und nach geschlossen wurden und von immer neuen Arbeitseinstellungen verlautete. Die Bevölkerung Schönfelds lebte daher in beständiger Angst. Man sprach von einer ernsten Maßregel, die in der Fabrik bevorstehe, doch wußte man noch nicht, ob es sich von einer Verminderung der Arbeiterzahl, von Herabsetzung der Löhne oder von Beschränkung der wöchentlichen Arbeitstage handle, in welch' letzterem Fall wenigstens keine Entlassung von Arbeitern stattfinden würde.

Ein Jeder hatte dabei nur sein eigenes Wohl im Auge, an dasjenige der Herren Schwarz und Busch dachte Niemand. Diese hatten auf Anfragen, die an sie gerichtet worden waren, bisher nur zur Antwort gegeben: „Wir machen fort, so lange wir können."

Während der Erholungsstunden oder nach dem Schluß der Werkstätten zeigte sich eine lebhafte Bewegung in den Arbeitergruppen. Andreas Glaubtreu und Leonhard Holzwarth führten das Wort; die andern gaben im Allgemeinen nur in Ausrufen ihren Beifall oder ihre Mißbilligung zu erkennen. Andreas faßte leicht neue Gedanken auf, aber eben so leicht war er zu widerlegen; Leonhard war ruhiger und begründete besser seine Meinung; kam aber oft zu falschen Schlüssen, weil er von einer irrigen Idee ausging.

Auch am Samstag, bei der Ablöhnung, war den Arbeitern der Fabrik noch keine Eröffnung über beschränkende Maßregeln gemacht worden; sie hatten zu ihrem Trost also wieder eine Woche vor sich und das war in diesen Zeitumständen schon viel.

„Die Herren sind doch brave Leute," sagte ein Weber, ein armer Familienvater; „sie wollen uns, die wir von der Arbeit zu leben haben, nicht in's Elend stoßen."

„Die werden sich viel um dich scheeren, Moritz," erwiederte Paul Kästner, ein die Flasche liebender Spinner; „sie geben dir Arbeit, weil es in ihrem Vortheil liegt."

„Das kann sein, Paul; aber sicherlich wäre es ihnen schmerzlich, wenn sie uns fortschicken müßten. Die Herren gehen gewiß nicht umsonst so niedergeschlagen umher."

„Du meinst am Ende wegen deiner, Moritz; sie sind einfach in Unruhe und Sorgen wegen ihrer Geschäfte."

„Du magst denken, was du willst, Paul; ich glaube, daß ihnen unsre Entlassung Kummer machen würde."

„Das wird sich bald zeigen," sagte ein Dritter.

„Was wird sich zeigen?" erwiederte Andreas; „wenn sich die Geschäfte nicht wieder heben, so müssen sie es eben machen, wie die andern auch."

„Nun ja, dann wird sich zeigen, daß ihnen ihre Arbeiter gleichgültig sind."

„Nein, das ist kein Beweis," rief Andreas; „sie können nicht immer fortarbeiten lassen, wenn sie nichts verkaufen."

„Die Herren sind ja aber reich," meinte Moritz.

„Ganz recht, sie sind reich; aber kein Reichthum hält Stand, wenn man alle Tage siebenhundert Gulden ausgibt und nichts einnimmt. Es gibt keinen Geldbeutel, dem man auf diese Art nicht auf den Grund käme. Und wenn kein Geld mehr da ist, womit willst du, daß sie dich dann bezahlen?"

„Ei, können sie denn nicht auch Geld aufnehmen?" warf wieder einer ein.

„Das ist wahr," erwiederte Andreas, betroffen von diesem unerwarteten, leichtfertigen Einwurf. Darüber wurde das Gespräch ein allgemeines; man stritt hin und her und kam wieder zu dem Schluß, es sei eben eine traurige Einrichtung, daß es Herren und Arbeiter gäbe und daß diese von den ersteren abhängig seien.

Am folgenden Tag begann der Doktor die Unterhaltung folgendermaßen:

„Meine Freunde, ich habe versprochen, mit euch über das Eigenthum zu sprechen; es soll dies heute geschehen."

„Das Eigenthum ist das Recht, dasjenige zu genießen, was uns zugehört. Es gehört aber dem Menschen nichts mit größerem Recht zu, als das durch seine Arbeit Erworbene; in der Befugniß, frei darüber verfügen zu können, liegt der hauptsächlichste Antrieb zur Arbeit und zu Anstrengungen.

Das Gefühl von der Berechtigung des Eigenthums ist so sehr in der menschlichen Natur begründet, daß wir es schon am Kinde wahrnehmen, lange bevor die Erziehung ihm die Begriffe von Mein und Dein beibringt. Auch findet es sich überall, wo der Mensch in Gesellschaft lebt, vor: der Wilde, der gewissermaßen als im Kindheitszustand befindlich zu betrachten ist, sieht als sein Eigenthum das Thier an, das er getödtet, Pfeil und Bogen, die er sich selbst angefertigt hat; könnten sie ihm ohne Weiteres wieder weggenommen werden, so hätte er sich mit ihnen keine Mühe gegeben."

„Aber die Feststellung des Eigenthumsrechts erfordert in gewissen Fällen Vorsicht; denn bei gesitteten Völkern läßt sich hinsichtlich der Zahl der Besitzer und der Verschiedenheit des Besitzes oft nicht auf den ersten Blick der wahre Eigenthümer einer Sache erkennen. Am wenigsten Zweifel ergeben sich über den Besitz dessen, was wir am Leibe tragen. Wenn mir Einer auf der Straße die Börse aus der Tasche stiehlt, so gewahrt man sogleich, daß er sich des Eigenthums eines Andern bemächtigt hat und ergreift ihn als Dieb."

„Aber man kann ja nicht alles bei sich tragen," meinte Gotthard; „mein Bett, meinen Tisch, meinen Webstuhl kann ich nicht mit mir herumschleppen."

„Diese Gegenstände," erwiederte der Doktor, „befinden sich wenigstens in deinem Haus und man nimmt an, daß dergleichen das Eigenthum des Bewohners ist. Die Schwierigkeit beginnt erst bei anderen Arten von Besitz."

„Dieser kann in beweglichen und unbeweglichen Gegenständen bestehen, in beweglichen, wie Geld, Waaren u. dgl., in unbeweglichen, wie Häuser, Landgüter u. s. w. Der letztere Besitz ist nun am schwersten rechtlich nachzuweisen. Es kauft z. B. Einer ein Haus, ein Güterstück; aber er kann nicht immer darauf sitzen bleiben; er kann es nicht mit sich nehmen und, will er es verkaufen, so kann es nicht von einer Hand in die andere übergeben werden. Da kommt ihm dann das Gesetz zu Hilfe. Mittelst Urkunden, welche von der zuständigen Behörde ausgestellt werden, wird für Jedermann bestätigt, daß das so erworbene Haus oder Güterstück Eigenthum des Käufers geworden ist, der es nun ohne Sorge verlassen kann, da das Gesetz über seinem Besitzthum wacht."

„Das ist allerdings ein großer Dienst, den die Gesellschaft den Menschen leistet," meinte Radmann; „damit sind viele Widerwärtigkeiten beseitigt."

„Dieser Dienst," erwiederte der Doktor, „wird noch größer, wenn man

bedenkt, wie verwickelt unter Umständen die Feststellung des Rechtes wird. Ein Haus kann z. B. drei oder vier Personen gehören, oder es können auf einem Landgut Unterpfandsrechte ruhen, und dem Gläubiger ist eben so daran gelegen, daß es nicht veräußert werde, als dem Schuldner, dasselbe zum Verkauf zu bringen. In diesem Fall schützt das Gesetz das Recht eines Jeden."

„Eines Jeden?" warf hier Leonhard ein; „wenn die Gesellschaft einzelnen Personen ein Recht auf gewisse Dinge einräumt und es den andern entzieht, so kommt dies eben wieder darauf heraus, daß sie denjenigen Dienste leistet, die etwas haben, zum Nachtheil derer, welche nichts besitzen."

„Das ist der schon oft dagewesene Irrthum, Leonhard," erwiederte der Doktor. „Uebrigens gibt es denn überhaupt Jemand bei uns, der gar nichts hat? Gewiß keinen Menschen. Auch der Aermste hat seine Kleidung und einigen Hausrath. Du, Leonhard, der du dich zu denjenigen zu rechnen scheinst, welche nichts haben, hast Hausgeräthe, Werkzeug und Geschirr allerlei Art; du hast gute Kleider, einige Bücher und wenn du bis jetzt kein eigenes Haus besitzest, wolltest du dir eben noch keines kaufen, weil du ohne Frau und Kinder bist; denn Geld hast du in der Sparkasse liegen. Du bist, erlaube mir's zu sagen, wohlhabend, im Vergleich mit Vielen, die sich nicht beklagen, ein reicher Kauz gegenüber einem Wilden."

„Ich habe euch schon früher gezeigt, daß der Besitz nicht nur den Besitzenden zu Statten kommt, sondern daß der Reichthum eine Wohlthat für alle Klassen der Gesellschaft ist. Reichthum erwerben und erhalten, heißt sich für das gemeine Beste nützlich machen. Man kann die Arbeit nicht beschützen, ohne daß man auch das Eigenthum beschützt, welches die Frucht der Arbeit ist. Der Fleiß würde alsbald aufhören, wenn man nicht auch seine Früchte ernten dürfte."

„Arbeitet man denn aber so nicht der Selbstsucht in die Hände?" fragte Leonhard.

„Das ist wieder dein alter Einwurf, Leonhard. Bist du denn ein Egoist, weil du dir deine Arbeit bezahlen läßt? Ein Egoist, ein selbstsüchtiger Mensch ist, wer sich ungerechter Weise auf Kosten Anderer bereichert oder mit scheelem Auge diejenigen betrachtet, welche mehr haben, als er. Sollte es denn gegen Recht und Billigkeit verstoßen, wenn Jeder für die eigenen Bedürfnisse und das Fortkommen seiner Kinder sorgt, die er auf die Welt gesetzt hat? Nein, wer durch körperliche oder geistige Anstrengungen ein Vermögen hinterläßt, das seine Kinder vor Mangel schützt, leistet zugleich seinem Vaterland einen Dienst."

„Es ist nicht hinreichend, daß der Mensch die Frucht seiner Arbeit behalten und allein genießen darf, denn dann wäre, wie du vorhin geäußert, sein Beweggrund zur Arbeit allerdings ein selbstsüchtiger; er muß auch über das, was er erworben hat, über seinen Tod hinaus verfügen können; es ist dies eine einfache Form der Freiheit über seinen Besitz zu bestimmen und wird zur letzten Handlung unseres Lebens. In allen gesitteten Staaten gewährt daher die Gesellschaft ihren Angehörigen das Recht, ihren Besitz durch Testamente zu übertragen, mit Vorbehalt einiger Beschränkungen, die auf Grund des allgemeinen Wohls oder mit Rücksicht auf Recht und Menschlichkeit aufgestellt sind."

„Ueberall, wo den Bewohnern der freie Genuß und die freie Verfügung über ihren Besitz im Leben oder Sterben nicht gesichert ist, bleibt die Gesellschaft im Zustand der Kindheit. Dies bestätigt die Geschichte; sie zeigt uns, daß zu allen Zeiten diejenigen Völker die glücklichsten waren, welche das Eigenthum am besten schützten. Welches sind noch in unseren Tagen in Europa die reichsten und wohlhabendsten Nationen? Es sind diejenigen, welche ihren Mitbürgern die meisten Sicherheiten für ihr Eigenthum bieten. Vergleichen wir damit die unter dem Druck der Willkür und Gewalt lebenden Bevölkerungen Asiens, wo Niemand sicher ist, des mühselig Erworbenen beraubt zu werden. Verschwendet auch die Natur in jenen Gegenden allen ihren Reichthum, so fehlt doch dem Handel jeder Aufschwung und Feldbau und Gewerbe machen keine Fortschritte. Eine spärliche Bevölkerung bringt sich dort dürftig auf einem Boden fort, der zehnmal mehr Bewohner ernähren könnte."

„Das läßt sich wohl begreifen, Herr Doktor," meinte Leonhard; „die Arbeit ist eine Anstrengung, und wenn man nicht den Genuß des Erarbeiteten hat, so müht man sich nur für die Gegenwart und unternimmt nichts für die Zukunft, und doch bringt für Menschen und Völker nur diejenige Arbeit Fortschritte mit sich, deren Ertrag in der Zukunft liegt. Wenn aber das Werkzeug, von meiner Hand verfertigt, wenn das Korn, von mir gesäet und geerntet, mein Eigenthum ist, so scheint mir das Verhältniß mit dem Boden, der die Ernte getragen hat, doch ein anderes. Diesen hat Gott geschaffen und für alle Menschen. Warum soll ein Einzelner nur den Genuß davon haben? Begeht denn das Gesetz, indem es ihm das Eigenthum zuspricht, nicht eine Ungerechtigkeit gegen die andern Menschen?"

„Du hältst immer noch an dem Irrthum fest, Leonhard, das Gesetz habe das Eigenthumsrecht geschaffen, während das letztere doch seine Be-

gründung in der Natur hat, so zwar, daß ohne dasselbe die Gesellschaft keinen Tag bestehen könnte. Das Gesetz erkennt dieses Recht nur an und gibt ihm seine Weihe."

„Wenn aber der Boden," erwiederte Leonhard, „nicht die Frucht der Arbeit eines Einzelnen ist, wie kann er Jemand zugehören, bevor ihm das Gesetz denselben zugesprochen hat?"

„Aus einem ganz einfachen Grunde, Leonhard. Sage mir, wenn Einer mit eigenen Mitteln ein Haus baut, ist er auch der Eigenthümer davon?"

„Ja, weil er sein Vermögen und seine Arbeit daran gerückt hat."

„Aber dieses Haus," erwiederte der Doktor, „ruht auf einem Boden. Wenn du nun die Rechtmäßigkeit des Bodenbesitzes nicht zugibst, so wäre Jener zwar Eigenthümer des Hauses, aber nicht des Bodens, auf dem es errichtet wurde. Oder nehmen wir andere Beispiele: Wenn sich Michel ein Kleid macht, gehört es sein?"

„Ohne Zweifel, weil er es selbst gemacht hat."

„Und wenn du dir Schuhe kaufst, gehören sie dein?"

„Gewiß, weil ich sie bezahle."

„Und Gottfried's kleines Haus; gehört es ihm?"

„Zweifellos, da es ihm sein Vater hinterlassen hat."

„Ich will nun annehmen," fuhr der Doktor fort, „du findest unter den Kieselsteinen an der Straße irgend einen glänzenden Stein, den du als einen Edelstein erkennst, gehört er dir?"

„Ja," gab Leonhard zur Antwort, „weil er Niemand sonst gehört und ich ihn gefunden habe."

„Wenn aber ein Anderer vor dir der Finder gewesen wäre?"

„Dann würde er diesem gehören, weil er zuerst Besitz davon ergriffen hätte."

„Sprechen wir," fuhr der Doktor fort, „von einer andern Möglichkeit. Ein Freund macht dir ein Geschenk mit einem Buche; ist dieses Buch dein Eigenthum?"

„Ohne allen Zweifel, da er es mir geschenkt hat."

„Da habt ihr also fünferlei Arten, wie man Eigenthümer von einer Sache werden kann. Erstens durch die Arbeit, womit man eine Sache herstellt oder herstellen läßt; zweitens durch Kauf, indem man gegen Geld oder andere Werthe etwas erwirbt; drittens durch Erbschaft; viertens durch Geschenk oder Vermächtniß; fünftens durch Fund oder das Recht der ersten Besitzergreifung. Bemerken wir jedoch, daß den

seltenen Fall des Fundes ausgenommen, alle diese Arten, zu Eigenthum zu gelangen, sich auf die Arbeit zurückführen lassen. In sämmtlichen angeführten Möglichkeiten, Eigenthümer einer Sache zu werden, hat aber nicht erst das Gesetz das Recht des Besitzes geschaffen, sondern nur bestätigt, was das Gewissen aller Menschen, so lange die Welt steht, als Recht erkannt hat."

„Aber, Herr Doktor," wandte Leonhard ein, „mit Grund und Boden verhält es sich eben nicht, wie mit anderen Sachen, die sich durch Arbeit vermehren lassen. Einmal in den Händen von einer größeren oder kleineren Zahl von Eigenthümern, kann derselbe Anderen nicht mehr zu gute kommen."

„Es wird auch diese Behauptung nicht ganz richtig sein, Leonhard; es vergeht in unsern Staaten kein Tag, an dem nicht Güterstücke zum Verkauf kommen und das Recht zu kaufen hat jeder von uns; nur muß die Arbeit die Mittel dazu schaffen. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, nach amtlichen Erhebungen in Frankreich acht Millionen Familien sich in den unbeweglichen Besitz des Landes theilen und man vier Personen auf die Familie rechnet, so macht dies 32 Millionen Köpfe und bei einer Bevölkerung von 37 Millionen wird damit bewiesen, daß der Vorwurf, das Eigenthum des Bodens befinde sich in verhältnißmäßig wenigen festen Händen, unbegründet ist."

„Fragen wir nun aber, wie die Besitzenden zu Grund und Boden gekommen sind. Hat ihnen vielleicht das Gesetz denselben zugesprochen? Nein, sondern sie sind durch Kauf oder Erbschaft in den Besitz gelangt. Und gleicherweise ist er den früheren Eigenthümern zugefallen, wie wir aufwärts von Geschlecht zu Geschlecht zu verfolgen vermögen."

„Aber," entgegnete Leonhard, „immer wird dies auch nicht auf rechtem Weg vor sich gegangen sein; manches Gut wird auch durch Gewalt in die Hände unrechtmäßiger Besitzer gefallen sein."

„Damit, Leonhard, bestätigst du nur die Richtigkeit meiner Beweisführung. Denn wenn diese rechtlosen Räuber solche Güter den berechtigten Besitzern weggenommen haben, so war dies ja nur eine Unterbrechung in der regelmäßigen Uebertragung des Eigenthums. Vorher war der Besitz ein rechtmäßiger, wie er es auch in der Folge in den Händen neuer Erwerber wieder wurde. Bei diesem Anlaß wollen wir aber zugleich einem Einwurf entgegnen, den man nur zu oft hört, als ob nämlich die unrecht erworbenen Güter so zahlreich wären. Gehen wir nur einmal die uns bekannten Besitzenden in Gedanken durch, so finden wir, daß ihr Vermögen sich entweder von einem väterlichen Erbe herleiten läßt, oder durch eigene

Arbeit und Talent erworben ist, und nur bei einer verschwindend kleinen Anzahl steigt uns ein Verdacht auf, es könnte nicht mit rechten Mitteln gewonnen sein. Sollten wir aber wegen solcher vereinzelter Fälle die ganze Menschheit anklagen?"

„Um aber zu der Frage zurückzukehren, auf welche Weise die Besitzenden zu ihrem Grund und Boden gekommen sind, so gelangen wir, wenn wir auch oft viele Menschenalter zurückgreifen müssen, immer zuletzt auf einen ersten Besitznehmenden, das heißt auf einen Menschen, der den Boden herrenlos gefunden und zuerst bearbeitet hat. Daß aber dieser auf die durch seinen Fleiß dem Boden abgewonnene erste Ernte ein ausschließliches Recht hat, wirst du mir zugeben, Leonhard."

„Ohne Anstand, Herr Doktor."

„Du bestreitest ihm nur das unbedingte Recht, auf seine Kinder oder Angehörige diesen Boden zu vererben."

„Und ich glaube mit Recht," erwiederte Leonhard; „denn der Boden ist ein Geschenk Gottes; er hatte nur Anspruch auf die Ernte."

„Gut, Leonhard, ich will dir aber zeigen, daß er auch das Recht hatte, über den Boden zu verfügen. Ehe er diesen urbar machte, war derselbe, wie noch heutzutage alle unbebauten Ländereien, mit Unkraut, Dornen, Disteln, stacheligen Stauden oder mit Urwald bedeckt. Er hatte nicht allein, wie heutzutage bei unsern angebauten Feldern, zu pflügen, zu säen, zu ernten. Es hat ihn ganz andere Mühe gekostet, die Bäume zu schlagen, die Wurzeln zu entfernen, die dem Anbau hinderlich waren, den Boden umzulegen und von Steinen und Unkraut zu säubern. Da ihm aber unsere vervollkommneten Werkzeuge zu dieser Arbeit, die noch jetzt kostspielig ist, nicht zu Gebot standen, so mußte er unerhörte Anstrengungen daran wenden; der Menschheit aber hat er einen sehr großen Dienst geleistet, denn von nun an trug der bisher unfruchtbare Boden nützliche Gewächse. Und für solche Wohlthaten sollten die Menschen zu nichts weiterem verpflichtet sein, als zu der Ueberlassung der ersten Ernte, und sollten dann den urbar gemachten Boden an sich reißen dürfen? Wäre das billig, Leonhard?"

„Nein, Herr Doktor; an die große Arbeit des ersten Rodens und Umbrechens des Bodens habe ich nicht gedacht; wie es sich aber rechtfertigen läßt, daß ein Mensch, der sich den Boden aneignet, eben damit eine Gabe, die Gott allen Menschen gewährt hat, zu seinem Eigenthum erklären darf, ist mir doch immer noch nicht deutlich."

„Weil du von einem Irrthum ausgehst. Die Gabe Gottes besteht in der Eigenschaft des Bodens, Ernten zu tragen; Sache des Menschen ist

es, die Arbeit des Anbaues daran zu wenden und die Ernten zu erzielen. Der einzelne Mensch und seine Nachfolger können nichts vererben, als das Recht, über ihre Arbeit und deren Werth zu verfügen. Indem die folgenden Geschlechter der Besitzenden den Boden immer mehr verbessern, steigt dieser Werth und er wird noch erhöht, wenn sich in der Nähe des bebauten Bodens der Verkehr durch öffentliche Arbeiten, durch Wege, Brücken, Kanäle hebt und belebt. Die neuen Besitzer haben alsdann die Früchte der Arbeit und des Fleißes ihrer Vorfahren zu genießen."

„In gering bevölkerten Ländern, wo es noch große Strecken unbebauter Ländereien und wenig Verkehrsstraßen gibt, wie in Canada, im Westen der Vereinigten Staaten, in Brasilien, Neufundland, am Cap der guten Hoffnung, hat auch der Grund und Boden wenig Werth. Dort bieten die Regierungen, um Einwanderer herbeizuziehen, den Morgen Landes zu einem bis eilf Gulden, je nach Beschaffenheit und Lage an; in Algier, diesem fruchtbaren Land, das man einst die Kornkammer Roms nannte, das seit Jahrhunderten aber fast unbebaut blieb, hat die französische Regierung lange nur einen Grundzins von 1 Fr. für den Morgen gefordert."

„Ebenso wie dem Bodenwerth, kommt auch den Gewerben jede Verbesserung, das Entstehen eines neuen Weges, eines Kanals, kurz Alles, was den Reichthum und die Thätigkeit in einem Lande vermehrt, zu gute. Jeder einzelne Bewohner zieht davon Nutzen, wie denn der Arbeiter in einer reichen, thätigen Gegend das Doppelte von dem verdient, was ein Anderer mit derselben Arbeit und Geschicklichkeit an verkehrs- und erwerbsarmen Orten erwirbt."

„Was man also, sei es durch Verkauf oder Vererbung von Grund und Boden auf einen Andern überträgt, ist weniger das Recht, dem Boden zu entziehen, was an Erzeugungskraft in ihm liegt, als sich in den Genuß der Arbeit zu setzen, die bis zu seinem jetzigen Zustand daran gerückt wurde. Es ist nachgewiesen worden, daß der Werth der sämmtlichen auf einen Boden während eines Zeitraums von zwei Jahrhunderten verwandten Arbeit zusammengerechnet bei Weitem den Werth des Eigenthums selbst übersteigen würde. Wie könnte man also heutzutage Land kaufen, wenn man die sämmtliche darauf ruhende Arbeit unter Berücksichtigung des durch die Unvollkommenheit der Werkzeuge erschwerten ersten Anbaues mit bezahlen müßte? Gewiß steht mithin, trotz der Aneignung des Bodens, die jetzt lebende Generation doch im Mitgenuß der Früchte desselben, ja die Aneignung selbst hat, erkennen wir es nur an, der Menschheit einen unbestreitbaren, sehr großen Dienst erwiesen. Es könnte sich nur fragen, ob diese Erfolge

nicht auch auf anderem Wege zu erzielen gewesen wären, was wir zunächst in's Auge fassen wollen."

„Soll der Mensch sich zu Anstrengungen angetrieben fühlen, so muß er sicheren Genuß der Frucht seiner Arbeit in Aussicht haben. Diese Sicherheit ist aber doppelt nöthig, wenn es sich vom Anbau des Bodens handelt. In den Gewerben, wo die Erzeugnisse in einigen Monaten, oft schon in einigen Tagen fertig werden, erntet man in kurzer Zeit die Frucht seiner Mühe. Im Feldbau dagegen muß man dem Boden lange Vorarbeiten widmen, ein Umstand, der mit dazu beiträgt, daß viele Landleute ihre Lage so schwer verbessern, der ferner die Veranlassung ist, daß manche, die nur Pächter und nicht Eigenthümer von Gütern sind, größere Verbesserungsarbeiten lieber unterlassen, wenn sie nicht durch langjährigen Pacht Gelegenheit haben, den Nutzen ihres Aufwands auch selbst zu genießen. Darüber vermag Herr Bertrand Bescheid zu geben."

„Gewiß," antwortete dieser, „hätte ich auf Herrn Hofmann's Pachtgut nie ausgeführt, was ich gethan habe, wenn er mir nicht sein Vertrauen durch Verlängerung unseres Pachtkontrakts auf siebenundzwanzig Jahre bewiesen hätte."

„Und Herr Hofmann," fuhr der Doktor fort, „hätte Ihnen nie diesen Vortheil einräumen können, wenn er und seine Kinder nicht im bleibenden Besitz des Gutes gewesen wären."

„Also seht ihr, daß das Eigenthumsrecht eines Gutes dem Anbau desselben zu Statten kommt und mithin der Menschheit, die mehr Brod, Wein, Fleisch, Holz, Hanf, Wolle und andere nöthige Dinge daraus zieht. Es fragt sich nun, wie könnte man denselben Boden bauen, ohne daß er das Eigenthum Einzelner wäre. Es gäbe nur zwei Wege: entweder ihn freizugeben, so daß jeder der Reihe nach ihn bebaute, oder ihn gemeinschaftlich zum Nutzen der Gesellschaft zu bebauen. Der erste dieser Wege ist rein unausführbar. Wenn jetzt schon ein Pächter, der blos eine neunjährige Pachtzeit hat, nur daran denkt, den möglichsten Nutzen aus dem Boden zu ziehen und ihn am Ende seines Pachts erschöpft zurückläßt, was würden Menschen thun, die nur ein Jahr vor sich haben? Gewiß nichts für die Zukunft und wir kämen auf den Feldbau zurück, wie er in den Anfängen der Gesellschaft betrieben wird."

„Betrachten wir nun aber das andere Mittel, den Anbau des Gesammtbodens zum gemeinschaftlichen Nutzen der Gesellschaft, oder was auf dasselbe hinausläuft, die Gütergemeinschaft. Denn wohlverstanden, wenn der Grundsatz des Aufhörens von Eigenthum zur Geltung kommen soll, so

würde er sich nicht blos auf den Boden beschränken lassen, sondern er müßte sich auf allen Besitz ausdehnen. Alles oder nichts. Es müßten entweder die Verhältnisse des Besitzes im Allgemeinen bleiben, wie sie sind, oder alles getheilt werden."

„Was sagen Sie da, Herr Doktor," rief Gotthard entrüstet über den Gedanken einer solchen allgemeinen Theilung.

„Du hast Recht, Gotthard, wenn du entrüstet bist. Denn eine Gütergemeinschaft würde die heiligsten Freiheiten verletzen. Es dürfte sogar Niemand mehr seine Fähigkeiten nach Gefallen verwenden; er müßte verrichten, nicht was ihm, sondern was der Gesellschaft gefiele. Der Staat würde Jedem seine Beschäftigung anweisen und sein Maß von Arbeit und Erholung vorschreiben; er würde nach Gutdünken und nach jeweiligem Bedürfniß Arbeiter, Handels- und Gewerbsleute, Ingenieure, Gelehrte, Künstler ernennen. Eine solche unsinnige Ordnung ließe sich nur durch Beraubung, durch Verletzung aller bis jetzt bestehenden Rechte in's Werk setzen. Denn damit jeder den gleichen Antheil erhielte, müßte natürlich erst Jedem sein bisheriger Besitz weggenommen werden. So müßte ich mein Haus und Gut, die Herren Schwarz, Busch und Bleicher müßten ihre Fabrik und ihre Hammerschmieden, Herr Hofmann sein Landgut in die Masse geben und du, Michel, dein Haus."

„Warum nicht gar, Herr Doktor," rief Michel.

„Ganz gewiß, es müßte so sein, und du, Gotthard, brächtest deinen Garten zu."

„Fällt mir nicht ein!" rief Gotthard.

„Du hast gut reden; es geschieht zwangsweise. Du Moritz, gibst deinen Webstuhl her."

„Das wollen wir sehen," meinte Moritz.

„Man zwingt euch eben," fuhr der Doktor fort. „Das System will es so haben; jeder soll seinen genauen Theil erhalten."

„Wer glaubt ihr aber, daß dabei gewinnen wird? Der Vater Zech, der Alles vertrinkt, die schmutzige Magdalene, die vom Morgen bis Abend müßig geht, der faule Barnabas, dessen Kinder in Lumpen gehen und der Schrecken der Obstgärten sind."

„Wie man es aber angreifen wollte, um Jedem seinen gleichen Theil zukommen zu lassen, weiß ich nicht, da es schon Streit gibt, wenn es sich um die Theilung des geringsten Eigenthums handelt. Nun aber vollends Alles theilen, was in einem großen Lande vorhanden ist, Aecker und Wiesen, Wälder

und Weinberge, Häuser und Schlösser, Vieh und Hausrath, u. s. w., Alles noch zudem in der verschiedensten Beschaffenheit. Welche Aufgabe!"

„Abgesehen von diesen Schwierigkeiten, rechnet einmal, welchen Verlust an Reichthum die Theilung mit sich führen würde. Theilet ein Haus, eine Fabrik, ein Magazin und sogleich verliert es an Werth. Und wer würde oder könnte Arbeiten unternehmen, deren Früchte erst in zwanzig oder dreißig Jahren zur Ernte kommen? Wer würde z. B. Wälder pflanzen?"

„Aber eine Frage, Herr Doktor, muß ich mir doch erlauben," sagte Leonhard. „Könnte man nicht solches Eigenthum, das seiner Natur nach untheilbar ist, verkaufen und dann den Preis vertheilen?"

„Das ist nicht möglich, Leonhard; da müßte es ja Leute geben, welche die Mittel zum Ankauf haben, und es soll doch gleich vertheilt werden und Keiner mehr haben, als der Andere. Nothwendig würde also diese Einrichtung zur Vernichtung aller Dinge von großem Werth führen, aller schönen Häuser, Schlösser, Parks, aller Silbergeschirre, Edelsteine, Equipagen, kurz aller Gegenstände des Luxus. Man würde das Land ungeheuer verarmen machen, die Reichen ruiniren und was hätten die Armen gewonnen?"

„Die Theilung des Vermögens der Reichen würde die Nothwendigkeit der Arbeit nicht aufheben; Brod, Kleidung, Lebensbedürfnisse aller Art müssen nach wie vor beschaffen werden. Was abgenützt und verzehrt wird, muß erneuert werden; arbeiten aber wird Niemand wollen, außer gegen Bezahlung und da wäre alsbald die Ungleichheit wieder da; denn die thätigen, gescheidten und sparsamen Menschen würden eben wieder reich, während die faulen, die unwissenden, die verschwenderischen wieder in Armuth verfielen. So käme Alles in seinen natürlichen Stand zurück; aber das Land hätte einen Verlust erlitten, der kaum in Jahrhunderten wieder zu ersetzen wäre."

„Ganz ohne Gewinn für die Armen," meinte Michel, „liefe es aber doch nicht ab."

„Das wird sich zeigen," erwiederte der Doktor. „Allerdings, im Anfang hätten sie ihren kleinen Theil von der Gütervertheilung der Reichen bekommen; aber dieser kleine Antheil gäbe ihnen keine Gewähr für künftige Bedürfnisse. Diesen zu genügen müßten sie doch wieder anfangen zu arbeiten. Nun hat aber in einem Zustand der Gleichheit jeder nur schwache Mittel, und so würden alle Diejenigen, welche jetzt für die Reichen arbeiten, ihre Beschäftigung verlieren. Die Juweliere und Goldarbeiter, die Bortenwirker, Tapeziere, Möbelschreiner und Wagenfabrikanten, die Bildhauer

und Künstler aller Art hätten nichts mehr zu thun und müßten auf Kosten der gewöhnlichen Tagelöhner geringe Arbeiten ausführen, bei denen sie verkümmern und noch dazu Anderen ihr Verdienst schmälern würden."

„Erlauben Sie, Herr Doktor," warf hier Leonhard wieder ein, „Sie haben die Frage wegen des Bodenanbaues zu gemeinschaftlichem Nutzen der Gesellschaft fallen lassen und sind gleich zur allgemeinen Gütergemeinschaft übergegangen; könnte man nicht wenigstens festsetzen, daß Niemand Grund und Boden besitzen darf, und daß alle Ländereien für das gemeine Beste bebaut werden? Damit, schiene mir, wäre der Anhäufung des Eigenthums in wenigen Händen abgeholfen."

„Leonhard," erwiederte der Doktor, „das ist immer der Krieg gegen die, welche etwas haben. Aber was würde aus diesen Ländereien? Wie würden sie angebaut? Wem gehörte der Ertrag?"

„Sie würden," erwiederte Leonhard, „zum Nutzen der Gemeinde angebaut und was sie ertragen, unter alle Einwohner vertheilt."

„Das wäre eben wieder der Kommunismus, dem vor allen Dingen ein Unrecht, die Beraubnng der Besitzenden vorangehen müßte. Wie aber dann die Sache einrichten? Entweder müßte der Staat den Ertrag unter die Arbeiter nach Maßgabe des Werthes ihrer Arbeit vertheilen und dann wäre im Augenblick die Ungleichheit, es wären wieder Arme und Reiche da; oder er müßte die Theilung ohne Rücksicht auf die verschiedene Arbeit vornehmen und was wäre dann die Folge? Ich will es euch an Beispielen zeigen."

„Wir wollen von denen, die hier anwesend sind, nicht sprechen. Ihr kennt aber Peter Klauer und seinen Tochtermann Nikolas. Ihr wüßt, daß diese vor Tag aufstehen und bis in die Nacht schaffen und doch blos ihr Brod, ihren Käse und ihr Kraut essen und Most dazu trinken. Wenn nun die Ernte kommt, sollen diese keinen größeren Antheil erhalten, als die Brüder Huber, die den größten Theil des Tages in der Kneipe verbringen? Gibt man aber Jedem nach Verhältniß seiner Leistungen, so habt ihr im ersten Jahre wieder Reiche und Arme wie zuvor. Ich denke, eine Theilung zu gleichen Theilen, wobei die Fleißigen für die Müssiggänger und Trunkenbolde sich opfern müßten, kann auch in eurem Wunsche nicht liegen?"

„Da danken wir schön dafür," riefen Gotthard, Krieger, Benedikt und mehrere fleißige Arbeitsleute.

„Es gibt Leute," fuhr der Doktor fort, „die kaum der Hunger dazu bringt, des Tags ein Paar Stunden zu schaffen; stellt diesen nun in Aus-

sicht, daß ihnen von der Arbeit Anderer ihr Antheil zufällt und sie werden keine Hand mehr rühren. Es ist dieselbe Geschichte wie mit Herrn Bertrand's Grauschimmel, der allein noch passabel zieht; mit andern aber eingespannt, diese ziehen läßt und ausruht."

„Ganz richtig," sagte Herr Betrand, „es gibt auch unter den Thieren träge, gerade wie unter den Menschen."

„Aber das ist noch nicht Alles," fuhr der Doktor fort. „Stellt euch die Verlegenheiten vor, welchen die Gemeinde wegen des Anbaues ihrer Ländereien ausgesetzt wäre. Bezahlt sie ihre Arbeiter nicht nach Verhältniß der Arbeit, mit welchem Recht könnte sie dem Einen sagen, ‚du gräbst diesen harten und steinigen Boden um' und dem Andern: ‚du diesen leichten und weichen.' Das liefe auf wahre Sklavenarbeit hinaus, durch welche nur unter Aufsehern mit der Peitsche in der Hand Erfolge zu erzielen wären. Wir wollen uns aber ein Beispiel aus der Nähe holen, was unter der Herrschaft der Gemeinschaftlichkeit aus der Arbeit wird."

„Die Aelteren unter euch, Michel, Benedikt, Krieger, Bastian, Radmann, Flicker werden sich noch erinnern, wie es um die Gemeindegüter unsres Dorfes stand, ehe sie verkauft wurden. Gab es etwas erbärmlicheres? Jeder wollte seine Kuh dort zur Weide führen, wollte Gras oder Reisig daselbst holen; aber Niemand wollte Dung führen, Niemand darauf arbeiten oder einen Baum pflanzen. Man konnte keine schlechteren Wiesen, kein elenderes Gehölz sehen; es war mehr eine Haide, ein Sumpf, eine Wildniß. Jetzt, wo die Eigenthümer Vortheil aus dem sorgfältigeren Anbau ziehen, ist es vortreffliches Getreideland, auf den Wiesen wächst feines, dichtes Gras und das Gehölz ist bereits eine Zierde für das Dorf. Ich will euch aber noch ein schlagendes Beispiel von der Wirkung der Gemeinsamkeit des Bodens geben."

„Nachdem die Franzosen Algier erobert hatten, gründete im Jahr 1842 der Marschall Bugeaud drei Dörfer und bevölkerte sie mit Soldaten, denen er die Ländereien umher zum gemeinschaftlichen Anbau übergab, während sie Lebensmittel und Sold fortbezogen. Der Ertrag der Ländereien sollte ein Kapital bilden, welches ihnen bei ihrer Verheirathung und Niederlassung zu gute käme. Ueberdies gab er noch jedem besonderes ein kleines Stück Feld, welches er einen Tag in der Woche bearbeiten sollte."

„Als nun der Marschall zwei Jahre später nach seinen Dörfern sah, war er von dem Zustand, in dem er dort die Verhältnisse fand, sonderbar betroffen. Trotz aller Mannszucht, trotz der Gewöhnung des Soldaten an Ordnung und Gehorsam, war für den Anbau der gemeinsamen Lände=

reien fast nichts geschehen. Die Ansiedler erklärten von selbst, es fehle an Eifer in der Arbeit, sie verrichteten die Geschäfte mit Trägheit und Gleichgültigkeit, weil einer sich auf den andern verlasse; an die Stelle der früheren gegenseitigen Zuneigung seien Verstimmung und Streitigkeiten getreten. Sie sagten aus, daß an dem einzigen Tag, der ihnen wöchentlich für ihr eigenes Stückchen Feld eingeräumt sei, mehr von ihnen geleistet werde, als in den fünf Tagen gemeinsamer Arbeit. Mit dem lebhaftesten Dank nahmen sie daher die Aufhebung der Gemeinschaftlichkeit an, selbst wenn sie auf ihre Lebensmittel und ihren Sold verzichten müßten."

„Fassen wir Alles zusammen, so führt, abgesehen von der Ungerechtigkeit einer solchen Einrichtung, die Gütergemeinschaft nur zu Verminderung des Reichthums eines Landes; es ist die Gemeinschaftlichkeit des Elendes; denn theilt man gleich aus und überläßt es Jedem, wie er mit seinem Loose wirthschaften will, so vergrößert der Fleißige, Einsichtsvolle und Sparsame seinen Theil und der Faule, Unwissende und Verschwenderische zehrt von dem seinigen, bis er von neuem verarmt. Die Ungleichheit und die Klagen über das angeblich unrecht erworbene Vermögen der Reichen entstehen auf's Neue. Stellt man jene Art von Kommunismus auf, wonach sich der Staat zum großen Unternehmer aller Arbeiten macht und die Austheilung an seine Mitbürger nach dem Werth der Arbeit des Einzelnen vornimmt, so entspringt aus der Verschiedenheit der Fähigkeiten und der Bemühungen abermals eine Ungleichheit des Besitzes vom größten Reichthum bis zu der größten Armuth. Der Staat thut nichts, als was jetzt auch geschieht; aber er kann es nur unendlich mangelhafter thun. Geht man aber bis zum vollständigen Kommunismus, wo Niemand etwas hat und der Staat, im alleinigen Besitz sämmtlichen Eigenthums, für die Befriedigung der Bedürfnisse eines Jeden, ohne Rücksicht auf den Werth seiner Arbeit, zu sorgen verpflichtet wäre, so würde alles Streben aufhören, Alles erlahmen, Alles würde mehr und mehr unfruchtbar, die Gemeinde versänke in Elend und die Regierung, die für das Wohl Aller sorgen sollte, hätte ihnen am Ende nicht einmal Brod mehr zu geben."

Neunte Unterhaltung.

Die Ungleichheit unter den Menschen; ihre Ursachen und ihr Nutzen; Mittel, deren Wirkung abzuschwächen.

Nun war das so gefürchtete Ereigniß zu Schönfeld wirklich eingetreten. Die Herren Schwarz und Busch waren nach vielen Opfern und nach Erschöpfung ihrer Kapitalien durch die Fortführung ihres Geschäftes endlich auch an der Grenze der Möglichkeit angekommen. Der Verkauf ihrer Erzeugnisse hatte fast ganz aufgehört und die tief gesunkenen Preise deckten die Kosten nicht mehr. Sie überlegten, welcher Ausweg für sie und ihre Arbeiter wohl mit den wenigsten Nachtheilen verknüpft sei. Alle fortzuschicken, dagegen sträubte sich ihre Menschenfreundlichkeit; alle zu behalten und nur die Löhne herabzusetzen, ging schon darum nicht, weil neue Rohstoffe hätten herbeigeschafft werden müssen und dazu das Geld fehlte. Es blieben also nur zwei Mittel, entweder die Arbeitstage oder die Zahl der Arbeiter zu vermindern. Im ersten Fall konnten sie die Arbeiter sämmtlich beibehalten, und es blieb diesen wenigstens die Möglichkeit, ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Obgleich diese gleiche Behandlung der Billigkeit gemäß gewesen wäre, so hätte sie doch für Einzelne förmliches Elend bedeutet. Bei dem zweiten Mittel stand ihnen eine Auswahl zu Gebot; sie durften nur die Arbeiter entlassen, die in der Lage waren, die Wiederaufnahme des Geschäfts ohne besondere Noth abzuwarten und diejenigen behalten, welche der Verlust ihres täglichen Verdienstes außer Stand setzte, ihre Familien zu erhalten. Letzteres Mittel erschien ihnen als das menschlichere, obschon sie einsahen, daß sie sich damit dem Vorwurf der Parteilichkeit aussetzten.

Nachdem sie die nöthigen Erkundigungen über die Lage der Familien eingezogen hatten, kündigten sie am nächsten Samstag den Arbeitern die traurige Nothwendigkeit an, ihre Zahl auf den dritten Theil beschränken zu müssen, und gaben die Gründe an, weshalb sie sich zu diesem Ausweg entschlossen hätten. Zugleich bezeichneten sie diejenigen, die sie beizubehalten wünschten. Es ging von Seiten der Verabschiedeten nicht ohne Murren ab. Die gewöhnlichen Klagen über die Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse ließen sich wieder hören, mit Vorwürfen gegen die Fabrikherren vermischt.

Herr Auer sah die Nothwendigkeit ein, diesen Anschuldigungen ein

Ziel zu setzen. Er eröffnete daher am nächsten Sonntag die Unterhaltung folgendermaßen:

„Ein neues Unglück, meine Freunde, hat unsre Gemeinde heimgesucht. Obwohl vorausgesehen, ist es nichts desto weniger sehr niederschlagend für Diejenigen, welche davon betroffen werden, und für uns, die wir unsre Bekannten und Freunde der Noth preisgegeben sehen."

„Schön Dank, Herr Doktor, für Ihr Mitleiden," sagte spitzig der Spinner Kästner; „aber damit ist unsere Lage nicht verbessert."

„Das weiß ich, Paul; ein Trost sollte es euch aber sein, zu wissen, daß man an eurem Mißgeschick Theil nimmt und geneigt ist, eure Lage zu erleichtern."

„Mir wäre es lieber," erwiederte Andreas, der als ledig auch unter den Verabschiedeten war, „ich hätte keinen fremden Beistand nöthig."

„Du hast recht, Andreas; es steht dem Manne besser an, sich selbst zu helfen, als die Wohlthätigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen; aber in Uebel, die man nicht abwenden kann, muß man sich eben schicken. Wer hätte die zwei schlechten Ernten verhindern können?"

„Allerdings Niemand, Herr Doktor; aber Sie müssen doch zugeben, daß von dieser theuren Zeit die Einen viel mehr heimgesucht werden als die Andern."

„Das gebe ich zu, Andreas; weißt du aber ein Mittel, alle Menschen auf der Welt gleich zu machen? Läßt sich die Ungleichheit etwa durch das Gesetz beseitigen? Ist sie nicht in der Natur selbst begründet? Ich will nicht von der Verschiedenheit der Erdstriche, des Bodenreichthums reden; ist denn aber ein einziges Thier derselben Gattung dem andern, eine Pflanze der andern ganz gleich? Nun aber vollends der Mensch, den die Menge seiner Anlagen nach Körper, Geist und Gemüthsart zu einem der zusammengesetztesten Wesen macht! Wie verschieden sind die körperlichen Kräfte des Menschen in Gewandtheit und Ausdauer; wie verschieden die geistigen Fähigkeiten in Gedächtniß, Einbildungs- und Urtheilskraft, in Erfindungsgeist und Auffassungsvermögen, wie mannigfaltig die Gemüthsart, bald lebhaft, thätig, bald sanft und lässig, bösartig oder gutmüthig, gefällig und freundlich oder gehässig und neidisch in allen Abstufungen."

„Das ist ganz richtig, Herr Doktor," erwiederte Andreas; „aber was wollen Sie daraus folgern?"

„Die Folge, die ich daraus ableite, ist, daß die Gesellschaft, die eine Vereinigung der Menschen ist, nichts anderes sein kann, als ein Abbild des Menschen. Nur wenn sich der Mensch ändern ließe, könnte die Gesellschaft

verändert werden. Allerdings können wir durch Erziehung den Menschen bessern, seine Einsichten entwickeln, seine schlimmen Neigungen bekämpfen, ihm gute Gewohnheiten beibringen und auf diese Weise den Einfluß der natürlichen Ungleichheiten abschwächen. Aber wie groß auch unsre Bemühungen sein mögen, so dürfen wir nicht hoffen, die Ungleichheit in der Welt verschwinden zu lassen, ja wir können es nicht einmal wünschen!"

„Wie!" riefen Leonhard, Andreas, Michel und mehrere Andere; „wir sollen nicht einmal die Gleichheit wünschen dürfen?"

„Ja, meine Freunde," erwiederte der Doktor, „ich behaupte, es ist nicht einmal Veranlassung dazu vorhanden. Ihr wißt nicht, wie es auf der Erde aussähe, wenn die Ungleichheit aufhörte. Sie ist es, die in uns das Verlangen weckt, der Annehmlichkeiten und Genüsse, in deren Besitz wir Andere sehen, uns ebenfalls theilhaftig zu machen; sie schafft die Bedürfnisse und fordert uns zu Anstrengungen auf. Warum sind denn die Fortschritte in den barbarischen Ländern so langsam? Weil Niemand die höheren Genüsse Anderer vor Augen hat; weil man dort nur die gebieterischen Bedürfnisse des Körpers kennt, und wenn diese befriedigt sind, sich der Ruhe hingibt. Unterdrücket die Ungleichheit in der Gesellschaft und die Menschen fallen in den Stumpfsinn des Wilden zurück. Wollt ihr solche Zustände?"

„Nein, Herr Doktor," gab Leonhard zur Antwort, „eine Gleichheit in der Trägheit und im Elend ist's nicht, was wir wollen."

„Ihr würdet aber gegen euren Willen dahin gelangen. Gleichheit im Elend wäre am Ende noch heilsamer; sie würde das Gefühl von Bedürfnissen hervorrufen und zu Anstrengungen auffordern; eine Gleichheit im Schwelgen und Wohlbehagen aber könnte nur zu Trägheit führen. Zufrieden mit seinem Schicksal, dächte der Mensch an keine Verbesserung seiner Lage mehr; aller Fortschritt hörte auf, und sobald die Menschheit nicht mehr fortschreitet, geht sie rückwärts."

„Es ist dies aber die weniger bedeutende Seite der Frage. Ich will euch lieber zeigen, wie die Ungleichheit in den Begabungen der Menschen unmittelbar zum Wohl der Gesammtheit beiträgt und wie wohlthätig sie auf die Gesellschaft einwirkt. Nehmen wir einige Beispiele zu Hilfe. Sagt mir, haben die Herren Schwarz, Busch und Bleicher unsrer Heimath nicht große Dienste geleistet?"

„Ei gewiß, Herr Doktor," antwortete Leonhard, „und Sie selbst nicht weniger."

„Ich danke dir, Leonhard, für deine gute Meinung. Aber haben

diese Herren, nur weil sie reich sind, solche Dienste geleistet? Gewiß nicht. Ihre Einsichten, ihre Thätigkeit, ihr schneller Blick, die Geschicklichkeit in ihrem Fach haben den Erfolg ihrer Unternehmungen herbeigeführt. Ihr werdet dies anerkennen müssen."

„Das ist unzweifelhaft," erwiederten mehrere Arbeiter.

„Gut; diese Fähigkeiten haben also das Gelingen ihrer Unternehmungen bewirkt, nicht ihr Geld. Denn manche andere reiche Leute haben Fabriken begründet, aber in Folge falscher Berechnung oder sonstigen Ungeschicks über sich selbst und ihre Umgebung Unglück gebracht. Die Herren Schwarz und Busch haben dagegen seit zwanzig Jahren durch ihre Einsichten und ihre Thätigkeit zur Belebung des Verkehrs, zur Erhöhung des Werthes allen Besitzes und zum Wohlstand der Gemeinde beigetragen. Es ist dies ein Verdienst, dessen Früchte ihnen nicht entgehen und dessen Anerkennung sie überleben wird. Was ich aber hier von diesen Herren sage, gilt von allen, die sich durch Einsicht und Ehrenhaftigkeit hervorthun; sie durchbrechen glücklicherweise die Decke der Gleichheit, welche eine neidische Mittelmäßigkeit so gerne über das menschliche Geschlecht breiten möchte. Ihr wißt wohl, daß ich keinen Menschen, kein Gewerbe verachte. Alle, die der Gesellschaft Dienste leisten, sind ihr nützlich; aber die Dienste des Taglöhners, des Bauern, des Krämers sind auf einen engeren Kreis beschränkt, während der Fabrikant durch seine Einsicht Arbeit für eine Menge Hände schafft. Und eben so wichtig sind auch die Dienste des Großhändlers, der die Erzeugnisse unsrer Gewerbe in die Ferne verbreitet und dagegen Waaren und Bequemlichkeiten aus fernen Ländern herbeischafft, wie die des Advokaten, dessen Talent die Ehre und das Glück seiner Kunden schützt, des Arztes, der Gesundheit und Leben so vieler Menschen überwacht, des Ingenieurs, der Kanäle und Häfen, Straßen über Berg und Thal baut, des Bergmanns, der in den Eingeweiden der Erde Reichthümer entdeckt, die auf ein ganzes Land belebend wirken. Sind die Dienste dieser Leute nicht unendlich werthvoller, als solche, die nur Körperkraft oder ganz gewöhnlichen Verstand erfordern?"

„Das läßt sich nicht läugnen," ließen sich zahlreiche Stimmen vernehmen.

„Aber," fuhr Herr Auer fort, „noch weit wichtiger sind die Leistungen der auserwählten seltenen Geister, denen wir die Fortschritte im Landbau, in den Gewerben, in den Wissenschaften und Künsten verdanken. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich nicht auf einzelne Personen oder auf eine Gemeinde, eine Provinz, sie gehören der ganzen Menschheit an. Unser ge-

sammtes Wissen ist das Ergebniß des Nachdenkens solcher bevorzugter Menschen, die uns die Vorsehung geschickt hat, um uns auf dem Weg des Fortschritts zu leiten, und die man mit Recht die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts nennt. Wir leben auf einem von ihrem Nachdenken befruchteten Boden, einen großen Theil der Annehmlichkeiten des Lebens, unsres Wohlbehagens verdanken wir ihnen. Und die Gesellschaft, die von diesen Verdiensten zehrt, sollte für sie keine andere Belohnung haben, als für die gewöhnliche Hand- oder Geistesarbeit, so nöthig diese auch sonst sein mag? Wäre das billig?"

„Nein, sicher nicht," war die Antwort.

„Und doch belohnt sie die Gesellschaft in der Regel nicht, wie es sich gebührt; höchstens errichtet man ihnen nach ihrem Tode Bildsäulen, und nur ausnahmsweise finden sie schon bei Lebzeiten die verdiente Anerkennung; dagegen weiß das Publikum solche Fähigkeiten, welche sich uns unmittelbar in unsrem Alltagsleben nützlich und dienstlich erweisen, noch am besten zu schätzen, indem es ihnen sein Vertrauen zuwendet. Ihr wißt, wie gerne man geschickte Advokaten und Aerzte in dringlichen Fällen um hohen Preis aus der Ferne beruft. So ist es mir bekannt, daß du, Michel, in deinem Brunnenprozeß den Rechtskonsulenten Klug in der Hauptstadt um seinen Beistand gebeten, und du Gotthard, bei der gefährlichen Erkrankung deiner Tochter den Medizinalrath Werner hast kommen lassen, obwohl beide vier bis fünfmal theurer sind, als die Advokaten und Aerzte der Nachbarschaft."

„Ihr seht also, daß, obwohl ihr manchmal über die Ueberlegenheit Einzelner murren möget, ihr selbst im Fall der Noth froh seid, daß es solche bevorzugte Köpfe gibt. Sich beklagen, daß die natürlichen Anlagen unter den Menschen ungleich vertheilt sind, heißt also Klage führen, daß es Genie Begabung, Verdienst gibt, woraus doch so viel Heil für die Menschheit, entspringt. Ihr dürft wohl glauben, daß, was wir solchen verdienstvollen Männern bezahlen, gar nicht in Vergleich kommt mit den Wohlthaten, welche sie der Menschheit erweisen. Aus den wissenschaftlichen Fortschritten unsrer Gelehrten nehmen die Gewerbe die Mittel zu verbesserter Herstellung und ermöglichen wohlfeilere Preise, so daß eine Menge Gegenstände dem Aermsten selbst zugänglich werden, der sonst ihrem Genuß für immer entsagen müßte. Erinnert euch, wie viele Dinge, die vor 20 Jahren nur die Wohlhabenden in Schönfeld sich anschaffen konnten, jetzt im Gebrauche Aller sich befinden; erinnert euch unter Anderem, wie durch die großen Entdeckungen von den Kräften des Dampfes und deren Anwendung auf Dampfschiffe und Eisenbahnen auch dem weniger Bemittelten das Reisen

auf kleinere und größere Entfernungen jetzt ermöglicht ist. Alle großen Erfindungen und Entdeckungen dieses Jahrhunderts, den Gebrauch, den wir vom Dampf, vom Gas, von der Elektricität zu machen lernten und noch so vieles Andere verdanken wir solchen genialen Männern. Wir dürfen aber noch einen Umstand nicht übersehen, der dabei mitgewirkt hat, ich meine die Freiheit der Selbstbestimmung, die den Verdiensten aller Art ungehinderten Spielraum zur Entfaltung läßt, welche Jedem gestattet, seinen Neigungen nachzugehen und sich eine Beschäftigung nach seiner Geschicklichkeit, seinem Vortheil und seinem Geschmack zu wählen. Diese Freiheit wäre bei der von Manchem erträumten Einrichtung, wonach der Staat Jedem seine Lebensart anweisen würde gegen Willen, Geschick und Neigung, selbstverständlich ausgeschlossen."

„Aber," warf hier Leonhard ein, „ist nicht eben diese Freiheit oft Schuld, daß Jemand durch eine falsche Berufswahl sich in's Unglück stürzt?"

„Allerdings, Leonhard; aber in der Freiheit liegt immer die Möglichkeit, gut oder schlecht zu wählen. Sie vermehrt die Gelegenheit zu Irrthümern und die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen. Wer wollte sich aber darüber beschweren? Wer wollte einen Zustand wünschen, wo der geknechtete und verdummte Mensch zur Maschine wird?"

„Ich gewiß nicht," erwiederte Leonhard. „Demungeachtet aber wird man nicht sagen, daß die Freiheit heutzutage eine vollständige sei. Könnte zum Beispiel ich, der ich kein Kapital habe, ein Wechselgeschäft gründen, wie Herr Ziegler, oder eine Fabrik errichten, wie Herr Schwarz?"

„Da muthest du der Freiheit viel zu, Leonhard, wenn sie dich in den Stand setzen sollte, in allen Lagen den gewünschten Beruf zu ergreifen. Die Gesellschaft widersetzt sich dem übrigens nicht; es ist die Gewalt der Umstände, die uns in diesen oder jenen Verhältnissen aufwachsen läßt."

„Vor alter Zeit wäre dein Einwurf begründeter gewesen. Da bestanden alle möglichen Beschränkungen bei der Berufswahl. Es gab Gewerbe, welche man nicht ausüben durfte, wenn man nicht in dem entsprechenden Stande geboren war. Zünfte und Gilden wachten eifersüchtig, daß die festgesetzte Zahl der Gewerbsgenossen nicht überschritten wurde. Nur mit großen Schwierigkeiten oder bedeutenden Kosten konnte man vom Gesellen zum Meister vorrücken. Jetzt herrscht fast in ganz Deutschland vollständige Gewerbefreiheit und es bestehen in der Wahl eines Berufes keine Hindernisse, als solche, die in der Natur der Sache selbst liegen. Die Verschiedenheit der Klassen hat in unsrer Gesellschaft aufgehört."

„Man hört aber doch," wandte hier Andreas ein, „immer von den Klassen der Reichen und der Armen, der Bürger und der Arbeiter reden."

„Dies hat keinen tieferen Sinn mehr, Andreas; es ist eine Ausdrucksweise, um damit Gesellschaftsgattungen zu bezeichnen, die sich in ähnlicher äußerer Lage und entsprechenden Vermögensverhältnissen befinden. Es kann ja übrigens Niemand sagen, wo der Reichthum aufhört und die Armuth anfängt. In den Augen des kleinen Besitzers ist schon reich, wer in den Augen des Reichen nur ein mäßiges Vermögen hat. Eine Schranke zwischen diesen Klassen gibt es jedenfalls nicht, denn wie ein Geselle heute Meister werden kann, so kommt es unter Umständen auch vor, daß ein Meister wieder als Geselle für Andere arbeiten muß. Wir finden ja in unserer eigenen Gemeinde Beispiele hiervon."

„Diese Veränderung im Laufe der Zeit besteht übrigens nicht allein darin, daß die Einen die Stelle der Andern eingenommen haben. Nein, je größer die Fortschritte in Landwirthschaft und Gewerben, um so größer wird auch die Zahl der Grundeigenthümer und der selbstständig Arbeitenden, während die Zahl derer, die im Dienste Anderer leben, abnimmt. Man darf annehmen, daß die Ersteren sich seit dem letzten Jahrhundert verdreifacht haben. Bei unserem, in so viele Ländergebiete getrennten Vaterland sind uns Erhebungen über genaue Zahlenverhältnisse erschwert und wir müssen uns daher Beispiele aus der Staatenkunde größerer geschlossener Reiche suchen, wie z. B. Frankreich. Dort ist bei 37 Millionen Einwohnern der Boden jetzt in 127 Millionen Parzellen getheilt, welche zusammen als 13 Millionen Güterstücke in den Steuerregistern stehen."

„Ja," sagte Leonhard, „aber häufig wird wohl ein und derselbe Steuerzahlende Eigenthümer mehrerer solcher Güterstücke sein, so daß damit noch nicht gesagt ist, wie viele Personen sich in das Eigenthum von Grund und Boden theilen."

„Deine Bemerkung ist richtig, Leonhard. Die betreffende französische amtliche Zahlenerhebung sagt uns aber weiter, daß von diesen 13 Millionen Güterstücke mehr als 7 Millionen den Steuersatz von 5 fl. nicht erreichen, was ein Beweis ist, daß dieselben lauter kleinen Eigenthümern gehören. Aber das ist noch nicht Alles; nach den neuesten Nachweisungen der französischen Regierung bauen fünf und eine halbe Million kleiner Eigenthümer ihr Feld selbst, 800,000 sind Pächter und eine eben so große Zahl Grund und Boden besitzende Taglöhner, was also sieben Millionen Familien mit Grundbesitz ergibt. Ferner ist die Zahl der Häuser, die vor 30 Jahren dort sechs und eine halbe Million betrug, jetzt auf sieben und eine halbe

Million und die zu diesen Häusern gehörigen Stücke Landes sind von 16 auf 19 Millionen angewachsen, welche hauptsächlich Leuten von geringerem Besitz gehören."

„Demnach," meinte Andreas, „gäbe es in Frankreich mehr Besitzende, als Leute, die nichts haben. Werden diese im Lauf der Zeit dort eingetretenen günstigen Verhältnisse und diese Erhebungen aber auch für Deutschland zutreffen?"

„Daran, Andreas, ist kaum zu zweifeln. Wir stehen in dem Fortschreiten des Wohlstandes gegen Frankreich nicht zurück und durch die in den meisten Ländern durchgeführte Ablösung der Feudallasten hat das freie Eigenthum sich sehr vermehrt. Die große Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung hat jetzt eigenen Besitz. Nur die Arbeiter in den Städten und in den Fabrikgegenden haben keinen Antheil am Eigenthum des Bodens. Glücklicher Weise gehen aber auch in ihrer Lage täglich günstige Veränderungen vor sich. Wie viele Arbeiter in der Industrie haben sich in den letzten dreißig Jahren in den verschiedensten Gewerben zu Meistern emporgeschwungen! Wir müssen abermals die Statistik von Frankreich zu Hilfe nehmen. Dort waren im Jahr 1818 847,000 selbstständige Meister; jetzt zählt man deren 1,700,000, also fast eine Million mehr. In zehn Jahren hat sich die Zahl um 311,399 vermehrt, wonach also jährlich 30,000 Familien in eine selbstständige Lage gelangen. Man kann daher nicht mehr sagen, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, in günstigere Verhältnisse zu kommen, und daß man, arm geboren, dazu verurtheilt ist, arm zu leben und zu sterben."

„Aber schwer bleibt es immer, reich zu werden, wenn man es nicht schon von Haus aus ist," sagte Gotthard.

„Das ist wahr, Gotthard; fast immer bedurfte es daher auch mehrerer Menschenalter, um die eigentlichen großen Vermögen zu sammeln. Gehen wir daher zeitig daran, die Zukunft unsrer Kinder zu begründen, und lassen wir es nicht an Ordnung, Sparsamkeit, Fleiß und Einsicht fehlen, denn durch Glück allein gelangen die Wenigsten zum Wohlstand. Wie Viele beschweren sich über ihre Armuth, die nur sich selbst anzuklagen haben. Um zu Wohlstand und zu einem sorglosen Alter zu gelangen, darf man freilich keine Mühe scheuen und nicht meinen, es sei immer noch Zeit. Seht euch die Reichen oder Vermögenden einmal an! Wie haben sie es, mit wenigen Ausnahmen, so weit gebracht? Entweder sie oder ihre Väter haben hart gearbeitet, sind früh aufgestanden, spät zur Ruhe gegangen, waren immer die ersten und letzten am Geschäft. Aber auch die Arbeit ohne Ordnung reicht nicht hin; man muß Alles zu benützen verstehen und nichts verderben lassen.

Ordnung bringt Wohlstand, Unordnung Verderben. In Häusern, wo keine Ordnung herrscht, deren ich euch manches nennen könnte, geschieht nichts zur rechten Zeit; alles verdirbt oder zerbricht oder geht sonst zu Grunde; es heißt nur immer anschaffen, ausbessern, erneuern."

„Sparsamkeit ist aber eben so unerläßlich als Ordnung und noch schwieriger, denn man arbeitet, um sich Bequemlichkeiten und Genüsse zu verschaffen und die erste Bedingung ist, diese entbehren zu lernen. Das Alter ist eben allein die Zeit der Ruhe, die Jugend die der Arbeit und der Entsagungen. Dies wollen die Arbeiter so oft nicht begreifen. So lange sie jung sind, verbrauchen sie auch, was sie verdienen, ohne an die Zeit zu denken, welche die Gebrechlichkeit des Alters mit sich führt und sie dann unversorgt und mittellos überrascht. Der Wohlstand, meine Freunde, wird langsam begründet, und um dazu zu gelangen, darf man das Geringste nicht verachten. Ein ersparter Kreuzer ist ein gewonnener Kreuzer. Ein Kreuzer, sagt man wohl, was will das bedeuten? das ist ja der Mühe nicht werth. Aber ein ersparter Kreuzer täglich ist jährlich mehr als 6 fl., und wie 14 täglich ersparte Kreuzer in zwanzig Jahren mit Zins aus Zins schon 2800 fl. ausmachen, kann euch Herr Raimund vorrechnen."

„Das hätten wir nie geglaubt, Herr Doktor," riefen hier Mehrere.

„Weil ihr die Wichtigkeit der Sparsamkeit und die rasche Vermehrung der Zinsen nicht kennt. Mit einer Summe, wie ich sie genannt, läßt sich schon viel anfangen, Haus und Feld kaufen, ein kleiner Handel betreiben. Gewiß viele von euch wären in der Lage, so lange sie ledig sind, vierzehn Kreuzer täglich zu ersparen."

„Was braucht es dazu? Nichts als die unnöthigen Ausgaben für den Tabak, für die Kneipen, für den blauen Montag, für die Tänze, die Messen und Märkte zu unterdrücken. Lauter Gelegenheiten, gegen die Sparsamkeit zu sündigen!"

„Das wäre aber ein trauriges Leben," meinte der Spinner Kästner.

„Allerdings wollen Viele von solchen Entsagungen nichts wissen; aber sie sollen sich auch dann nicht beklagen, wenn sie im Alter darben müssen. Man kommt eben in diesem Leben ohne Anstrengungen zu nichts, am wenigsten zu Wohlstand. Es besteht übrigens bei den jungen Arbeitern noch eine häufig vorkommende üble Gewohnheit, die ich noch nicht besprochen habe: es ist dies das unnöthige Wandern."

„Wie," rief Kästner, der eben erst von der Wanderung zurückgekommen war, „Sie wollen das Wandern verbieten? Wie soll denn der Arbeiter sein Handwerk lernen?"

„Ich sage keineswegs, daß man nicht, je nach den Verhältnissen einer Gegend, genöthigt sein könnte, zu seiner Ausbildung Orte aufzusuchen, wo das Handwerk schwunghafter betrieben wird und mit den neuesten Verbesserungen vollkommener erlernt werden kann; aber zu wandern nur aus Fürwitz, dabei die Fehler aller Orte aufzulesen und so arm zurückzukommen, als man ausgegangen ist, das ist für Viele ein Verderben, die besser zu Hause geblieben wären, oder eine gute Werkstatt aufgesucht hätten, um die nöthige Zeit zu ihrer vollständigen Ausbildung dort zuzubringen. Denn auch ich, meine Freunde, zähle die Geschicklichkeit und guten Unterricht zu den Mitteln, die nöthig sind, um in der Welt fortzukommen. Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit müssen erst durch Einsicht und Erfahrung gehoben und unterstützt werden. Ihr werdet immer finden, daß Männer, die im Feldbau oder in irgend einem Gewerbe ihr Glück gemacht haben, einsichtsvolle, unterrichtete Leute waren. Die Eigenliebe hindert freilich manchen, sich einzugestehen, daß er sein Geschäft nicht so gut versteht, als ein Anderer und daß die Schuld an dem Mangel an Befähigung liegt, wenn er nicht ebenso vorankommt. Man schiebt die Ursache davon lieber auf ungünstige Umstände, auf das Schicksal, auf Andere, nur nicht auf sich selbst."

„Die Vorsehung hat allerdings den Verstand nicht gleich ausgetheilt; aber Jeder hat doch seinen Theil bekommen und es liegt an ihm, denselben durch Unterricht zu befruchten. Die Gesellschaft bietet ja jetzt durch gute Schulen überall die Mittel dazu. Dadurch, daß der Unterricht Jedem zugänglich geworden, hat sie die Hauptursache der Ungleichheit unter den Menschen abgeschwächt; auch die letzte Schranke, sich von der niedrigsten Stellung zur höchsten empor zu arbeiten, ist durch die Allen gegebene Gelegenheit zur Ausbildung gefallen."

Zehnte Unterhaltung.

Die Beziehungen der Menschen unter einander bestehen im Austausch von Dienstleistungen.

Seit der theilweisen Arbeitseinstellung hatte sich zu Schönfeld nichts Besonderes zugetragen. Die Bewohner ließen es sich angelegen sein, die bedrängten, verdienstlosen Familien zu unterstützen. Wohlhabende Eigenthümer, wie die Herren Hofmann, Auer, Radmann, Flicker, Bertrand,

gewährten die nachhaltigste Hilfe, indem sie auf ihren Besitzungen einer größeren Anzahl Beschäftigung gaben. Auch die Gemeinde ließ längst entworfene, mit Rücksicht auf die Kosten bisher immer verschobene Arbeiten jetzt ausführen.

Den Meisten, die früher an eine andere Beschäftigung gewöhnt waren, fielen diese Arbeiten schwer; aber sie waren glücklich, wenigstens Brod für ihre Familien dabei zu verdienen, und sie begriffen nun die Wahrheit dessen, was ihnen Herr Auer früher gesagt hatte, daß nämlich in Zeiten der Noth den Armen nur durch den Ueberfluß der Reichen geholfen werden könne. Die Nützlichkeit des Reichthums leuchtete ihnen jetzt ein.

Der Preis des Korns hielt sich übrigens auf seinem hohen Stand. Die früheren Unruhen hatten die Händler so ängstlich gemacht, daß zwei Markttage ganz ohne Zufuhren blieben; erst am dritten und den folgenden wagten sich wieder einige Transporte herbei. Es waren mittlerweile große Ladungen Früchte aus Rußland angekommen, noch größere wurden aus Amerika erwartet.

Der Doktor verfehlte nie, am Anfang seiner Unterredungen die Neuigkeiten mitzutheilen, welche beruhigend auf die Gemüther einwirken konnten. War dies geschehen, so nahm er den Faden der Unterhaltung wieder auf.

„Wir haben gesehen," fing er heute an, „daß die Arbeit die Quelle des Reichthums ist, und daß durch die Arbeit der Mensch zu Eigenthum, zu Allem, was des Besitzes werth ist, gelangt. Die Fragen, die von der Arbeit handeln, sind daher für uns von großer Wichtigkeit. Vor Allem: Wie arbeitet man?"

„Mit den Armen oder Händen," erwiederten einige Anwesende.

„Nicht immer, meine Freunde. Wer Lasten trägt, Steine haut, Eisen schmiedet, Bäume schlägt, sein Weberschiffchen treibt, der arbeitet allerdings mit den Muskeln seines Körpers. Aber der Advokat, der über einen Rechtsfall, der Arzt, der über eine Krankheit, der Gelehrte, der über die Dampfkraft einer Maschine nachdenkt, sie arbeiten mit dem Geist und diese Arbeit ist nicht leichter als Handarbeit. Da ist z. B. Herr Raimund, der nicht wie die Meisten von euch körperliche Arbeit zu verrichten hat, dem aber mit der Unterrichtung eurer Kinder nach meiner Ansicht das wichtigste und schwierigste Amt obliegt, wofür wir ihm nicht dankbar genug sein können. Man arbeitet also, ob man nun Geist oder Körper anstrengt. Wenn die Arbeit aber ihren Namen verdienen soll, so muß sie entweder dem, der arbeitet, oder Andern Nutzen bringen. Der Jäger, der mit dem Gewehr unter dem Arm spazieren geht, arbeitet nicht, wenn er sich auch noch so sehr

Bayerische Staatsbibliothek München

ermüdet. Gibt sich Einer dem Falschmünzen hin, so kann diese Arbeit zwar für ihn nützlich sein, aber sie schadet den Andern. Solche wenige Fälle ausgenommen, ist das Ergebniß der Arbeit immer für die Menschheit wohlthätig."

„Da die Arbeit einen nützlichen Zweck haben soll, so ist jede Arbeit weggeworfen, welche auf Herstellung solcher Gegenstände verwandt wird, die ohne Mühe zu haben sind. Wollte Jemand am hellen Tag die Fenster schließen und das Sonnenlicht durch eine Lampe ersetzen, so wäre dies ein Unsinn. Ebenso ist es auch verlorene Arbeit, wenn man mit großem Aufwand verrichtet, was mit geringerer Mühe erreicht werden kann. Dies wäre z. B. der Fall, wenn einer 1000 Pfund auf einmal in einem Karren fortschaffen könnte, statt dessen aber darauf beharrte, zwanzigfach den Weg zu machen und jedesmal 50 Pfund auf dem Arm zu tragen."

„Das wäre wohl unsinnig," meinte Michel; „so thöricht wird Niemand sein."

„Du hältst das für thöricht, Michel und du hast recht. Gar viele Menschen aber hängen noch an verkehrten Ansichten, wie ich dir später beweisen werde. Vorerst fahren wir fort. In einer gesitteten Gesellschaft, wie der unsrigen, sollen Alle, die an deren Vortheilen Theil nehmen, diese mit Gegenleistungen heimzahlen."

„Habe ich es nicht gesagt?" rief Leonhard, „die Reichen, die nicht arbeiten, thun also doch ihre Schuldigkeit nicht."

„Nur nicht so geschwind, Leonhard! Für's Erste gibt es sehr wenig Reiche, die gar nichts thun; dies kommt übrigens nicht in Betracht. Sage mir dagegen, fändest du es billig, angenommen daß du dir später die Mittel erwirbst, dich zur Ruhe zu setzen, wenn deine einstigen Mitarbeiter dir deinen Müssiggang vorwerfen und dir nachsagen würden, du lebtest auf Kosten Anderer."

„Nein gewiß nicht, Herr Doktor," erwiederte Leonhard, „ich hätte mir ja, was ich verbrauchte, mit meiner Arbeit erworben."

„Gut, mein Freund. Bei den Reichen findet ja aber dasselbe Verhältniß statt; entweder haben sie ihren Reichthum selbst erworben, oder haben sie ihn von Verwandten ererbt; in dem einen, wie in dem andern Fall haben sie selbst oder ihre Eltern jene Schuld an die Gesellschaft schon im Voraus abgetragen; denn ihr Vermögen ist der Ueberschuß einer von ihnen oder ihren Vorfahren wohl zu Rath gehaltenen Arbeit. Behaltet dies im Auge und vergesset nicht, daß es eine Arbeit des Geistes, wie des Körpers gibt, beide gleich nützlich für die Gesellschaft. Der Mensch hat Bedürf-

nisse aller Art und kann ohne Anstrengung keines befriedigen. Deren Befriedigung ist aber immer mit Genuß verbunden. Ein Jeder wird also trachten, zu diesem Genuß zu gelangen und zwar so wohlfeil als möglich, und aus diesem Bestreben gehen alle großen Fortschritte hervor, die wir auf der Erde wahrnehmen."

„Wir wissen, daß, müßte Jeder alles selbst thun und fortwährend von einer Arbeit zur andern übergehen, wir das mühseligste Dasein hätten, und am Ende wäre unsre Nahrung, Wohnung und Kleidung gleich schlecht und mangelhaft. In Vielem aber haben die Menschen die gleichen Bedürfnisse und es ist daher die gleiche Sache dem Einen wie dem Andern nützlich. Wer demnach von einem Gegenstand über seinen eigenen Verbrauch hergestellt hat, der wird den Ueberschuß gegen einen Theil des Erzeugnisses der Arbeit eines Andern auszutauschen suchen. Mit diesem Tausch erweisen sie sich gegenseitig einen Dienst. Wenn Jeder sich mit der Herstellung eines einzelnen Gegenstandes befaßt, so liegt der Vortheil darin, daß er durch größere Fertigkeit für sich allein mehr davon erzeugen kann, als es eine Menge Arbeiter neben andern Beschäftigungen im Stande wäre, und daß er gegen sein Produkt sich alle Lebensbedürfnisse eintauschen kann. So kommt es denn, daß Alle mehr verfertigen, und dadurch, daß sie mehr Tauschgegenstände hervorbringen, ihre Bedürfnisse leichter zu befriedigen vermögen. Dieser Austausch hat daher zur Theilung der Arbeit geführt, sowie diese wiederum die Mannigfaltigkeit und Gelegenheit des Tausches vermehrt, und dadurch eine größere Menge von Genüssen dem Einzelnen zu Gebote stellt. Theilung der Arbeit, Austausch der Erzeugnisse, Befriedigung der Bedürfnisse gehen daher auf das vollkommenste Hand in Hand."

„Aber," sagte der Krämer Althans, „Sie sprechen von einem Austausch der Erzeugnisse, während doch die Menschen selten einen Tausch unter sich vollziehen; man macht im Gegentheil nur Käufe und Verkäufe."

„Das kann bei Ihnen zutreffen," meinte Andreas; „ich, als Arbeiter, ich habe nichts zu verkaufen, und das Kaufen kommt auch nicht viel an mich, zumal in dieser Zeit."

„Ihr habt beide Recht und Unrecht," erwiederte der Doktor. „Ich verweise euch darauf, daß ich im Eingang gesagt habe, die Menschen tauschen ihre Dienstleistungen gegen einander aus; nur der Deutlichkeit wegen habe ich von einem Austausch der Erzeugnisse gesprochen, denn damit haben die Menschen den Anfang gemacht. Richtiger ist es zu sagen, sie tauschen ihre Dienstleistungen gegenseitig aus."

„Ganz richtig scheint mir dies auch nicht zu sein," wandte hier Herr

Althans ein, „wenn ich mir in der Hammerschmiede Eisen kaufe und meine guten und schönen Thaler in Tausch gebe, so leiste ich Herrn Bleicher einen Dienst, den er mir nicht zurückgibt, denn ich könnte ebensowohl anderswohin gehen.“

„Und ich,“ sagte Radmann, „wenn ich einen Taglöhner miethe, leiste doch wohl ihm einen Dienst und er nicht mir?“

„Da seid ihr Beide im Irrthum,“ erwiederte der Doktor. „Sagen Sie mir, Herr Althans, warum kaufen Sie Eisen?“

„Um es an meine Kundschaft wieder zu verkaufen.“

„Und Sie, Herr Radmann, warum nehmen Sie einen Tagelöhner?“

„Um mein Feld zu bauen?“

„Gut, wenn Sie, Herr Althans, Eisen kaufen, weil Sie es gebrauchen, so leistet Ihnen Herr Bleicher einen Dienst, indem er Ihnen solches abgibt, und wenn Sie, Herr Radmann, einen Tagelöhner in Dienst nehmen, so brauchen Sie ihn auch, weil Sie Ihr Feld nicht selbst bauen wollen. Der Hans-Peter leistet Ihnen daher einen Dienst, indem er für Sie arbeitet.“

„Aber,“ erwiederte Radmann, „wenn ich den Hans-Peter nicht genommen hätte, so wär's ein Anderer gewesen.“

„Gut, dann hätte Ihnen ein Anderer diesen Dienst geleistet; Sie haben den Hans-Peter genommen, weil er ein ordentlicher Bursche ist, wie Herr Althans sein Eisen bei Herrn Bleicher gekauft hat, weil er es bei ihm am nächsten und vortheilhaftesten bekommt. Ihr habt euch Beide Dienste geleistet, denn Herr Bleicher will ebensowohl verkaufen, als Sie kaufen. Du, Andreas, du glaubst wohl, daß du nichts verkaufst?“

„Gewiß, Herr Doktor, ich treibe ja keinen Handel.“

„Das ist wohl wahr; aber was thatest du, als du in der Fabrik warst?“

„Ich arbeitete, wie Jedermann weiß.“

„Und was erhieltest du für deine Arbeit?“

„Geld, nur leider nicht so viel als mir lieb gewesen wäre.“

„Man gab dir also Geld für deine Arbeit, wie man auch Herrn Althans und Herrn Bleicher Geld für ihre Waaren gibt, aber wahrscheinlich auch weniger als sie wünschten. Wie nun Herr Bleicher sein Eisen verkauft, so verkaufst du deine Arbeit; das ist der ganze Unterschied.“

„Demnach wäre ja,“ erwiederte Leonhard, „die Arbeit eine Waare und der Arbeiter ein Kaufmann, wie jeder Andere auch, nur mit dem Unterschied, daß seine Waare eine noch herzustellende, statt einer schon fertigen

Arbeit ist. Diese Ansicht der Dinge gefällt mir, Herr Doktor, mit Ausnahme des Vermögens ist damit der Unterschied zwischen den Fabrikherren und Arbeitern aufgehoben."

„Du hast vollkommen recht, Leonhard; statt den Dingen auf den Grund zu gehen, hält man sich leider eben gar zu gern an Worte und damit stehen dann die unpassenden Ausfälle in Zusammenhang, die man so oft aus dem Munde der Arbeiter über ihre Arbeitgeber hören kann, als ob diese eine von andern Bürgern ganz verschiedene Race wären."

„Das ganze Verhältniß zwischen den Fabrikherren und den Arbeitern ist nur ein Austausch von Dienstleistungen. Herr Schwarz braucht, wenn das Werk geht, Hände zum arbeiten; ihr bietet sie ihm, weil ihr arbeiten müßt, um zu leben."

„Ich könnte so alle Handwerke und Beschäftigungen durchgehen. Alles beruht auf einem Austausch der Dienste. Der Arzt und der Doktor leisten euch Beistand; ihr leistet den Gegendienst durch Bezahlung."

„Es lassen sich diese Dienstleistungen auf viererlei Gattungen zurückführen:

Geben, damit man uns gebe;

Geben, damit man etwas für uns thue;

Etwas thun, damit man uns gebe;

Etwas thun, damit man etwas für uns thue."

„Zu der ersten Gattung gehört der Kaufmann, der Waaren gegen andere Waaren oder gegen Geld gibt, das, wie wir noch sehen werden, auch eine Waare ist; es ist ein Austausch von Erzeugnissen und wird gewöhnlich Kauf und Verkauf genannt."

„Die zweite Art tritt ein, wenn man Dienstboten oder Arbeiter verwendet. Der Herr oder Meister bezahlt diese mit Geld oder, wenn er ihnen Wohnung und Kost gibt, theilweise damit, wogegen jene für ihn arbeiten. In diesem Fall wird Geld gegen Arbeit ausgetauscht."

„Die dritte ist der umgekehrte Fall der vorhergehenden. Die Dienstboten und Arbeiter arbeiten für einen Gehalt; sie tauschen Arbeit gegen Geld ein."

„Die vierte Gattung, wonach eine Arbeit gegen eine andere Arbeit ausgetauscht wird, kommt selten vor."

„Ihr werdet finden, daß alle Dienstleistungen der Menschen sich auf diese vier Gattungen zurückführen lassen."

„Wenn ich auch," warf hier Michel ein, „die Gegenseitigkeit der Dienstleistungen begreife, so ist mir doch nicht deutlich, in welche Gattung des

Advokaten und des Doktors Dienste gehören, von welchen Sie soeben gesprochen haben."

„In die Klasse derer, Michel, die etwas thun, damit man ihnen gebe, mit andern Worten, die arbeiten, um zu empfangen. Beide dienen uns mit ihren Kenntnissen in ihrer Wissenschaft und empfangen ihre Belohnung für die uns geschenkte Bemühung."

„Das muß man aber zugestehen," meinte Michel, „daß ihre Bemühung für das Geld, welches man ihnen verabreichen muß, oft nicht sehr groß ist."

„Aber Michel," erwiederte der Doktor, „du bedenkst nicht, daß du ihnen nicht blos die Mühe der einzelnen Berathung zu bezahlen hast. Beide haben mit großem Aufwand von Zeit und Geld ihre Studien gemacht, und wie sie uns durch diese nützlich werden, erweist sich durch die Nachfrage, mit der ihre Dienstleistungen nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit in Anspruch genommen werden. Es verhält sich ebenso mit allen Männern der Wissenschaft, mit den Gelehrten, den Geistlichen, den Beamten, den Ingenieuren, den Lehrern; sie gehören alle in die Gattung derer, die etwas thun, damit man ihnen gebe."

„Sie alle arbeiten für uns, und wenn wir sie auch nicht mit gekrümmtem Rücken den Boden bearbeiten oder ein Handwerk treiben sehen, so haben sie dafür lange Zeit über ihren Büchern gesessen und studirt, und oft, wenn wir uns schon zur Ruhe begeben haben, denken sie noch darüber nach, wie wir unterrichteter und besser werden können, wie unsre Sicherheit und unser Wohlbefinden erhöht, wie durch Schriften, Entdeckungen, Erfindungen der Gesellschaft von ihnen gedient werden kann. Diese Dienstleistungen sind bei vielen von der Art, daß es schwer wäre, sie im einzelnen Fall zu bezahlen, und da überdies die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit aus ihnen Nutzen zieht, so ist es häufig der Staat, der sie anstellt und mit dem Gelde bezahlt, welches ihm das Volk zur Verfügung stellt. Immerhin ist der Gehalt, den ihnen der Staat in unsrem Namen verabreicht, nur eine gerechte Entschädigung für die besondern Dienste, welche sie Einzelnen, oder für allgemeine Dienste, welche sie der Gesellschaft leisten."

„Stellen Sie denn," fragte Herr Meerwein, „die Dienstleistungen des Geschäftsmannes denen der Arbeiter und Dienstboten gleich?"

„Gewiß, Herr Meerwein, und ich glaube, daß Sie dadurch so wenig erniedrigt werden, wie ich. Alle diese Personen arbeiten für Andere und

jede Dienstleistung ist eines Lohnes werth. Es ist immer nur ein Tausch von Dienst gegen Dienst."

„Aber bei diesem Austausch," meinte Michel, der stets auf seine alten Einwürfe zurückkam, „geben doch manche mehr, als sie empfangen?"

„Das wüßte ich nicht, Michel, und ich sehe auch keinen Grund ein, Untersuchungen darüber anzustellen. Sucht Jemand Arbeit, so sieht er sich nach einem Andern um, der Arbeit zu vergeben hat; wenn Jemand Waaren zu verkaufen hat, so sucht er nach einem Abnehmer. Wieder Einer hat Geld und braucht dagegen einen Gegenstand oder eine Arbeit, die ein Anderer leisten kann. Was geschieht dann? Sie verständigen sich über eine gewisse Summe Geldes gegen eine bestimmte Größe von Dienstleistung."

„Aber," fragte Michel, „kommt es nicht vor, daß der Eine von seiner Waare oder von seiner Zeit mehr hingibt, als ein Anderer?"

„Es ist dies wohl möglich," gab der Doktor zur Antwort, „wenn das Bedürfniß des Einen dringender ist, als das des Andern. Was liegt aber daran? Werden sie über den Austausch einig, so finden wohl beide dabei ihren Vortheil, da es in ihrem freien Willen lag, das Uebereinkommen einzugehen."

„Herr Doktor," fuhr Michel fort, „es könnte aber doch der Eine oder der Andere auch nicht ganz frei gewesen sein. Wenn Jemand dringend Brod nöthig hat, so muß er sich eben gefallen lassen, was ihm der Andere für seine Arbeit bietet."

„Das ist wohl wahr," erwiederte der Doktor, „aber war sein Bedürfniß ein so dringendes, so ist ihm mit dessen Befriedigung auch ein sehr großer Dienst geleistet worden. Später kann er es vielleicht bedauern, daß er sein Brod so theuer bezahlen mußte; aber im Augenblick der Uebereinkunft war er mit dem Preis seiner Gegenleistung einverstanden. Denn in jedem Austausch von Dienstleistungen geht der Eine bis zu der Grenze dessen, was er für eine Sache bezahlen will, der Andere aber bis zu dem Punkt, wo er seine Waare lieber behält, als den angebotenen Preis annimmt."

„Es kommt aber doch oft vor, Herr Doktor," wandte abermals Michel ein, „daß Einzelne wohlfeil kaufen, während Andere, wie man sagt, übernommen werden."

„Allerdings, weil es Leute gibt, die theils unehrlich, theils unverständig sind, und solche, die ihren wahren Vortheil nicht verstehen, oder sich eingebildete Bedürfnisse schaffen. Trotzdem war, als der Handel abgeschlossen wurde, eine Gleichheit der Dienstleistungen in der Meinung der Betheiligten

vorhanden. Verkaufe ich Zucker oder Oel, so habe ich Nutzen dabei, es los zu werden und ziehe das Geld vor, was ich dafür bekomme. Der Käufer leistet mir daher einen Dienst. Er seinestheils hat meinen Zucker und mein Oel nöthiger als sein Geld, und empfängt daher von mir einen Gegendienst. Jeder zieht den Werth dessen in Betracht, was er bekommt, und erst, wenn beide über den Preis einig sind, wird der Handel abgeschlossen. Es werden die beiderseitigen Leistungen nicht nur ausgetauscht, sondern auch gegen einander abgewogen; ohne Gleichheit derselben hätte kein Tausch stattgehabt. Verschiedene Umstände, die Bedürfnisse der Käufer oder Verkäufer, der Vorrath des zu vertauschenden Gegenstandes, die Beschaffenheit der Waare, die Schwierigkeit der Arbeit, Liebhaberei und Mode veranlassen in den Tauschwerthen oft große Schwankungen; aber wird der Handel abgeschlossen, so beweist dies stets, daß beide Theile einig geworden sind und Jeder seinen Vortheil dabei gefunden zu haben glaubt. Man kann sich getäuscht haben und später den Handel bereuen, aber zur Zeit des Abschlusses glichen sich in den Augen beider Parteien die gegenseitig geleisteten Dienste aus."

„Ich finde dies bei näherem Nachdenken sehr richtig," sagte Herr Bertrand, „während ich bisher immer geglaubt habe, ich leiste dem Kaufmann, bei dem ich einkaufe, einen Dienst, ohne daran zu denken, daß auch ich ihm für einen solchen verbindlich sei."

„Auch ich," sagte Herr Salzmann, „war in dem Irrthum, wenn ich einen Arbeiter anstellte, leiste ich ihm allein einen Dienst."

Andreas pflichtete dem ebenfalls bei, auch er habe, wenn er für die Fabrikherren gearbeitet, nie anders geglaubt, als er allein leiste Dienste.

„Das kommt eben daher, meine Freunde," schloß der Doktor, „daß man vielfach von oberflächlichen und falschen Ansichten aus urtheilt. Würden wir uns in den Beziehungen zu den Menschen eine genauere Prüfung angelegen sein lassen, so wäre auch das gegenseitige Wohlwollen lebendiger. Unser ganzer geschäftlicher Verkehr beruht also schließlich auf einem Austausch von Diensten. Behaltet diese Wahrheit im Gedächtniß; ich würde dies für einen glücklichen Erfolg unserer heutigen Unterhaltung betrachten, und ihr werdet finden, wie viel angenehmer sich das gegenseitige Verhältniß dadurch gestaltet."

Eilfte Unterhaltung.

Alle Dienstleistungen laufen auf einen Austausch geleisteter oder zu leistender Arbeiten hinaus. Der Werth der Arbeit steht im Verhältniß zu der aufgewandten Mühe und der Begabung, welche dazu erforderlich ist.

In den Verhältnissen zu Schönfeld war keine wesentliche Veränderung eingetreten. Die Beschränkung der Arbeit in der Fabrik und in den Hammerschmieden dauerte fort; auch in den kleineren Werkstätten, in welchen Gegenstände für den täglichen Verbrauch verfertigt werden, war nur die Hälfte der gewöhnlichen Arbeiterzahl beschäftigt. Bei der besseren Jahreszeit wurden zwar die Feldarbeiten wieder aufgenommen, wodurch mancher Arbeitslose Beschäftigung erhielt; aber der gewerbtreibenden Bevölkerung von Schönfeld war damit wenig geholfen. Diese war hauptsächlich auf die Arbeiten angewiesen, welche die Gemeinde und die wohlhabenderen Bewohner mehr aus Mitleid, als zu eigenem Nutzen ausführen ließen. Ein solcher Zustand war nicht mehr lange zu ertragen. Uebrigens war eine große Verschiedenheit wahrzunehmen in der Art, wie die Arbeiten für einzelne Privatleute und diejenigen auf Kosten der Gemeinde vollbracht wurden. Die ersteren wurden gewissenhaft vollzogen, da, wie man wußte, Entlassung erfolgte, wenn man seine Pflicht nicht that. Auch waren dabei die achtbarsten Arbeiter des Dorfs beschäftigt. Die Arbeiten für die Gemeinde hatten dagegen solche besonders angezogen, die auch in gewöhnlichen Zeiten gern ihren blauen Montag machten. Der Taglohn war etwas geringer und wurde überhaupt mehr als Unterstützung angesehen. Die Arbeit war dafür auch nicht halb so viel werth; man machte es sich möglichst bequem, da die Aufsicht lässig war, und bei den Arbeitern die Zuversicht feststand, trotz geringen Fleißes doch nicht fortgeschickt zu werden.

In so fern hatte sich die Lage etwas gebessert, als in Folge der Zufuhren aus dem Ausland die Befürchtung einer Hungersnoth nun doch gehoben und ein weiteres Steigen der Preise nicht zu besorgen war. Die Aussaat hatte unter glücklichen Umständen stattgefunden, die Witterung war günstig und der schöne Stand der Saat versprach eine gute Ernte. Man ertrug die noch fortdauernde traurige Lage mit mehr Ergebung, da man doch ein mehr oder minder baldiges Ende der Noth absehen konnte. Manche glaubten schon eine Ermäßigung der Brodpreise in der nächsten Zeit vor-

aussagen zu dürfen, und brachten ein gleichzeitiges Wiederaufnehmen der Arbeiten damit in Zusammenhang.

Diese Hoffnungen waren bei der nächsten Zusammenkunft auf den Mienen Vieler der Anwesenden deutlich ausgedrückt. Der Doktor fand diesmal die Zahl seiner Zuhörer noch um einige vermehrt; es waren die Eigenthümer der Fabrik und der Hammerschmieden erschienen, welche bis jetzt ihrer vielen Geschäfte wegen gefehlt hatten, vielleicht auch, weil sie glaubten, es gebe für sie dabei nichts mehr zu lernen. Der Doktor war der entgegengesetzten Ansicht; er wußte zu wohl, daß unter den wohlhabenden Klassen eben sowohl Irrthümer und falsche Auffassungen verbreitet sind, wie unter den Arbeitern, und bedauerte daher sehr, daß die Fabrikanten seinen Vorträgen über die Gemeinsamkeit der Vortheile von Arbeitern und Meistern nicht angewohnt hatten, um so mehr, da er in der Vereinigung von Männern aus verschiedenen Ständen, bei denen nicht nur jeder einseitig für seinen Nutzen spricht, große Vortheile und das beste Mittel erblickte, dieselben sich menschlich näher zu bringen. Er fuhr heute, nachdem er seine Freude über die günstigen Anzeichen ausgesprochen hatte, folgendermaßen fort:

„Wir haben in unsrer letzten Unterhaltung gesehen, daß am Ende alle Geschäfte der Menschen in einem Austausch von Dienstleistungen bestehen. Wenn sie uns im Allgemeinen nicht unter diesem Gesichtspunkt erscheinen, sondern in Form von Kauf und Verkauf, von Arbeit und Lohn entgegentreten, so beruht dies auf einer Einrichtung, welche die Beziehungen der Menschen untereinander auf eine merkwürdige Weise erleichtert: es ist die Erfindung und der Gebrauch des Geldes, von dem ich später ausführlich sprechen werde. Einstweilen wollen wir nur zu erörtern suchen, wie die Geschäfte der Menschen sich sämmtlich auf einen Austausch von Arbeit zurückführen lassen, weil sie alle auf eine geleistete oder zu leistende Arbeit hinauslaufen. Dingt ein Arbeitgeber einen Arbeiter, so ist ohne weiteres klar und deutlich, daß es sich um eine zu leistende Arbeit handelt. Aber wenn ich mir Tuch oder ein Paar Schuhe kaufe, so betrifft es diesmal eine schon fertige Arbeit. Was ich bezahle, ist die Mühe, welche erforderlich war, die Wolle und das Tuch zuzubereiten, das Leder und die Schuhe anzufertigen. Ich bezahle also keine gegenwärtige oder künftige sondern eine vergangene, eine vorher auf dem Tuch oder den Schuhen ruhende Arbeit.“

„In einem Kleid ist z. B. enthalten: die Arbeit des Landwirths, der die Schafe gezüchtet, welche die Wolle lieferten; dann die Arbeit, die der Fabrikant für die Umwandlung der Wolle in Tuch bezahlt hat, und endlich

die Arbeit des Schneiders, der das Kleid anfertigt. Obwohl es somit durch den Gebrauch des Geldes das Ansehen gewonnen hat, als arbeiteten die Menschen nur, um bezahlt zu werden, oder als bezahlten sie nur, um dafür arbeiten zu lassen, in Wirklichkeit muß man immer Arbeit oder das Erzeugniß von Arbeit liefern, um eine Gegenleistung von Arbeit zu erhalten. Denn im Grunde haben die Menschen nichts gegen einander auszutauschen als Arbeit; immer ist es noch eine zu leistende oder schon geleistete Arbeit."

„Das Geld selbst ist, wie wir sehen werden, ein Erzeugniß wie ein anderes auch, ein Ergebniß der Arbeit; es gilt, soviel es gekostet hat, oder soviel Arbeit darauf verwendet wurde, das Erz zu gewinnen, zu reinigen und in Münze zu verwandeln. Für den Käufer oder Zahler stellt es aber den Werth dessen vor, was er dafür geben mußte, für den Verkäufer oder Empfänger den Werth alles dessen, was er sich damit verschaffen kann. Verkaufen oder für einen Lohn arbeiten heißt daher arbeiten, um Alles das zu erhalten, was man sich mit dem gewonnenen Geld verschaffen kann; kaufen oder arbeiten lassen heißt: Anderen alles das geben, was sie sich mit dem bedungenen Geld anschaffen können, damit sie für uns arbeiten. Von der einen, wie von der andern Seite ist es immer ein Austausch von Dienstleistungen und zwar von gleich werthvollen, weil jeder Theil stets die Freiheit hat, anzunehmen oder abzulehnen."

„Ich könnte nicht sagen," wandte hier Peter Thalmann, Taglöhner bei Herrn Bertrand, ein, „daß ich frei wäre, zu arbeiten oder nicht, ich muß arbeiten, um zu leben und, was noch mehr ist, ich muß mich mit dem Lohn begnügen, den man mir gibt."

„Das ist nicht richtig, Peter," erwiederte ihm Herr Bertrand. „Du hast die Wahl, zu bleiben oder zu gehen. Bleibst du, so geschieht es, weil dir meine Bedingungen besser zusagen, als die Heimath zu verlassen, nichts zu thun oder ein anderes Gewerbe zu ergreifen. Du leistest mir Dienste, indem du mir deine Arme leihst und ich leiste dir Dienste, indem ich dir Arbeit und zu leben gebe. Gehst du darauf ein, so geschieht es, weil du nichts besseres zu thun weißt."

„Aber Herr Bertrand," fuhr der Taglöhner fort, „Sie sind frei, mich zu verwenden oder nicht, ich habe aber nicht die Wahl zu arbeiten oder nichts zu thun; mithin sind die Bedingungeu doch nicht gleich."

„Da irrst du dich, Peter; ich bin nicht freier als du. Du hast nöthig zu arbeiten und ich habe ebenso nöthig arbeiten zu lassen, denn ich muß Ernten erzielen, um meinen Pacht zu bezahlen. Du sagst, du könnest nirgends

anders hingehen; aber ich kann auch meine Taglöhner nicht aus Polen kommen lassen; ich muß Leute aus der Gegend haben und diesen den Lohn bezahlen, den sie mir fordern."

„Peter," nahm nun der Doktor das Wort, „da du selbst sagst, du habest nöthiger zu arbeiten, als Herr Bertrand arbeiten zu lassen, so würde daraus folgen, daß er dir mehr Dienste leistet, als du ihm. Ueberdies ist dir dein Lohn sicherer, als ihm der Werth deiner Arbeit, denn bei der vergangenen schlechten Ernte hat zum Beispiel Herr Bertrand, wie euch wohl bekannt ist, bei seinem Pacht mehr Ausgaben als Einnahmen gehabt, während du bezahlt worden bist, wie in einem ganz guten Jahre."

„Darauf läßt sich allerdings nichts erwiedern," meinte Andreas; „aber wenn alle Beziehungen der Menschen auf einem Austausch von Dienstleistungen begründet sind, und alle Dienstleistungen endlich auf einen Austausch der Arbeit hinauslaufen, so sehe ich nicht ein, wie sich dies auf die Kaufleute ausdehnen läßt. Sie haben wohl nachgewiesen, daß die Menschen der Gesellschaft mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit Dienste leisten. Aber welchen Dienst leistet ein Kaufmann? Er erzeugt nichts; sein Geschäft besteht nur im Kaufen und Verkaufen und doch nimmt er auf Alles, was er mir verkauft, einen Nutzen, den ich lieber selbst in der Tasche behielte."

„Wäre der Kaufmann nicht da, Andreas, so müßtest du ja deinen Zucker, deinen Kaffee, deine Seife, deine Lichter selbst in aller Welt zusammen kaufen; du müßtest sie in größerer Menge auf einmal beziehen, was sich mit deinem Beutel nicht wohl vertrüge. Was thut nun der Kaufmann? Er nimmt dir die Mühe ab, läßt mit großen Auslagen alle diese Waaren kommen und stellt dir anheim, bei ihm mit beliebiger Auswahl, so wenig oder so viel du gebrauchst, zu jeder Zeit zu holen. Kannst du behaupten, daß dies ohne Mühe geschieht? Sollte er für diese Arbeit, für diesen Dienst, den er dir damit leistet, für die Verluste an verdorbenen Waaren und schlechten Zahlern, für die Zinsen aus seinem Kapital, für die Kosten des Transports und seines Waarenlagers und dergleichen mehr nicht zu einem Zuschlag auf die Selbstkosten der Waaren berechtigt sein?"

„Doch, Herr Doktor, ich sehe jetzt allerdings ein, daß er der nothwendige Vermittler zwischen dem Fabrikanten und Käufer, und mir nützlicher ist, als ich glaubte. Aber ich möchte wissen, zu welcher Klasse Sie ihn rechnen, da er nichts selbst hervorbringt?"

„Unter diejenigen, Andreas, welche geben, um zu empfangen. Erinnern wir uns, daß die Arbeit nicht immer im Verfertigen irgend einer Sache aus der Hand beruht; arbeiten heißt sich Mühe geben, zu irgend einem

nützlichen Ergebniß zu gelangen. Der Kaufmann gibt sich diese Mühe und leistet uns damit Dienste. Wir haben gearbeitet, um uns Geld zu verschaffen, welches wir ihm geben, weil er für uns gearbeitet hat, und damit er die Waaren und alles ihm Nöthige kaufen kann. So läuft unsre Arbeit stets darauf hinaus, uns damit die Arbeit Anderer zu verschaffen."

„Aber," fiel hier Herr Althans ein, „kann man denn bei diesem Austausch der Dienstleistungen auch den Werth der einzelnen gehörig schätzen? Wenn ich von Jemand einen Dienst verlange, so sollte ich doch auch wissen, was er ihn kostet, und dies scheint mir sehr schwierig."

„Sie haben recht, Herr Althans, denn auf den Werth der Dinge wirken eine Menge verschiedener Umstände ein. Aber im Ganzen haben wir darnach nicht zu fragen; es ist Sache Desjenigen, welchen wir um den Dienst ansprechen, den Werth zu bestimmen."

„Steht denn aber," fuhr Herr Althans fort, „der Werth einer Sache nicht im Verhältniß zu der Arbeit, welche sie erfordert?"

„Im Allgemeinen wohl," erwiederte Herr Auer. „Ja, fast immer richtet sich der Werth der Dinge nach der darauf verwendeten Arbeit. Mit Ausnahme von Luft und Tageslicht haben wir von der Natur nichts umsonst, sondern Alles muß durch Arbeit errungen, selbst das Wasser muß in Leitungen oder Brunnen zugeführt werden."

„Das ist mir auffallend," wendete Herr Althans ein; „mir scheint doch, die Natur liefert dem Menschen eine Menge Sachen umsonst. Sie läßt die Ernten reifen und Holz auf den Bäumen wachsen; sie gibt den Thieren das Leben, die uns zur Nahrung dienen. In ihrem Schoß birgt sie die Steine, die Metalle, die Steinkohlen, die uns so wichtig sind; sie liefert uns Wasser und Wind zur Schiffahrt und für unsre Mühlen; Dampf und Elektricität sind ein Geschenk von ihr."

„Was Sie hier anführen, Herr Althans, ist richtig; aber demungeachtet bleibt es wahr, daß die Natur uns vollkommen umsonst nur die Luft und das Tageslicht verleiht; an alles Uebrige muß erst unsre Arbeit gewendet werden. Allerdings läßt sie unsre Ernten reifen; aber wie viele Arbeit erfordern diese außerdem vom Pflügen an bis zum Schneiden und Einbringen. Sie läßt unsre Bäume wachsen; aber wir müssen das Holz schlagen, aus dem Wald schaffen und auf tausenderlei Arten für unsre Zwecke herrichten. Es bleibt darum wahr, daß die Erde ohne menschliche Arbeit trotz ihrer Fruchtbarkeit keine Ernten trüge und das Holz nutzlos heranwüchse. Auch die Thiere müssen wir erziehen und pflegen; die Schiffe, welche das Wasser tragen und der Wind treiben soll, müssen erst gebaut werden; die Steine, die

Metalle, die Kohlen müssen wir mühselig aus den Eingeweiden der Erde hervorschaffen, ehe sie uns für unsre Zwecke nützlich werden."

„Die menschliche Arbeit muß daher alle diese Geschenke der Natur erst heben und nutzbar machen. Haben das Getreide, der Hanf, die Kohle, das Eisen, der Stein einen Werth, so verdanken sie ihn der Arbeit, die zu ihrer Gewinnung und Darstellung erforderlich war, und der Preis richtet sich nach dem Lohn, den die Erzeugung gekostet hat, so daß wir nur die, bis zu dem Augenblick darauf angesammelte Arbeit bezahlen, wo der Gegenstand in unsere Hände gelangt."

„Erlauben Sie mir hier eine Frage," fiel Herr Bertrand ein. „Als Sie uns unlängst von der Aneignung des Bodens sprachen, setzten Sie uns auseinander, daß der Verkäufer eines Grundstücks nur das Recht des Genusses der darauf angesammelten Arbeit überträgt. Dies ist mir nicht ganz deutlich. Als Pächter des Herrn Hofmann bezahle ich diesem, wie es mir scheint, nicht die Arbeit, sondern das Recht, die Ertragsfähigkeit seiner Ländereien auszubeuten."

„Da täuschen Sie sich, Herr Bertrand; Sie bezahlen in Wirklichkeit die Zinsen für die Arbeiten, welche seit Jahrhunderten aufgewendet wurden, um diese Ländereien so ertragsfähig zu machen, wie Sie solche übernommen haben, Arbeiten, von welchen Herr Hofmann selbst nur einen schwachen Theil eingelöst hat, als er sein Eigenthum, wenn auch theuer genug, erwarb. Sie bezahlen die Zinsen des sämmtlichen, an allmählige Verbesserungen gerückten Aufwandes. Dies ist ebenso wahr, als daß sie zum Beispiel wohl nicht den nämlichen Preis für das Eckhardtische Pachtgut bezahlt hätten, das doch eben so groß ist."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte Herr Bertrand.

„Man sagt aber doch," fuhr der Doktor fort, „es sei vorzüglicher Boden."

„Ich weiß es wohl," gab Herr Bertrand zur Antwort, „aber er ist schlecht gehalten und überdies ist das Gut anderthalb Stunden von der Hauptstraße entfernt."

„Da sehen Sie also," erwiederte der Doktor, „daß Sie nicht blos die Fruchtbarkeit Ihres Pachtguts bezahlen, sondern auch die Arbeiten, die zu dessen Verbesserung, sowie diejenigen, die zu Anlegung von Wegen aufgewendet wurden, welche die Ausbeutung erleichtern. Alle diese Unkosten sind ein auf den Ländereien aufgehäuftes Kapital, das ihren Werth erhöht, und Sie bezahlen die Zinsen aus diesem, von Herrn Hofmann und den früheren Eigenthümern angelegten Kapital. Wie Sie demnach weit weniger

die Fruchtbarkeit des Bodens, als die auf demselben von allem Anfang an ruhende Arbeit und zwar weit unter deren Werth bezahlen, so verhält es sich mit allem Eigenthum. Wenn Herr Hofmann sein Schloß verkaufen wollte, so bin ich überzeugt, erhielte er dafür nicht die Hälfte von dem, was er hineingesteckt hat, und Herr Schwarz für seine Fabrik vielleicht noch weniger. Wir dürfen daraus schließen, daß unsre gegenseitigen Dienstleistungen recht eigentlich im Austausch von Arbeiten bestehen, deren Werth mit der Zeit theilweise schwindet. Laßt uns jetzt aber zu der Frage des Herrn Althans zurückkehren, das heißt zur Frage über den Werth der Gegenstände oder der Arbeit, was im Grund genommen einerlei ist."

„Daß im Allgemeinen die Sachen nur so weit einen Werth haben, als sie nützlich sind, ist einleuchtend. Demungeachtet haben die nützlichsten Dinge zuweilen keinen Werth, wie die bereits genannten: Luft und Licht, wozu wir noch das Wasser rechnen können, da man meist nur die Mühe hat, es zu holen. Doch können alle drei, Luft, Licht und Wasser, auch unter Umständen zu sehr hohem Werth gelangen."

„In einigen Städten der Niederlande, wo es an Trinkwasser fehlt, auf manchen Hochebenen, wie z. B. auf der württembergischen Alb, weiß man bei lange andauernder Trockenheit davon zu erzählen, welchen Preis das Wasser dann erreicht; es ist in diesem Fall aber nicht das Wasser, das man bezahlt, sondern die Mühe, es herbeizuschaffen. Kam es in einem solchen wasserarmen Orte doch einmal vor, daß in Folge von langer Dürre alle Brunnen versiegt waren, und eine Frau, die eine Kuh und ein Kalb hatte, das Kalb für ein Faß Wasser hergab, um die Kuh damit zu retten. Und stellt euch als weiteres Beispiel vor, ein reicher Weinhändler vom Rhein reise mit einer Karavane in der afrikanischen Wüste und sterbe fast vor Durst; würde der nicht sein bestes Faß Wein um ein Glas Wasser geben?"

„Es läßt sich begreifen, Herr Doktor," erwiederte Althans, „daß in einem solchen Falle der Preis des Wassers sich nach seiner Seltenheit richtet."

„Aber auch bei der Luft," fuhr Herr Auer fort, „können solche Fälle vorkommen. Es gibt z. B. so tiefe Bergwerke, daß es den Arbeitern in den langen unterirdischen Gängen und Schachten oft an Luft zum Athmen fehlt. Werden die Eigenthümer nicht gerne ihren Ingenieuren hohe Preise bezahlen, wenn es ihnen gelingt, in diese Tiefen Luft zuzuführen?"

„Gewiß," sagte Leonhard, „sie werden die Kosten nach Maßgabe der Schwierigkeit und der Anstrengungen, welche deren Ueberwindung verlangt, gerne daran rücken."

„Nun noch ein Beispiel vom Licht oder der Sonne,“ fuhr der Doktor fort. „Ein Fabrikant hat einen Hof, den er zum Trocknen seiner Waare braucht; sein Nachbar versperrt ihm aber die Sonne durch eine Reihe Pappelbäume auf seinem Besitzthum. Bietet er diesem Nachbar für das Schlagen der Bäume den zehnfachen Betrag derselben, so bezahlt er im Verhältniß zu seinem Bedürfniß das Sonnenlicht, welches sonst alle Welt doch umsonst genießt.“

„In allen diesen Fällen bezahlen aber die Leute die Dienstleistung und zwar bezahlen sie diese nach Verhältniß ihrer Wichtigkeit.“

„Aber,“ sagte Leonhard, „ist es nicht eine Unwürdigkeit, Dienstleistungen, die oft so wenig kosten, sich theuer bezahlen zu lassen?“

„In manchen Fällen wohl, Leonhard; aber in den Geschäften muß man die Menschen eben nehmen, wie sie sind, und man darf nicht unwillig werden, wenn Jeder seinen Vortheil sucht. Wenn du, Leonhard, für die Herren Schwarz und Bleicher arbeitest, thust du es denn umsonst?“

„Gewiß nicht.“

„Du läßt dir aber zwei Gulden täglich bezahlen, während der Peter Thalmann und Andere, die eben so viel arbeiten, nur den halben Lohn erhalten.“

„Ihre Arbeit ist eben nicht so schwierig.“

„Mithin, Leonhard, läßt du dir deine Dienste nach ihrem Werth bezahlen. Könntest du 3 fl. erhalten, so würdest du sie auch annehmen, obgleich du mit der Hälfte auskämest, und du hättest recht; beklage dich also nicht, wenn es die Andern machen, wie du. Es geht in der Welt einmal nicht anders zu.“

„Es ist weder die Länge der Zeit, noch die körperliche Anstrengung, welche den Maßstab für den Werth der Arbeit geben. Dem Kraftaufwand nach leistet ein Feldarbeiter oder ein Maurer viel mehr, als ein Uhrmacher; dafür findet man aber Hunderte, welche jene Arbeiten versehen können, bis man Einen auftreibt, der das Geschick hat, die feinen Uhrentheile zusammenzusetzen; auch braucht man unverhältnißmäßig weniger Uhrmacher, als Taglöhner oder Maurer, und kann sie dennoch weniger leicht bekommen; daher werden sie auch theurer bezahlt. Wollten sich die andern Arbeiter darüber beschweren, so könnte man ihnen sagen: Werdet auch Uhrmacher, wenn ihr es vermögt und Geduld und Geschick zu der feinen und umständlichen Arbeit habt.“

„Aber bei der Uhrmacherei selbst wieder, welcher Unterschied im Verdienst. Während der Arbeiter von Schwarzwälder Uhren kaum seinen Lebensunterhalt dabei findet, gelangt ein im Rufe stehender Fabrikant von

Zeitmessern oder Schiffsuhren leicht zu Ansehen oder Vermögen. Holzuhren können eben Viele machen, die einen Zeitmesser herzustellen nicht im Stande wären."

„Ein Handarbeiter, welcher den ganzen Tag ein Rad treibt oder Mörtel trägt, meint vielleicht, der Advokat oder Schriftsteller, der in seinem Lehnstuhl zwischen Büchern sitzt und arbeitet, habe ein gemächliches Leben; aber er täuscht sich. Die geistige Arbeit ist eine mühsame und verlangt eine fortwährende Anspannung der Seelenkräfte. Sie ist weit schwieriger, als körperliche Arbeit. Was kostet es viele Leute für Mühe, nur einen einfachen Brief zu schreiben. Für die Meisten ist es gewiß leichter, ein Stück Feld umzugraben, als eine Berechnung zu machen, wie viel Erde bei Anlegung einer neuen Straße ausgehoben, und auf welche Entfernung dieselbe zum Ausfüllen einer anderen Stelle fortgeschafft werden muß. Daß solche Arbeit besser bezahlt und höher angesehen wird, als ein Taglohngeschäft, ist nicht mehr als billig. Aber auch in den geistigen Arbeiten sind die Abstände höchst bedeutend. Mancher Schreiber und Dorfkrämer würde staunen, wenn er sein Tagwerk mit den Arbeiten eines Staatsmannes oder eines großen Kaufmanns in Berlin, London oder Hamburg vergleichen könnte."

„Da die Schwierigkeit der Arbeit und die Geschicklichkeit, die sie erfordert, ihren Werth bestimmen, so ist es daher von besonderer Wichtigkeit, eine möglichst große Fertigkeit in seinem Gewerbe zu erlangen. Man eignet sich solche an, so lange man jung ist, so lange die Fähigkeiten noch lebendig und in erster Kraft sind, und größere Anstrengungen nicht zur Erschöpfung führen."

„Aber," sagte der Holzmacher Russel, „Viele haben es eben leichter, geschickte Arbeiter zu werden. Wo hätte ich in meinem Walde dazu Gelegenheit finden sollen?"

„Auch du," erwiederte der Doktor, „hast dir gewiß manchen Vortheil in deinem Beruf erst erworben, und hättest du lesen und schreiben können, so wärest du nicht daran gebunden gewesen. Heutzutage sorgt die Gesellschaft dafür, daß Jeder seinen Unterricht erhält, und jede Entschuldigung fällt damit weg."

„Wenn es aber," fiel Michel ein, „so viel geschickte Arbeiter gäbe, so wäre nicht für Alle Arbeit vorhanden."

„Dies, Michel, ist allerdings schon oft gesagt worden, zumal von den Feinden der Aufklärung und allgemeinen Bildung; aber es ist dennoch ein Irrthum. Ein Uebelstand könnte nur in dem Fall daraus erwachsen, wenn

die Menschen ihre Geschicklichkeit unrichtig verwenden und sich Alle auf dieselbe Art von Arbeit werfen wollten. Aber mit der Geschicklichkeit wird immer auch die Klugheit steigen, und letztere wird es verbieten, einen Beruf zu wählen, in dem schon zu viele Hände beschäftigt sind. Wird die Wahl richtig getroffen, so wird es nach keiner Seite weder zu viel Arbeit noch zu viel Geschicklichkeit geben. Den wachsenden Wohlstand, den wir überall gewahren, verdankt man großentheils der besseren Ausbildung der Arbeiter. Obwohl sich die Zahl derselben in jedem Gewerbe vermehrt hat, so daß in mancher Stadt jetzt zehn und zwanzig desselben Handwerks sich niedergelassen haben, wo vor Zeiten ein einziger genügte, fehlt es doch keinem an Beschäftigung."

„Aber," wandte Herr Salzmann hier ein, „in's Unendliche kann doch die Zahl der Arbeiter in einem Gewerbe nicht wachsen; wenn es mehr Schreiner gibt, als Schreinerarbeit verlangt wird, so möchte es ihnen bald an Beschäftigung fehlen."

„Davon sprach ich ja soeben, Herr Salzmann. Jeder Arbeiter muß die Berechtigung und Nothwendigkeit des Handwerks, das er ergreifen will, und die Wahrscheinlichkeit, dabei Beschäftigung zu finden, in Ueberlegung ziehen. Die Freiheit legt uns auch die Verantwortlichkeit auf, für unser eigenes Wohl zu sorgen. Ein Mißverhältniß durch Ueberfluß von Arbeitern eines Gewerbes würde übrigens zur Folge haben, daß der Andrang zu demselben nachließe; eine Ausgleichung in das richtige Verhältniß würde dann nicht lange auf sich warten lassen."

„Ist es denn aber," meinte Herr Bertrand, „nicht die große Ungleichheit im Lohn und Gewinn der verschiedenen Berufe, die zu unkluger Wahl Veranlassung geben kann? Heut zu Tage zum Beispiel sehen wir viele Arbeiter die Feldgeschäfte verlassen, um sich den Arbeiten in den Gewerben der Städte zuzuwenden."

„Ihre Bemerkung ist richtig, Herr Bertrand; die Gründe sind aber mancherlei Art, welche auf den Zulauf zu den städtischen Gewerben einwirken: der höhere Lohn, die größere Unabhängigkeit und die Vergnügungssucht. Mit dem höheren Lohn beruht es übrigens großen Theils auf Täuschung. Auch der geordnete Arbeiter lebt in den Städten theurer. Kost und Wohnung und auch die Kleidung, an die man in der Stadt höhere Ansprüche macht, nöthigen zu vermehrtem Aufwand. Die größere Unabhängigkeit, welche manche anzog, wird ebenfalls häufig vergeblich gesucht. Die Schwankungen in dem geschäftlichen Verkehr veranlassen auch leichter Wechsel in den Löhnen, Verminderung oder Einstellung der Arbeiten. Ganz ver-

loren aber sind meistens diejenigen jungen Leute, welche die Vergnügungssucht in die Städte verlockte, indem sie gänzlicher Verarmung, oft auch Krankheiten und frühem Tod anheimfallen."

„Die glücklichen Erfolge Einzelner, die durch Geschicklichkeit, Thätigkeit und Häuslichkeit in der Stadt sich emporgebracht haben, sind allerdings verlockend; zuletzt werden aber doch gegentheilige Erfahrungen Manchen wieder auf's Land zurückführen und das wirksamste Heilmittel wird immer sein, daß bei zu großem Andrang in den Städten die Löhne fallen, während wegen Mangels an Händen die Arbeit auf dem Lande im Werthe steigt."

„Dann geht die Noth für die Gutsbesitzer an," meinte Herr Bertrand, „wie sollen diese ihre Kosten wieder aufbringen, wenn sie höhern Taglohn zu zahlen haben?"

„Fürchten Sie nichts, Herr Bertrand; Sie verkaufen dann eben auch Ihre Erzeugnisse theurer. Der Preis der Dinge wird stets im Gleichgewicht erhalten mit den Kosten der Herstellung, wie wir später sehen werden. Es müssen immer besondere Umstände eintreten, es muß Unglück im Spiel sein, wenn ein Producent auf die Dauer mit Verlust verkauft, sonst würde er aufhören zu erzeugen. Die Gesittung verbreitet ihre Wohlthaten immer gleichmäßiger und strebt Alles mehr in Einklang zu bringen. Es wird allerdings die Forderung an die Landwirthschaft herantreten, hinter den Städten in raschem Fortschritt nicht zurückzubleiben; auch sie muß sich die Verbesserungen schneller als seither aneignen. Größere geistige Anstrengungen sind hiezu nöthig; aber das Ergebniß wird eine Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes sein. Und wer möchte sich darüber beklagen?"

„An gutem Willen und frohem Muth soll es mir wenigstens nicht fehlen," erwiederte Herr Bertrand.

Zwölfte Unterhaltung.

Der Werth der Dinge steht im Verhältniß zur Wichtigkeit des mit ihrer Herstellung oder Beischaffung geleisteten Dienstes.

Die Hoffnungen, welche man seit einem Monat gehegt, fiengen an sich zu verwirklichen. Man war jetzt im Monat Mai und die Aussichten auf die Ernte waren vortrefflich. Das Sinken der Getreidepreise gieng langsam

aber unaufhaltsam vor sich. Die Bevölkerung war in der Lage einer Schiffsmannschaft, welche nach einem heftigen Sturm endlich den Wind sich legen und den Landungsplatz vor sich auftauchen sieht, in dem sie der Erholung von ihren Strapazen mit Sicherheit entgegen geht. Zahllos waren die Entbehrungen gewesen, welche sich die Aermeren hatten auferlegen müssen. Jetzt, da das Vertrauen in die Zukunft wiederkehrte, getraute man sich auch wieder Ausgaben zu machen, welche um so nothwendiger geworden waren, je mehr man sie hinausgeschoben hatte.

Schon seit dem Monat April hatte daher der Kleinhandel wieder einige Lebendigkeit gewonnen; auch in den Werkstätten gab es wieder mehr Beschäftigung; Schuhmacher, Schneider, Schreiner, Schlosser hatten wieder Arbeit; nur die großen Gewerbe feierten noch; die dort seit einem Jahre angehäuften Vorräthe fanden aber auch allmählig Abnahme, und man hoffte bald die Webstühle wieder im Gang zu sehen.

Als Herr Auer am Sonntag in die Schule kam, traf er die Anwesenden im Gespräch über diese erfreulichen Aussichten.

Er nahm die Frage über den Werth der Arbeit wieder auf.

„Meine Freunde, in unsrer letzten Unterhaltung habe ich euch gezeigt, daß der Werth der Dinge im Allgemeinen von der Arbeit abhängt, die zu der Herstellung nöthig war, und daß er im Verhältniß steht zu deren Schwierigkeit und zu den Fähigkeiten, welche dabei in Anspruch genommen werden. Es wirken jedoch noch andere Umstände auf den Werth der Dinge und auf den Preis, den wir ihnen beilegen, ein. Zuerst wollen wir jedoch an einigen Beispielen zeigen, wie die Arbeit den Werth mancher Gegenstände erhöht, die fast werthlos waren, als sie aus dem Schoß der Erde kamen."

„Da haben wir einen Stein in der Größe eines Cubik-Meters, der im Steinbruch einen Gulden kostet. In die Stadt gefahren, zugehauen und an seine Stelle gebracht, kann er auf ungefähr 25 fl. Gulden kommen. Wer hat die 24 fl. Unterschied verdient? Nicht blos der Steinbrecher, der Steinhauer, der Maurer; auch der Schmied, der die Werkzeuge gefertigt, der Fuhrmann, der die Steine gefahren, der Wagner, der das Fuhrwerk gemacht oder ausgebessert, der Bauer, der den Hafer für die Pferde gebaut, der Sattler, der das Geschirr geliefert hat, theilen sich in den Verdienst. Da haben wir ferner den Ertrag von einem Morgen Feldes, mit Lein bepflanzt; er mag etwa um 800 fl. verkauft werden, welche sich unter die bei dem Anbau thätigen Personen vertheilen. In Batistsacktücher verwandelt kann dieser Lein einen Verkaufswerth von 30,000 Gulden erhalten; aber von der Ernte an bis dahin bedurfte es der Arbeit von 250 Spin-

nerinnen während eines ganzen Jahres, dann von 18 Arbeitern, die den Stoff woben und ferner von 40 Frauen, welche die Tücher säumten. Nehmen wir einen andern Gegenstand. Aus einigen Centnern Erz, die zusammen nicht einmal einen Gulden kosten, wird ein Centner Stabeisen gewonnen im Werth von 10 Gulden; dieses verwandelt in Hufeisen kostet ca. 30, in Messerklingen ca. 400, in Federmesser ca. 7000, in Armbänder und Toilettegegenstände ca. 15,000 Gulden, in Uhrenfedern aber kann sich sein Werth auf mehr als eine halbe Million belaufen. Daraus könnt ihr schließen, wie unendlich die Arbeit zugleich mit dem Steigen des Werthes sich vervielfältigt."

„Demnach allerdings," sagte Andreas, „ist der Preis eines Gegenstandes nur die Summe der darauf ruhenden Arbeit."

„Ganz richtig, Andreas, und zwar bei den wohlfeilsten wie bei den theuersten Gegenständen. So würde man, wenn man den Werth eines Pfundes Brod, zu sechs Kreuzer angenommen, zerlegen wollte, die vielerlei verschiedenen dabei in Anwendung gekommenen Dienstleistungen wieder herausfinden. Da käme zunächst der Bäcker, der von seinem Antheil den Maurer, der seinen Ofen gebaut, den Holzhacker, der seine Scheiter geschlagen, den Müller, der die Mühle und den Steinhauer, der die Mühlsteine zugerichtet hat, belohnen muß, dann kämen die Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, die das Gebäude des Bäckers aufgerichtet haben und endlich die Feldarbeiter, die Pflüger, die Säer, Fuhrleute, Drescher, Schnitter und noch viele Andere."

„Das ist," meinte Michel, „allerdings ein Beispiel, wie unendlich viele Personen für einen kleinen Gegenstand beschäftigt und an einer geringfügigen Summe betheiligt sein können. Aber gibt es nicht auch Ausnahmen von der Regel, daß der Preis der Dinge stets mit dem Betrag der Arbeit für die Herstellung derselben übereinstimmt? Wenn einer, wie es vorkommen soll, in Californien auf ein Stück Gold stößt und verkauft es gleich theuer, als wenn es mit großer Mühe aus den Minen gefördert worden wäre, oder ein Anderer in Indien einen großen Diamanten findet, der den Taglohn von zehn oder zwanzigtausend Menschen werth ist, wie reimt sich das mit der Regel?"

„Das, Michel, sind allerdings Ausnahmen, die jedoch die Regel bestätigen. Denn warum gibt man für das gefundene Stück Gold denselben Preis, wie für das mühselig aus dem Bergwerk gewonnene von gleichem Gewicht? Weil dieses Gewicht an Gold gewöhnlich eine Arbeit erfordert,

die dem bezahlten Werth gleichkommt. Die Herkunft ist dabei Nebensache. Mit dem Diamanten verhält es sich ähnlich."

„Es kommt auch sonst vor, daß Personen, ohne gerade etwas zu finden, große zufällige Gewinne machen. Ein Bauer kann einen schlechten, steinigen, unfruchtbaren Acker besitzen; man braucht ihn aber für die Eisenbahn und bietet ihm einen sehr guten Preis dafür. In diesem Fall ist es die Industrie, die dem ursprünglich nutzlosen Boden Werth gibt. Es ist die Arbeit, die Allem, was sie berührt, Werth verleiht."

„Erinnert euch nur, wie alles Eigenthum in Schönfeld im Werth gestiegen ist, seit sich die Bevölkerung verdreifacht hat. Wer Güterstücke zu verkaufen hatte, weiß, was er gewonnen hat. Alle, die im Mittelpunkt einer regen gewerblichen Thätigkeit etwas besitzen, machen die Erfahrung, wie dieser Besitz allein schon durch die Arbeiten Anderer im Werth gewinnt."

„Ja, aber haben muß man eben etwas," wandte Andreas ein; „denen, die nichts besitzen, nützt es auch nichts."

„Da irrst du dich, Andreas. Wenn der Gewerbfleiß Leben in einen Ort bringt, so nimmt der Wohlstand aller derer zu, die dort wohnen. Die Arbeit wird sogleich gesuchter und besser bezahlt. In Folge der Konkurrenz steigen auch die Löhne derer, welche dem Feldbau obliegen oder früheren Gewerben der Gegend angehörten. Hier zum Beispiel bezahlte man vor 20 Jahren gewöhnlich 36 Kreuzer Taglohn; jetzt ist er auf einen Gulden gestiegen; einzelne Arbeiter haben selbst anderthalb bis zwei Gulden, wie du, Leonhard, und noch mehrere."

„Der ganze Ort Schönfeld nimmt durch erhöhte Preise seiner Erzeugnisse Theil an diesem Aufschwung. Allerdings gewinnen einige mehr, andere weniger; alle aber gewinnen."

„Es ist dies der Segen der Arbeit, welche die Grundlage allen Reichthums und aller Werthe ist. Die Mühe derselben wird zugleich zur Quelle aller Genüsse, und was wir als Frucht unsrer Arbeit unsern Nachkommen hinterlassen, wird diesen ein Mittel, sich die Last des Daseins zu erleichtern, wie auch wir dieselbe Wohlthat von unsern Vorfahren überkommen haben."

„Ich begreife nun zwar," bemerkte Leonhard, „wie wir an dem Wachsthum der öffentlichen Wohlfahrt Theil nehmen. Aber was ich nicht verstehe, ist der große Unterschied, den man im Preis derselben Dinge wahrnimmt. Wenn ihr Werth doch nur im Verhältniß zu der Mühe der Herstellung steht, worauf beruht dann dieser Unterschied?"

„Auf dem Verlangen der Menschen, sich Genüsse zu verschaffen," er=

wiederte der Doktor. „Da der Mensch die Anstrengung scheut, so sucht er sie für seinen Theil zu vermindern und läßt Andere thun, was er nicht selbst thun mag. Unsre Bedürfnisse und diese Furcht vor Anstrengung werden so die Veranlassung zu den Dienstleistungen und dem Werth der Dinge. Die Bedürfnisse sind aber verschiedener Art. Einzelnen Personen kann etwas als eine gebieterische Nothwendigkeit erscheinen, was Andere gar nicht kennen. Es hat sich jedoch über die Vermehrung der Bedürfnisse der Stand der Arbeiter am wenigsten zu beklagen; denn damit wird immer neue Arbeit geschaffen und zwar die gewinnreichste. Auch je nach Zeiten und Gegenden sind diese Bedürfnisse verschieden. Vor fünfzig Jahren zum Beispiel war die Ueberzeugung von dem Nutzen und der Nothwendigkeit des Unterrichts noch lange nicht so verbreitet, wie heut zu Tage. Der Mensch, als ein zur Vervollkommnung befähigtes Wesen, schreitet aber eben in Kenntnissen und Einsichten fort; und damit schafft er sich unaufhörlich neue Ansprüche."

„Das sind jedenfalls aber traurige Gaben," meinte Radmann, „die zu immer neuen Bedürfnissen führen, wenn die Möglichkeit, sie zu befriedigen, fehlt."

„Es gibt freilich Menschen, Herr Radmann, die sich mehr Bedürfnisse schaffen, als sie befriedigen können. Solches ist aber nur ein Beweis von verkehrter Anwendung der edelsten Fähigkeiten; auch in diesem Fall ist eben der Mißbrauch nicht ausgeschlossen. Der Verstand zeigt jedoch dem Menschen auch hier den rechten Weg, und er wird ihm erleichtert, in Folge immer neuer wunderbarer Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft."

„Wir finden hierin Anlaß zur Betrachtung einer der weisen Anordnungen dieser Welt. So lange der Mensch arm ist, beschränken sich seine Bedürfnisse auf das, was ihm zum Leben unumgänglich nöthig ist, mit dem Wohlstand wachsen auch die Bedürfnisse und die Anstrengungen zu deren Befriedigung. Sofort wirft sich die Thätigkeit auf die Erzeugung solcher Gegenstände, welche bei den Wohlhabenden in allgemeinen Gebrauch kommen und vermöge der Theilung der Arbeit, die das Herstellungsverfahren vereinfacht, werden diese Gegenstände dann bald so wohlfeil, daß sie auch den Armen zugänglich sind."

„Anders verhält es sich mit den Bedürfnissen der wirklich reichen Leute, die, weniger natürlich, sich nach Einbildung und Laune steigern. Da sie sehr mannigfaltig sind, so kann die Anfertigung nicht im Großen geschehen und die Theilung der Arbeit nicht in demselben Maße in Anwendung kommen; und es werden, weil weniger Konkurrenz stattfindet, auch geringere Anstrengungen gemacht. Noch ein weiterer Umstand trägt dazu bei, die Be-

friedigung der Ansprüche der Reichen zu vertheuern und zwar die größere Schwierigkeit der Anfertigung der zu ihrem Gebrauch bestimmten Gegenstände: es wird feinere, ausgesuchtere und pünktlichere Arbeit verlangt, mehr Geschmack und Zierlichkeit in der äußeren Form, es bedarf mit einem Wort einer Vereinigung von Fähigkeiten, welche seltener gefunden werden, als körperliche Kraft und Ausdauer."

„Die Schwierigkeit der Arbeit ist also ebenfalls eine für den Preis der Gegenstände maßgebende Ursache; daraus darf man übrigens nicht schließen, daß im Allgemeinen eine schwer zu erlangende Sache immer auch mühsam anzufertigen sei, und man muß überhaupt unterscheiden zwischen mühsamer Arbeit, die nur körperliche Anstrengung erfordert, und der schwierigen Ausführung anderer Gegenstände, zu der besondere Fähigkeiten gehören, weshalb nur wenige Arbeiter geschickt dazu sind."

„Es sind somit die Fähigkeiten, welche hauptsächlich den Unterschied im Einkommen der Menschen begründen. Wenn ein gewöhnlicher Schlosser einen bis anderthalb Gulden Taglohn erhält, so kann sich ein geschickter Mechanikus mit Zusammensetzen von Maschinen sieben bis acht Gulden des Tags verdienen und während ein Drucker in einer Kattunfabrik mit einem Gulden bis zu einem Gulden zwölf Kreuzer abgelohnt wird, bezahlt man dem Zeichner, der die Muster anfertigt, unter Umständen zwanzig bis zweiundzwanzig Gulden des Tags. Ein gewöhnlicher Gehülfe in einem kaufmännischen Geschäft erhält 500 bis 600 Gulden Gehalt; ein Geschäftsführer, der ein großes gewerbliches oder sonstiges Anwesen zu leiten versteht, ist dagegen oft mit jährlichen sieben bis achttausend Gulden angestellt. Ein Schildermaler verdient manchmal kaum sein Brod, während Maler wie Rafael, Dürer, Rubens Bilder geschaffen haben, welche sich die Nachwelt streitig macht, und einem Stück Leinwand von wenigen Quadratfuß einen Werth von hunderttausenden von Gulden verleihen."

„Dies ist die Belohnung des Genies," bemerkte Herr Althans, „und dasselbe ist ja so selten, daß man es mit Recht großartig belohnt, so oft es auftaucht; aber der Preis ist dabei doch sehr willkürlich und seine Bestimmung ist wohl mehr Geschmackssache, als daß er auf dem wirklichen Werth beruhte."

„Ihre Bemerkung ist richtig, Herr Althans, und der Grund ist darin zu suchen, daß Leistungen solcher Art nicht zu den dringenden Bedürfnissen der Menschen gehören, sondern zu den selbstgeschaffenen. Wo wir ihnen aber begegnen, sollten wir sie ehren, denn sie hängen mit der edelsten Seite unsres Wesens zusammen, und es wird mit der Befriedigung solcher

Liebhabereien der Lebensunterhalt von Menschen sichergestellt, die mit den höchsten und seltensten Fähigkeiten begabt sind. Es bleibt darum aber doch wahr, daß, obgleich der Werth der Dinge vielfach von der ihnen durch die Menschen beigelegten Wichtigkeit abhängt, doch als allgemeine Regel die Arbeit den Werth bestimmt, und daß dieser Werth im Verhältniß zu der Schwierigkeit und Vollkommenheit der Arbeit steht."

„Könnte man," meinte Herr Althans, „um den Unterschied zwischen dem Nutzen und dem Werth der Dinge zu bezeichnen, nicht sagen, daß die Nützlichkeit in der Eigenschaft besteht, zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse zu dienen, der Werth dagegen sich nach dem Aufwand der Anschaffung bemißt."

„So ist es, Herr Althans, nur möchte ich, um Ihre Erklärung zu vervollständigen, noch beifügen, daß der Preis der Dinge weiter nichts ist, als ihr Werth in Geld ausgedrückt, denn der Werth ist eigentlich unabhängig vom Geld und dieses nur ein, allerdings bequemer Maßstab, um diesen Werth zu bestimmen. So können gewisse sehr nützliche Dinge werthlos oder nahezu werthlos sein, wenn wir uns dieselben ohne oder mit geringen Kosten verschaffen; andere von wenig Nutzen können einen sehr großen Werth erhalten, wenn die Anschaffung erschwert ist, entweder weil sie selten sind, oder weil sie ein Talent voraussetzen, das sich nur bei wenigen Personen vorfindet."

„Bei dem Werth der Gegenstände kommt aber auch noch das Maß der Mühe in Betracht, welche uns selbst erspart wird. So kann eine Sache einem Anderen sehr viel Mühe gekostet und doch wenig Werth für uns haben, wenn uns dieselbe z. B. in Folge eines neueingeführten Herstellungsverfahrens zu gleicher Zeit von anderer Seite mit viel geringeren Kosten zugänglich wird. Umgekehrt kann uns etwas, was sehr wenig Anstrengung erforderte, von großem Werth erscheinen, weil es uns selbst eine bedeutende Mühe erspart. Der geleistete Dienst ist daher der wahre Werthmesser für die Dinge. So unwichtig derselbe in Wirklichkeit sein mag, so bedeutend kann er dadurch werden, daß er in den Augen des Empfängers so erscheint. Es heißt gewiß Jemand einen sehr mäßigen Dienst erweisen, wenn man ihm einen großen Diamanten verkauft; aber die reiche Frau, die in dem Besitz einen hohen Genuß findet, bezahlt ihn mit dem geforderten Preis. Verhält es sich doch ähnlich mit Allem, was unsrer Eitelkeit schmeichelt oder zu unsrem Vergnügen beiträgt. Man bezahlt oft einen theuren Preis, um eine berühmte Sängerin zu hören. Was leistet sie dagegen für einen Dienst? kann man fragen. Sie gewährt Vergnügen, und die Menschen suchen das

Vergnügen, wie sie die Mühe scheuen. Je wichtiger ihnen ein Genuß ist, um so mehr bezahlen sie dafür, gerade wie für andere Dienstleistungen auch."

„Das hat aber doch keinen Sinn," meinte Leonhard, „so viel Geld für ein Vergnügen, oder gar für die Befriedigung seiner Eitelkeit auszugeben."

„Da hast du wohl recht, Leonhard; aber auch diese Ausgaben, die in den Augen der Bedürftigen unsinnig sind, haben ihren Nutzen; sie ermuntern das Talent und die Künste und geben einer Menge von Gewerben Nahrung, die außerdem nicht bestehen würden. Ich wiederhole euch, die Arbeiter haben am wenigsten Grund, sich darüber zu beschweren, denn gerade die Liebhabereien der Reichen verschaffen ihnen den besten Verdienst."

„Ist es aber," wandte Leonhard ein, „nicht betrübt, daß diejenigen Gewerbe den Arbeitern den höchsten Lohn abwerfen, welche dem Luxus und der Eitelkeit dienen?"

„Du bedenkst nicht, Leonhard, daß wenn ähnliche hohe Löhne auch für die nöthigen Lebensbedürfnisse bezahlt werden müßten, diese dadurch vertheuert würden. Was die Arbeiter als solche auf der einen Seite gewinnen, würden sie als Käufer oder Verbraucher auf der andern verlieren."

„Daran," erwiederte Leonhard, „habe ich allerdings nicht gedacht."

„Indem ich eine weitere Betrachtung hieran knüpfe, will ich damit für heute schließen. Als Arbeiter, die Erzeugnisse herstellen, wünschen wir so viel als möglich zu verdienen; wir sollen aber nicht vergessen, daß der Abnehmer uns nur im Verhältniß zu dem geleisteten Dienst bezahlen kann, und daß die Dienstleistungen um so weniger Werth haben, je leichter sie zu beschaffen sind. Was wir auch als Arbeiter denken und wünschen mögen, sobald wir Käufer sind, wird es uns nicht einfallen, Gegenstände höher zu bezahlen, als ihr Werth in unsern Augen beträgt. Um nun nochmals zusammenzufassen, was wir heute besprochen haben, so läßt sich der Werth der Dinge, ob auch ihre Nützlichkeit, Seltenheit, die Schwierigkeit der Darstellung, die dazu erforderlichen Fähigkeiten von Einfluß darauf sind, in letzter Reihe immer auf einen gleisteten Dienst zurückführen, und er richtet sich einzig nach der Dienstleistung, oder richtiger gesagt, nach der Wichtigkeit, die wir derselben beilegen. Wir werden noch sehen, welche wichtigen Folgen sich hieraus entwickeln; vorher müssen wir aber vom Gelde reden, welches allgemein als Mittel dient, den Preis der Dinge zu bestimmen."

Dreizehnte Unterhaltung.

Das Geld als Tauschmittel und Preis- oder Werthmesser. — Der Kredit und das Papiergeld.

Seit der letzten Unterhaltung hatten nun erfreulicher Weise, nach einem Stillstand von fünf Monaten, die Hammerschmieden ihre Thätigkeit wieder aufgenommen. Obgleich sie an sich keine große Anzahl von Leuten beschäftigten, gaben sie doch nach auswärts allerlei Arbeit, indem sie Holzhauern, Kohlenbrennern und Fuhrleuten zu Verdienst verhalfen. Das Klopfen der Hämmer, das fernher in der Stille der Landschaft wie der Ton von Glocken auf die Anwesenheit von Menschen schließen läßt, hatte für die Bewohner einen Reiz, dessen sie sich erst recht bewußt wurden, so lange die Hämmer ruhten. Mit Rücksicht auf die vielen Beschäftigungslosen ward der Bau der Eisenbahnen vom Staate mit größerer Energie betrieben und der Bedarf an Schienen hatte zunächst die Aufnahme der Arbeiten in den Eisenwerken zur Folge, ehe noch die übrigen Gewerbe sich wieder belebten. Daß die Einwirkung auch auf diese nicht ausbleiben würde, war man sich dunkel bewußt, obgleich der innere Zusammenhang unter allen Gewerben nicht verstanden wurde. Man erblickte also in der erwachten Thätigkeit der Hammerschmieden ein Vorspiel der allgemeinen Wiederaufnahme des Fabrikbetriebs. Das allmählige Schwinden der Noth, die schöne Jahreszeit, die reiche in Aussicht stehende Ernte, Alles trug dazu bei, das Vertrauen wiederherzustellen. Der Doktor bemerkte, wie sich der trübselige Ausdruck auf den Gesichtern seiner Zuhörer, eine Folge der Sorge und Noth, allmählig verlor und froheren Gefühlen der Hoffnung und Zuversicht Platz machte. Er nahm den in der letzten Unterhaltung angekündigten Gegenstand folgendermaßen auf:

„Um den Werth der Dienstleistungen zu bestimmen, bezeichnen ihn die Menschen in einem, als allgemeines Tauschmittel im Gebrauch stehenden Werthmaß. Es ist dies die Münze oder das Geld. Von diesem wollen wir heute sprechen, von dem, Allen bekannten und gleich wichtigen Gelde, über welches trotzdem noch manche Irrthümer verbreitet sind."

„Der Tausch mit Naturerzeugnissen oder mit solchen gegen Erzeugnisse des menschlichen Fleißes, wie z. B. eines Sackes Getreide gegen Kleider, eines Paars Schuhe gegen Holz findet nur im Urzustand der Gesellschaft statt und ist in Wirklichkeit mit großen Unbequemlichkeiten ver-

bunden. Denn Derjenige, welcher etwas besitzt, was uns fehlt, ist nicht immer in der Lage, dessen zu bedürfen, was wir in Tausch geben können, und ebenso hat vielleicht ein Anderer, welcher etwas von unsrem Besitz wünscht, nicht das, was wir gerne haben möchten. Wir müßten daher unter Umständen in erstmaligem Tausch eine Sache annehmen, die uns nichts nützt, um sie bei Gelegenheit oder bei Wieder- und Wiedertausch endlich gegen diejenige umzutauschen, welche unserm Bedürfniß entspricht. Damit gienge aber viel Zeit verloren, sowie die Möglichkeit der Theilung der Arbeit."

„Wir wollen an einem Beispiele zeigen, wie schwer sich ein unmittelbarer Tausch bewerkstelligen ließe. Da ist Michel, der Schneider, welcher Brod, Wein, Holz und Lichter braucht. Ein einziges der von ihm verfertigten Kleider würde hinreichen, um dagegen alle diese Bedürfnisse anzuschaffen; aber der, welcher ihm Brod verkaufen kann, hat keinen Wein, und ein Anderer, welcher Holz hat, besitzt keine Lichter. Sein Kleid kann er aber doch nur Einem geben, folglich ist er im Besitz eines Tauschmittels und kann dennoch den Tausch nicht vollziehen. Diese Schwierigkeit ist aber nicht vorhanden, sobald es eine Waare von solcher Beschaffenheit gibt, daß sie Jeder gern in Tausch nimmt, und diese Waare hat man eben im Geld gefunden."

„Wie," sagte der alte Schläger, „Geld soll eine Waare sein, wie meine Wolle oder mein Korn?"

„Was denn anders, Vater Schläger? Wenn Sie Ihre Erzeugnisse auf den Markt führen, um Geld dafür einzunehmen, kaufen Sie denn nicht das Geld, indem Sie Ihre Frucht oder Ihre Wolle in Tausch geben? Ja, wenn Sie sehr in Geldverlegenheit sind, so würden Sie mehr von Ihrer Frucht und Ihrer Wolle geben, und wenn andererseits Derjenige, mit welchem Sie Geschäfte machen, Ihre Waare nothwendiger braucht, als Sie sein Geld, so muß er Ihnen für dieselbe Menge Frucht oder Wolle mehr Geld geben. Ein Verkauf oder Kauf ist daher in Wirklichkeit nur ein Tausch, in welchem der Eine Geld und der Andere irgend eine Waare gibt. Nach dem Sprachgebrauch nennt man Denjenigen, der irgend eine Waare hingibt, den Verkäufer und den Andern, der im Tausch Geld gibt, den Käufer. In der That aber sind Beide gleichzeitig Verkäufer und Käufer, wie man es betrachten will."

„Die Erfindung des Geldes ist ein ungeheurer Fortschritt im Verkehrsleben der Menschheit. Indem es den Handel erleichtert, hat es ihn zugleich auf wunderbare Weise vervielfältigt. Auch ist das Bedürfniß

eines allgemeinen Tauschmittels eines der fühlbarsten bei jeder, in der Entwicklung begriffenen menschlichen Gesellschaft, und sie wählt dazu Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs, wie z. B. Salz, manchmal auch solche, die nur durch Uebereinkunft einen Werth beigelegt bekommen, wie die Kauris oder kleinen Muscheln, deren sich noch einige Völkerschaften von Afrika bedienen. Aber in keinem andern Gegenstand finden sich so, wie in dem Gold- und Silbergeld die nöthigen Bedingungen zu einem allgemeinen Tauschmittel vereinigt: daß nämlich das gewählte Werthmaß zu allen Zeiten und an allen Orten willig angenommen wird, daß sich dasselbe leicht in so kleine Mengen theilen läßt, um auch bei dem geringfügigsten Handel anwendbar zu sein, und daß in dem möglichst kleinen Umfang ein hinreichender Werth enthalten ist, um leicht fortgeschafft werden zu können. Ferner muß das Tauschmittel hart genug sein, um der Abnützung bei fortwährendem Umlauf und den Einflüssen der Luft, der Feuchtigkeit und anderer Einwirkungen zu widerstehen, von welchen die meisten Stoffe zerstört werden. Endlich ist noch erforderlich, daß sein Werth jeder Zeit leicht festzustellen und geringen Schwankungen unterworfen ist. Also muß das Material selten sein, und nie in so großen Massen erzeugt werden können, daß eine fühlbare Ab- oder Zunahme eintritt. Allen diesen Bedingungen entsprechen die edlen Metalle Gold und Silber, weshalb sie von sämmtlichen gesitteten Völkern als allgemeines Tauschmittel gewählt worden sind."

„Aber warum," fragte Radmann, „legt man dem Gold und Silber den Namen edler Metalle bei? Ist denn das Eisen nicht hundertmal nützlicher?"

„Allerdings, Herr Radmann; der Mensch könnte leichter Gold und Silber entbehren, als Eisen. Der Name „edle Metalle" bezeichnet weniger ihre Nützlichkeit als ihre Seltenheit; edel heißen sie aber auch, weil sie bei kleinem Umfang einen großen Werth vertreten. Da also sehr kleine Mengen Gold und Silber im Vergleich mit andern Waaren einen beträchtlichen Werth darstellen, so ist es für den Verkehr wichtig, daß ein Jeder beim ersten Blick zu erkennen vermag, welchem Werth irgend ein Geldstück entspreche; denn wenn bei jedem Kauf oder Verkauf das Gewicht der in Zahlung gegebenen Münze geprüft und richtig gestellt werden müßte, so wären die Geschäfte entsetzlich erschwert. Zu sofortiger Erkennung des Werthes dient das auf den Münzen angebrachte Gepräge. Mit Rücksicht auf die große Wichtigkeit dieser Sache ist in allen Ländern das Recht, Münzen zu schlagen, das heißt den Geldstücken ein Gepräge zu geben, dem Staate vorbehalten,

als Vertreter des Publikums, der so sichere Gewährschaft leistet, wie es Niemand sonst im Stande wäre."

„Wenn aber," meinte Herr Jarland, „das Gepräge den Werth der Münze bestimmt, so könnte man ja, nach Belieben, durch die Wertherhöhung der Münzen das Geld eines Landes vermehren und zum Beispiel dem Kupfer den Werth des Silbers und dem Silber den Werth des Goldes beilegen."

„Da irren Sie sich sehr, Herr Jarland; der Werth der Münze gestattet durchaus keine Willkür; Niemand hat die Macht, der Münze einen Werth zu geben, der ihr nicht ihrer Beschaffenheit nach zukommt. Das Gepräge macht nicht den Werth; es bestätigt nur das Gewicht und den Gehalt."

„Aber, bemerkte Herr Althaus, „wir sehen aus der Geschichte, daß die Fürsten häufig, um sich Geld zu verschaffen, den Gehalt ihrer Münzen herabgesetzt haben."

„Allerdings ist dies geschehen; aber die Folgen beweisen nur die Richtigkeit der Regel. Das Publikum, welches von seiner Regierung mit solchen, an Gewicht oder an Gehalt geringeren Münzen betrogen wurde, bemerkte die Verfälschung bald; die Münzen verloren ihren Werth und wurden im Privatverkehr nur nach ihrem wirklichen Gehalt angenommen. Diese Fälschungen, zu welchen sich Fürsten in Geldverlegenheiten hinreißen ließen, fallen in Jahrhunderte, in welchen die Gesetzgebung noch weniger fest begründet, die Ansichten weniger vorgeschritten waren, als in unsern Tagen. Jetzt ist das Gewicht und der Gehalt der gröberen Silber- und Goldmünzen sowohl, als der Scheidemünze, deren Werth nach Uebereinkunft unabhängig von ihrem Metallwerth, und zwar meist weit höher bestimmt wird, in jedem Land gesetzlich festgestellt *).

---

*) In Deutschland, dessen verschiedene Staaten sich bis jetzt noch über keine einheitliche Münze verständigt haben, besteht seit dem Jahr 1857 ein Münzvertrag, in welchem das Mischungsverhältniß der Silbermünzen auf 9 Theile reinen Silbers und 1 Theil Kupfer, und ebenso der Gehalt der Goldmünzen auf 9 Theile Gold und 1 Theil Kupfer festgesetzt wurde. (Diese — Legirung genannte — Mischung hat den Zweck, die Münzen härter zu machen, und somit einer zu raschen Abnützung derselben zu begegnen.) Aus einem Pfund von 500 Grammen reinen Silbers sollen nun 30 Thlr. norddeutsche Währung, $52^1/_2$ Gulden süddeutsche Währung, 45 Gulden österreichische Währung geprägt werden. Ferner Silber-Scheidemünze, (Groschen und Pfennige, Sechser, Groschen und Kreuzer) aus 1 Pfund Silber für $34^1/_2$ Thaler norddeutsche Währung, $60^3/_8$ Gulden süddeutsche Währung, $51^3/_4$ österreichische Währung; und Kupferscheide-

„Aber," wandte Michel ein, „wenn die Scheidemünze den Werth nicht hat, für den sie ausgegeben wird, warum macht man sie überhaupt? Könnte man denn nicht mit Gold- und Silbermünzen auskommen?"

„Dies," erwiederte der Doktor, „gestattet der Kleinverkehr nicht. Münzen für den Kleinverkehr aus Silber und Gold würden so klein, daß man stets Gefahr liefe, sie zu verlieren. Die Scheidemünze hat allerdings ihren Werth nur nach Uebereinkunft. Da sie aber blos zur Ausgleichung dient, und Niemand gezwungen ist, eine größere Zahlung in Scheidemünze anzunehmen, da ferner auch die Regierungen sich verpflichtet haben, ihre Ausmünzung auf das nothwendige Bedürfniß zu beschränken, so findet ihre Annahme nirgends Widerstand."

„Nach Ihren Erklärungen," bemerkte Herr Althans, „bestimmt also das Gepräge nicht eigentlich den Werth der Münzen; es stellt nur das Gewicht jedes Stückes fest. Wodurch wird denn der wirkliche Werth ausgedrückt?"

„Mit dem Gold und Silber, Herr Althans, verhält es sich gleich wie mit allen Waaren. Auch das Geld hat, wie andere Erzeugnisse einestheils den ihm innewohnenden, anderntheils einen veränderlichen Werth. Aus Gold und Silber macht man, wie Sie wissen, nicht allein Geld, sondern auch Schmuckgegenstände, Gefäße und Geschmeide aller Art; man kauft daher Gold und Silber für solche Arbeiten zu einem Preise, der ganz unabhängig ist von dem Werthe, den diese Metalle als Münze haben würden. Ihr Werth als Waare steht aber im Verhältniß zu den Gewinnungskosten."

„Habe ich doch geglaubt," wandte Andreas ein, „die Gewinnung des Goldes, das so hoch im Werth steht, koste gar nichts. In Kalifornien und in Australien soll man ja nur zu suchen brauchen, um es in Menge zu finden."

„Was daran wahr ist, Andreas, werden wir hören. Aber mit dem Silber verhält es sich jedenfalls nicht so; dasselbe wird selten in gediegenem Zustand aufgefunden, sondern meist gemischt mit anderen Stoffen, von welchen es mit großen Kosten geschieden werden muß.

---

münze aus 1 Centner Kupfer für 112 Thaler norddeutsche Währung, 196 Gulden süddeutsche Währung, 168 Gulden österreichische Währung.

Von Goldmünzen ist nur die Prägung von ganzen Kronen zu $1/_{50}$ des Pfundes feinen Goldes und von halben Kronen zu $1/_{100}$ gestattet, wonach, da die Legirung $1/_{10}$ beträgt, 45 ganze und 90 halbe Kronen 1 Pfund wiegen.

Den Goldmünzen ist jedoch nicht, wie in Frankreich, wo der Werth des Goldes gesetzlich $15^1/_2$ mal größer, als der des Silbers bestimmt wurde, die Eigenschaft eines, die landesgesetzliche Silberwährung vertretenden Zahlungsmittels beigelegt und zu ihrer Annahme in dieser Eigenschaft ist Niemand durch das Gesetz verpflichtet.

Ueberdies kommt das Erz immer nur in tiefen Gängen vor, aus welchen es mühsam gefördert wird. Die Ausgaben für Förderung und Scheidung belaufen sich sehr hoch und bilden die Herstellungskosten, und somit den, dem Silber innewohnenden Werth."

„Das Gold findet sich allerdings rein oder gediegen vor, aber bis auf die neuesten Zeiten viel seltener, was ihm im Vergleich mit dem Silber den hohen Werth verleiht. Man gewinnt es auf zweierlei Art, als feinen Staub im Sand verstreut, und in engen, mitten in außerordentlich hartem Gestein befindlichen Gängen; im ersten Fall hat man eine große Menge Sand zu waschen, um kleine Massen von Goldstaub zu erhalten, im andern Fall müssen die harten Felsen mühselig und mit kostspieligen Maschinen zermalmt werden, um die darin eingeschlossenen Goldkörnchen ausscheiden zu können."

„Man sagt aber doch," fiel Andreas ein, „in Kalifornien und in Australien sei das Gold so häufig, daß ein Goldsucher oft in einem Tag für 50 fl. finden könne, und daß manchmal Stücke im Gewicht von mehreren Pfunden und im Werth bis zu 25,000 fl. vorkommen."

„Wahr ist dies, Andreas, aber immer nur eine Ausnahme. Man hat großes Aufsehen von diesen Goldfunden gemacht; sie sind aber auch in jenen noch unausgebeuteten Ländern weder häufig noch anhaltend genug gewesen, um, verglichen mit der auf der ganzen Erde bereits vorhandenen Menge Goldes, einen sehr wesentlichen Druck auf den Werth ausüben zu können."

„Da übrigens die Silbergewinnung nicht in gleichem Verhältniß zugenommen hat, im Gegentheil durch den Handel mit Asien immer große Summen dieses Metalls dorthin abfließen, so ist es eine Frage der Zeit, ob nicht auch in Deutschland, wie dies bereits in Frankreich geschehen ist, das Silbergeld in größerer Ausdehnung durch Gold wird ersetzt werden müssen."

„Wenn aber doch," wandte Herr Althans ein, „durch die reichen Goldfunde mehr Geld in Umlauf gesetzt worden ist, wie erklärt es sich, daß seit einigen Jahren alles im Preis gestiegen ist? Es hätte ja das Gegentheil stattfinden sollen."

„In diesem Irrthum," erwiederte der Doktor, „befinden sich viele Leute. Wir haben schon erwähnt, daß das Geld einen doppelten Werth hat, einen innerlichen, der sich auf die Kosten der Herstellung gründet, und einen veränderlichen, der im Verhältniß steht zu der größeren oder geringeren Menge des Geldes gegenüber den Gegenständen, welche dagegen eingetauscht werden.

Das Geld könnte nur in der Voraussetzung einen festen und beständigen Maßstab für den Werth der Dinge bilden, daß es selbst einen festen Werth hätte, was jedoch nicht der Fall ist. Wenn Sie, Herr Althans, Waaren gegen andere eintauschen wollten, würden Sie lieber solche, von denen Sie viel, oder von denen Sie wenig Vorrath haben, dagegen geben?"

„Natürlich von solchen, von denen ich viel Vorrath habe."

„Und Ihr Käufer, von welcher seiner Waaren würde der Ihnen weniger in Tausch geben für die Ihrige?"

„Wovon er wenig Vorrath hat."

„Gut; nun verhält es sich aber mit dem Geld, wie mit andern Waaren. Je größer die Menge Geldes ist, um so bereitwilliger gibt man es hin, um sich andere Gegenstände dafür zu verschaffen; im umgekehrten Fall hält man mit seinem Geld zurück. Da die Menge des in Umlauf befindlichen Geldes neuerdings theils in Folge der Goldfunde, theils aus andern Ursachen, unbezweifelt größer, und daher der Gelderdienst für Jedermann leichter ist, so ist auch Jeder geneigt, für dieselben Gegenstände etwas mehr zu geben als früher. So erklärt es sich, warum Alles theurer geworden."

„Demnach," bemerkte Andreas, „ist der Ueberfluß an Geld ein Unglück, denn er veranlaßt Theuerung, während im Gegentheil die Seltenheit desselben zur Wohlfeilheit und zu Wohlsein führt."

„Keineswegs," erwiederte der Doktor; „die Wohlfeilheit der Dinge ist nur vortheilhaft, wenn sie der Erfolg reichlicherer Herstellung ist, d. h. wenn die Dinge selbst in größerer Menge vorhanden sind. Wohlfeil wird z. B. das Getreide in Folge einer reichlichen Ernte. Kommt die Wohlfeilheit von der Seltenheit des Geldes her, so ist der Verkehr gehindert, weil es an einem der Tauschmittel fehlt; diese Wohlfeilheit ist dann nur eine eingebildete."

„Hat die Theuerung der Dinge einen Ueberfluß an Geld zur Ursache, so ist dies für den Verkehr im Allgemeinen kein Nachtheil. Allerdings muß man mehr Geld geben, als früher, um sich denselben Gegenstand zu verschaffen; aber man hat und gewinnt in den meisten Stellungen im Leben auch mehr Geld, und somit wird die Theuerung ebenfalls nur eine scheinbare."

„Es ist daher wohl zu unterscheiden zwischen dem wahren Werth der Dinge und dem Preis, den man dafür geben muß, und eben so zwischen einer wirklichen und scheinbaren Theuerung und Wohlfeilheit. Die Theuerung ist eine wirkliche, wenn die Erzeugnisse selten sind, wie bei einer Mißernte; die Wohlfeilheit dagegen ist eine wirkliche, wenn die Erzeugnisse in großer Menge vorhanden sind, wie bei einer reichen Ernte. Hängen beide, Wohl=

feilheit und Theuerung, nur von der Seltenheit oder dem Ueberfluß des Geldes ab, so sind sie nur scheinbar."

„In diesem Einfluß der Veränderungen des Geldwerthes," meinte Leonhard, „liegen aber offenbar Nachtheile. Wenn das Geld in einem Lande an Werth verliert, weil es in Menge vorhanden ist, so sind die Arbeiter und Andere, welche von festen Gehalten leben, übel daran, weil sie Alles theurer bezahlen müssen."

„Dies wäre wirklich der Fall," erwiederte der Doktor, „wenn alle Waaren plötzlich und ohne eine entsprechende Erhöhung der Gehalte im Preise stiegen. Da aber dieses Steigen der Preise in Folge der Zunahme des Geldes nie unvorbereitet oder auf einmal vor sich geht, so können auch die Gehalte damit in Uebereinstimmung gebracht werden. Allerdings hat nun seit einer Reihe von Jahren in Deutschland und den Nachbarstaaten eine solche allgemeine Preiserhöhung stattgefunden; aber die Gehalte sind nicht zurückgeblieben, und die Arbeiter haben sich nicht zu beklagen; ihre Löhne sind mehr gestiegen, als der Preis der Lebensbedürfnisse. Ihr lebt in Folge dieser Lohnerhöhungen behaglicher und im Genuß von mehr Bequemlichkeiten, als dies vor 15 oder 20 Jahren der Fall war."

„Wir werden später noch darauf zu sprechen kommen, daß eine Vermehrung des öffentlichen Reichthums immer eine Erhöhung der Löhne zur Folge hat."

„Wenn aber auch," wandte der Schreiner Salzmann ein, „die Löhne der Arbeiter der Vertheuerung der Lebensbedürfnisse entsprechend gestiegen sind, so ist dies bei uns Handwerkern nicht dasselbe. Wir müssen eben Alles theurer bezahlen."

„Das ist richtig, Herr Salzmann; aber auch die Handwerker verkaufen jetzt Alles theurer, und da die Zunahme des allgemeinen Wohlstandes ihnen Gelegenheit gibt, mehr zu arbeiten und zu verkaufen, so gewinnen auch sie dabei. Müßt ihr nicht selbst eingestehen, daß, abgesehen von der gegenwärtigen außerordentlichen Zeit, seit der Preiserhöhung, über die man sich so viel beklagt, Jedermann mehr Geschäfte macht, mehr gewinnt und sich mehr Bequemlichkeiten verschafft?"

„Das gebe ich zu," erwiederte Salzmann.

„Gewisse Personen," fuhr Herr Auer fort, „haben allerdings bei dieser Verminderung des Geldwerthes nicht gewonnen; sie hat ihnen im Gegentheil geschadet. Ich meine die Beamten und alle Diejenigen, welche von ihren Zinsen oder sonst von einem festen Einkommen leben. Was jedoch die Beamten angeht, so hat der Staat in seiner Gesammtfürsorge und der

Billigkeitssinn der sich in wachsendem Wohlstand befindenden Gesellschaft bereits in mehreren Ländern Veranlassung genommen, der unverhältnißmäßig ungünstigen Lage derselben durch Gehaltserhöhungen zu Hilfe zu kommen, und wo dies noch nicht geschehen, ist es wohl nur eine Frage der Zeit, denn der Staat und die Gesellschaft brauchen Beamte, und die Bewerbung um Staatsanstellungen würde aufhören, wenn das Mißverhältniß in deren Besoldung auf die Länge bestehen bliebe."

„Die Kapitalisten freilich, welche von ihren Zinsen leben, leiden unter der Entwerthung des Geldes, denn da ihr Einkommen nicht steigt, gereicht ihnen zum Schaden, was das allgemeine Wohlergehen befördert. Umgekehrt würde ja aber die Seltenheit des Geldes dessen Werth vermehren, das Sinken der Preise herbeiführen und ihnen zum Vortheil gereichen."

„Dagegen ziehen Andere Nutzen aus dem geringeren Werthe des Geldes, wenn die Zunahme der edlen Metalle und das Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes die Ursache davon sind; z. B. die Pächter mit langjähriger Pachtzeit, die Schuldner, welche lange Termine zum Heimzahlen der geliehenen Summen haben. Je nachdem bei den Zahlungsfristen das Geld im Werth steht, höher als zur Zeit des Pacht- oder Vertragsabschlusses, oder niedriger, verlieren oder gewinnen natürlich Pächter und Schuldner, da sie allerdings die vertragsmäßige Summe Geldes zahlen, diese aber nach Umständen einen höheren oder geringeren Werth vorstellt."

„Ich begreife nun," sagte Herr Althans, „wie Alles im Preis steigt, wenn die Menge des Geldes wächst. Wenn Jeder mehr Geld hat oder leichter erwirbt, so ist auch Jeder geneigt, mehr auszugeben. Alle Sachen werden theurer, und man braucht mehr Geld, um sie zu erwerben; aber das Geld selbst steht geringer im Werth; damit kommt aber eben Alles wieder auf das Nämliche heraus."

„Das ist nicht richtig, Herr Althans; es findet für das Land eine wirkliche Vermehrung des Reichthums statt. So oft Dinge im Werthe sinken, weil sie in einem Lande in großer Menge vorhanden sind, tritt damit eine allgemeine Vermehrung des Wohlstandes ein, weil man sich diese Dinge nun leichter verschafft. Das Geld, welches nicht nur ein Tauschmittel ist, sondern eigenen Werth hat, ist ein Theil des Kapitals eines Volkes, und jede Vermehrung des Kapitals bedeutet eine Zunahme an Reichthum. Da die Kapitalien von der Arbeit Nutzen ziehen, so wird diese durch den Ueberfluß an Kapital nur gefördert. Durch die Menge des Geldes und den vermehrten Umlauf desselben gewinnen Handel und Gewerbfleiß größere Thätigkeit. Treten dagegen im Umlauf des Geldes

Stockungen ein, halten die Besitzenden mit ihren Kapitalien zurück, wie das in unruhigen Zeiten aus Mangel an Vertrauen zu geschehen pflegt, so sind die Folgen dieselben, wie bei einer wirklichen Geldabnahme: der Werth des Geldes steigt, der Verkehr erlahmt, und Alles fällt im Preise."

„Demnach," meinte Herr Bertrand, „kommt das Stocken des Umlaufs einer Verminderung und die Belebung des Umlaufs einer Vermehrung des Geldes in der Wirkung gleich?"

„Ganz richtig, Herr Bertrand, und eben darum übt jede Störung des öffentlichen Vertrauens einen Rückschlag auf den allgemeinen Reichthum aus, während Ruhe und Frieden das Vertrauen heben und damit die Arbeit beleben, den Verkehr und den Reichthum vermehren. Das allgemeine Vertrauen verursacht also, ohne Vergrößerung der Geldmenge in einem Lande, eine Vermehrung der Wirkungen derselben."

„Wir haben gesagt, das Geld sei hauptsächlich als Tauschmittel nützlich. Wenn aber aller Besitz in Umlauf gesetzt und wie Geld von Hand zu Hand gehen könnte, so würden Arbeit und Produktion noch mehr erleichtert werden. Theilweise wird dies durch den Kredit erreicht, der das Vertrauen voraussetzt. Will Jemand sich in eine Unternehmung einlassen, zu welcher ihm das nöthige Geld fehlt, während er durch anderes Eigenthum, durch liegende Güter oder Besitz von Waaren hinreichende Gewährschaft leisten kann, so erhält er, zumal bei anerkannter Rechtschaffenheit, Kredit, das heißt, er findet gegen die Sicherheiten, welche er bietet, die Mittel zu seinem Unternehmen. Er verpflichtet sich, das Geld, welches er im Augenblick nicht besitzt, zu einer gewissen Zeit wieder zu erstatten. Man gibt ihm Kredit, man borgt ihm, weil man das Vertrauen in ihn setzt, er werde in der bedungenen Zeit seine Verpflichtungen erfüllen wollen und können. Das Wort Kredit kommt von dem lateinischen Wort credere, „glauben," her und drückt somit den guten Glauben, das Vertrauen aus. Der Kredit ist viel allgemeiner, als man gewöhnlich denkt. Die Kaufleute verkaufen fortwährend für eine Menge kleiner Beträge auf Kredit; die Handwerker liefern ihre Arbeiten auf Kredit; die Arbeiter, die nur alle vierzehn Tage oder monatlich bezahlt werden, gewähren ihren Arbeitgebern Kredit bis zum Zahltag; selbst die Dienstboten geben ihren Herrschaften drei bis sechs Monate Kredit, bis sie ihren Lohn empfangen."

„In diesen letzteren Fällen ist allerdings der Kredit ein beschränkter und umfaßt nur kleinere Summen. Sobald es sich aber von bedeutenden Unternehmungen, vom Handel und von der Waaren-Erzeugung im Großen handelt, treten die Vortheile des Kredits recht hervor. Er vermehrt ge-

wissermaßen die Kapitalien der Nation, indem er ermöglicht, die im Boden, in unbeweglichem Eigenthum, oder in Waarenvorräthen angelegten Gelder beweglich zu machen und umzutreiben. Da der Kredit auf dem Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der betreffenden Personen beruht, d. h. in der Zuversicht, daß diese in der bedungenen Zeit bezahlen, was sie schuldig sind, so werden die Verschreibungen von Personen und Gesellschaften, welche Kredit genießen, für baares Geld angenommen, nach Abzug der Zinsen für die Zeit bis zur Einlösung. Sind diese Scheine bei Vorzeigung zahlbar, und nicht erst zu einer späteren Verfallzeit, so werden keine Zinsen abgerechnet."

„Damit kommen wir auf eine besondere Art von Anwendung und Ausbeutung des Kredits im Geldverkehr, nämlich die Ausgabe und den Gebrauch des Papiergelds, der in der Neuzeit einen ungeheuren Umfang angenommen hat."

„Es ist ganz erwünscht, Herr Doktor," fiel hier Herr Radmann ein, „wenn Sie uns auch über das Papiergeld eine Belehrung geben wollen, denn bringt man jetzt von seinen Erzeugnissen etwas auf den Markt, so schnallt der Käufer selten mehr eine Geldgurte zur Bezahlung ab, sondern er zieht eine Brieftasche mit Papiergeld heraus, und was will man anders thun, man nimmt, wenn auch mit einigem Mißtrauen, das Papier statt klingender Münze."

„Dieses Mißtrauen, Herr Radmann, ist nicht ganz ungerechtfertigt, wie wir hören werden. Ich muß aber, um euch das eigentliche Verhältniß des Papiergelds zu erklären, etwas weiter ausholen."

„Wie Privatleute für die schon genannten Zwecke, so beuten auch Staaten, theils zu ihren Unternehmungen in Krieg und Frieden, theils auch sonst in Geldverlegenheiten ihren Kredit durch Anlehen aus, welche sie mit Schuldverschreibungen decken, unter Zusicherung jährlicher Zinsen und der Heimzahlung in bestimmten Fristen. Dies sind die eigentlichen Staatspapiere. Eine der neueren Zeit angehörige Geldmaßregel vieler Staaten besteht aber auch darin, daß sie statt Darlehen aufzunehmen einfach Scheine in kleineren Beträgen anfertigen, welche das eigentliche Papiergeld bilden und unter dem Namen Noten, Bankscheine, Bankzettel, Kassenbillets, Tresorscheine, Einlösungsscheine, Assignaten in Gebrauch sind. Diese tragen keinen Zins und laufen als baares Geld um. Den Staaten bietet diese Gattung von Papiergeld eine wesentliche Ersparniß, insofern dadurch verzinsliche Anlehen entbehrlich gemacht werden. Es versteht sich aber, daß, wenn das Publikum dadurch nicht in Schaden kommen soll, nur ein Staat

Papiergeld ausgeben kann, welcher Kredit hat; um dem Papiergeld das Vertrauen zu erhalten, ist es erforderlich, daß es nach seinem Nennwerth stets an den öffentlichen Kassen statt klingender Münze angenommen wird, und daß die Summe desselben mit den Staatseinkünften und dem Staatsvermögen im gehörigen Verhältniß steht. In diesem Falle wird das Papiergeld, wenigstens im eigenen Lande, gern in Zahlung genommen und bildet ein Erleichterungsmittel im Handel und Verkehr."

„Ich meines Theils," warf hier Leonhard ein, „begehre an dieser Erleichterung nicht Theil zu nehmen. Wie leicht geht solch' ein Blättchen Papier verloren; der Wind kann es ja fortführen. Da sind mir doch die harten Thaler lieber."

„Dir wohl," Leonhard, „aber nicht demjenigen, welcher größere Summen zu versenden oder auf Reisen mit sich zu führen hat. Wie diesem Gold lieber ist, als Silber, weil sich eine größere Summe leichter fortschaffen läßt, und weil man schneller damit bezahlt, so wird Papiergeld, als noch handlicher und bequemer, im größeren Verkehr häufig dem Metallgeld vorgezogen."

„Das Verhältniß des Papiergelds ist übrigens je nach den Ländern ein sehr verschiedenes. Auch sind es nicht blos die Regierungen, welche Papiergeld ausgeben, sondern häufig auch Banken oder Gesellschaften von Kapitalisten, wie z. B. in Frankreich, wo kein Staatspapiergeld besteht, sondern die Bank von Frankreich, und zwar diese allein, zur Ausgabe von Papiergeld berechtigt ist."

„Sind denn aber solche Anstalten in den Händen von Privaten nicht gefährlich für das Publikum," fragte Leonhard. „Welche Sicherheiten können dieselben bieten?"

„Ich will nicht behaupten, Leonhard, daß dem Publikum mit dem Papiergeld, sei es von Regierungen oder von Banken ausgegeben, die gleiche Sicherheit geboten sei, wie mit dem Metallgeld, bei welchem der Besitzer ja immer den Werth des Metalls in Händen hat."

„In Ansehung der Bankscheine ist jedoch grundsätzlich und gesetzlich festgestellt, daß ein Drittel bis zur Hälfte des in Umlauf gesetzten Papiergeldes baar in Gold und Silber in den Kassen der Banken vorräthig sein muß; für den übrigen Betrag, bis zur vollen Summe der ausgegebenen Scheine, müssen entweder andere Werthe als Sicherheit hinterlegt sein, oder die Kapitalisten mit ihrem sämmtlichen Besitz, der natürlich nicht geringer sein darf, einstehen. Die gewissenhafte Erfüllung dieser Bedingungen überwachen die Landesregierungen, welchen die Einsicht der Bücher solcher Banken zu

Gebot steht, und es ist z. B. die französische Bank zur Sicherheit des Publikums angehalten, alle vierzehn Tage eine Uebersicht über ihre Geschäfte und den Stand ihrer Kasse zu veröffentlichen. In dem Umstand nun, daß eine derartige Bank vielleicht für hundert Millionen Gulden Scheine in Umlauf, aber nur die Hälfte baar in ihrer Kasse hat, liegt gewissermaßen eine Vermehrung des öffentlichen Reichthums, und die durch den Kredit gewährte Wohlthat ist so bedeutend, daß die erhobenen Bedenklichkeiten nicht dawider aufkommen können."

„So gefahrlos," bemerkte Herr Althans, „scheint mir die Sache mit dem Papiergeld aber doch nicht zu sein. Man hört alte Leute noch von den ungeheuren Verlusten reden, welche einst zur Zeit der französischen Revolution durch das Assignatenwesen in Frankreich entstanden sind."

„Allerdings, Herr Althans, hat die Welt damals über das leichtfertige Ausgeben von Papiergeld eine ernste Lehre erhalten. Die französische Nationalversammlung ließ sich damals hinreißen, nach und nach für die unglaubliche Summe von vierzig Milliarden Franken Assignaten anzufertigen, und es hatte diese ungeheure, mit einer Zerrüttung des Staatsvermögens Hand in Hand gehende Vermehrung des Papiergeldes eine fortwährend steigende Entwerthung zur Folge, bis endlich 10- bis 20,000 Franken in Assignaten für ein Paar Schuhe hingegeben wurden. Auch in Oesterreich, Rußland, in der Türkei ist unverhältnißmäßig viel Papiergeld in Umlauf gesetzt worden, so daß dasselbe bis auf den heutigen Tag bedeutend unter dem Nennwerth angenommen wird, weil die genannten Staaten keine entsprechenden Sicherheiten zu bieten vermögen."

„Auch von den deutschen Regierungen haben sich nicht alle von dem Vorwurf frei gehalten, die in der Ausgabe von Papiergeld liegende Einnahmsquelle in einem Grade ausgebeutet zu haben, daß das Vermögen der Landeskassen kaum damit in Uebereinstimmung stehen dürfte. Es läßt sich daher nicht läugnen, daß durch die Menge des umlaufenden Papiergeldes, theils von Regierungen, theils von Privatbanken, dem Publikum eine nicht ganz ungefährliche Last aufgebürdet ist, obwohl eine förmliche Entwerthung unter diesem deutschen Papiergeld bis jetzt noch nicht vorkam."

„Immerhin verdient dasjenige der verfassungsmäßig regierten Staaten, in welchen die Verwaltung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, und somit auch die Anfertigung des Papiergeldes unter der Aufsicht von Landständen steht, den Vorzug. Da übrigens einem großen Theil der Gewerbtreibenden von den betreffenden Vorgängen in andern Staaten und von dem Stand der Banken eine nähere Kenntniß abgeht, und da hie und

da schwer wahrnehmbare Fälschungen vorkommen, so ist es allerdings erklärlich und gerechtfertigt, wenn namentlich die ländliche Bevölkerung nur widerwillig anderes Papiergeld, als dasjenige ihres eigenen Landes in Zahlung nimmt."

Vierzehnte Unterhaltung.

Der Preis aller Dinge ist veränderlich nach Maßgabe des Angebots und der Nachfrage.

Am Tage der heutigen Zusammenkunft war eine ungewöhnliche Bewegung in Schönfeld bemerklich. Nach einer öffentlichen Bekanntmachung wollte auch die Fabrik in acht Tagen ihre Arbeiten wieder beginnen. Es sollte am nächsten Tage eine Liste zur Unterschrift für diejenigen Arbeiter, welche wieder einzutreten wünschten, aufgelegt werden, denn die Eigenthümer wollten, wie Generale vor einem Feldzug, eine Heerschau halten, um einen Ueberblick über die ihnen zu Gebot stehenden Kräfte zu bekommen. Während des dreimonatlichen Stillstandes konnte durch Wegzug oder Uebergang zu andern Geschäften manche Veränderung in ihrem bisherigen Arbeiterstand eingetreten sein. Natürlich gab diese Neuigkeit Anlaß zu vielen Gesprächen, nicht minder die Frage, ob wohl die vorigen Löhne wieder bezahlt würden. Einige meinten, an eine Herabsetzung der Löhne könnten die Herren Schwarz und Busch doch nicht denken, da das Brod noch so theuer und alle Hilfsquellen der Arbeiter durch den dreimonatlichen Stillstand erschöpft seien; andere waren billiger und gestanden zu, daß die Fortdauer der ungünstigen Verhältnisse eine Rückkehr zu den alten Löhnen doch nicht sofort gestatten werde. Alle aber waren froh, daß es nur wenigstens wieder Arbeit gebe.

In der Hoffnung, Herr Auer werde vielleicht doch auch über die obschwebenden Fragen einige Belehrung ertheilen, wurde derselbe heute mit größerem Verlangen, als gewöhnlich, erwartet.

„Meine Freunde," fing er seinen Vortrag an, „wir wissen jetzt, daß die Arbeit oder die Mühe, welche man sich geben muß, um wünschenswerthe Gegenstände zu erlangen, die Grundlage ihres Werthes ist. Können wir daher die zu ihrer Erlangung erforderliche Arbeit vermindern, so vermindert sich auch ihr Werth; gelangten wir dahin, sie uns ganz ohne Arbeit zugänglich zu machen, so würden sie gar keinen Werth mehr haben."

„Solche Dinge gibt es hoffentlich nicht," rief Andreas. „Wie sollten wir sonst leben, die wir nur mit der Arbeit unsern Unterhalt erwerben."

„Wie verschaffst du dir denn z. B. Luft, Sonnenschein und Wasser?" fragte der Doktor.

„Nun, die gehören eben Jedermann; man braucht sie nicht erst zu kaufen!"

„Gut, mein Freund, wenn es also werthlose Sachen gäbe, so wären sie eben darum werthlos, weil sie Jedermann gehören, und weil sie Jeder ohne Arbeit und Mühe sich verschaffen könnte. Verstehst du's jetzt?"

„Ja, Herr Doktor, dann hätte auch ich mich nicht mehr zu plagen; ich würde mir, was ich brauche, ohne Arbeit verschaffen."

„Glücklicher Weise sind wir nicht in dieser Lage, Andreas; denn ich wüßte nichts traurigeres, als ein Leben des Müssiggangs. Der Werth der Dinge bleibt aber eben oft ein Hinderniß, unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Diesen Werth dadurch zu vermindern, daß man die Mühe der Herstellung verringert, ist daher ein Mittel, die allgemeine Wohlfahrt zu vermehren. Man erreicht diesen Zweck mit jeder Erfindung eines verbesserten Darstellungsverfahrens. In diesen Erfindungen liegt ein großer Segen, denn ihr werdet mir zugeben, daß es nur der hohe Preis vieler Dinge ist, der euch abhält, dieselben anzuschaffen."

„Das ist richtig," antworteten mehrere Stimmen.

„Und," fuhr der Doktor fort, „sind es nicht vorzüglich die Armen, welche aus diesem Grunde so manche Wünsche unbefriedigt lassen müssen?"

„Gewiß," riefen namentlich die Unbemittelten unter den Anwesenden.

„Ich war dieser Antwort gewiß," erwiederte der Doktor, „und freue mich doch, aus eurem eigenen Munde diese Wahrheit bestätigt zu hören, da ich euch eine Reihe überraschender Folgerungen daraus ableiten werde. Wie ich soeben bemerkte, steht der Werth der Dinge fast immer im Verhältniß zu der Mühe, welche aufgewendet werden muß, um sie uns zugänglich zu machen. Es ist jedoch die Arbeit allein weder der feste, noch der einzige Maßstab des Werths. Nehmen wir das Brod als Beispiel. Das Getreide ist eine Waare, die jedes Jahr die gleiche Mühe erfordert, und doch ist sein Werth von Jahr zu Jahr ein anderer; wir haben ja vor kurzem diese Erfahrung auf schmerzliche Weise selbst gemacht. Die Herstellung der Kleidungsstoffe verlangt noch dieselbe Mühe, wie vor zwei oder drei Jahren, und doch werden sie gegenwärtig weit wohlfeiler verkauft; eine Zeit lang waren sie sogar gar nicht anzubringen. Brod brauchtet ihr eben alle, so viel wie sonst; daher der theure Preis. Kleider da=

gegen kauftet ihr weniger, obwohl ihr die Stoffe billiger hättet haben können."

„Abgesehen von der an sich veränderlichen Natur der erforderlichen Arbeit wechselt der Werth einer Sache aus Anlaß von mancherlei Zufälligkeiten, unter welchen als eine der wichtigsten die gegenseitige Stellung des Besitzers und des Kauflustigen in Betracht kommt. Eine Sache wird theuer, wenn der Käufer dem Verkäufer nachläuft; sie wird wohlfeil, wenn umgekehrt der Verkäufer den Käufer aufsucht. Wird dem Käufer eine Sache von zwei Seiten angeboten, so wird dieselbe noch wohlfeiler, wie sie umgekehrt theurer wird, wenn der Verkäufer zwei Käufer für einen findet. Dies drückt man kürzer mit den Worten aus: der Werth oder der Preis der Dinge richtet sich nach dem Angebot und der Nachfrage."

„Angebot und Nachfrage?" bemerkte hier Leonhard, „diese Benennungen verstehe ich nicht ganz."

„Ich will sie euch näher erklären," erwiederte der Doktor. „So oft der Besitzer einer Waare, Fabrikant oder Kaufmann einen Abnehmer sucht, und etwa fragt: „Haben Sie nicht Lust zu kaufen?" so ist dies ein Angebot, und wenn eine Person einen Gegenstand kaufen will und deshalb fragt: „Ist ihnen dies feil?" so ist dies eine Nachfrage. Sind auf einem Markt mehr Leute, um zu verkaufen, als zu kaufen, so sagt man: das Angebot übersteigt die Nachfrage, wie man im umgekehrten Fall sagt: die Nachfrage übersteigt das Angebot."

„Aber," sagte Gotthard, „nicht Alles wird auf dem Markt verkauft; das ist im Gegentheil nur das Wenigste."

„Dieselben Ausdrücke, Gotthard, lassen sich aber auf alle Geschäfte anwenden. Es ist nicht nöthig, daß die Waare auf einen Markt gebracht wird. In Hinsicht auf die eigentlichen Handelsartikel bildet die ganze Erde so zu sagen einen großen Markt, und dieser Markt bietet einen immerwährenden Wechsel in der Menge der Vorräthe, wie in der Zahl von Käufern und Verkäufern und mithin von Angebot und Nachfrage."

„Ich begreife jetzt," wandte Leonhard ein, „zwar die Frage hinsichtlich der Käufer und Verkäufer und der angebotenen und gesuchten Waare; allein wie sich dies auf die Arbeiter und die Arbeit anwenden läßt, ist mir nicht klar."

„Du bleibst," erwiederte der Doktor, „wie es mir scheint, eben zu sehr bei den Worten stehen. Die Arbeit ist eine Waare, wie jede andere auch. Bewirbt sich ein Arbeiter in einer Werkstätte um Anstellung, so trägt er die Arbeit an, die er zu verrichten im Stande ist. Macht ein Meister einem Arbeiter den

Antrag, ihn zu beschäftigen, so geschieht es, weil er seine Arbeit sucht. In beiden Fällen handelt es sich daher von Angebot und Nachfrage. Es übersteigt das Angebot von Arbeit die Nachfrage, wenn sich mehr Arbeiter zu einem Geschäft melden, als angenommen werden können. Können dagegen die Meister oder Fabrikherren nicht genug Arbeiter finden, so ist die Nachfrage nach Arbeitern größer, als das Angebot. Ihr seht also, daß die Arbeit eine Waare ist. Sie kann angeboten, sie kann begehrt werden, es kann auch Angebot und Nachfrage im Gleichgewicht stehen; alle drei Fälle kommen vor. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wendet man allerdings diese Ausdrücke gerade im umgekehrten Sinne an. Man sagt, es ist kein Mangel an Arbeit, wenn die Arbeiter leicht Beschäftigung finden, oder es fehlt an Arbeit, wenn diese schwer zu finden ist; man drückt sich ferner ganz verkehrt aus, indem man sagt, der Fabrikant gibt Arbeit, während er sie im Gegentheil kauft. Laßt euch aber dadurch nicht irre machen. Die Verhandlungen zwischen den Meistern und Arbeitern sind wie ein Markt mit Käufern und Verkäufern zu betrachten, auf welchem die Arbeit die angebotene oder gesuchte Waare ist."

„Nun wollen wir aber auch die Wirkungen untersuchen, welche aus den Veränderungen in den Beziehungen zwischen dem Angebot und der Nachfrage hervorgehen können."

„Drei Fälle sind also möglich. Das Angebot gleicht sich mit der Nachfrage aus, oder es ist bald größer, bald geringer. Nun ist es eine Erfahrung aller Jahrhunderte und aller Länder, daß der Preis einer Sache immer im gleichen Verhältniß zur Nachfrage, im ungleichen zum Angebot steht, das heißt, unter denselben Verhältnissen wird eine Sache theurer, wenn sie gesucht und im Gegentheil wohlfeiler, wenn sie angeboten ist."

„Also," bemerkte Andreas, „wird eine Waare allein schon dadurch im Preise steigen, daß viele sie besitzen wollen, und wenig Verkäufer da sind, während sie billiger wird, wenn die Zahl der Verkäufer größer ist, als die der Kauflustigen."

„Ganz richtig, Andreas; aber deine Erklärung erfordert doch noch eine kleine Berichtigung. Es ist nämlich nicht nöthig, daß die Zahl der Käufer größer oder kleiner sei, als die der Verkäufer, um zu bewirken, daß der Preis einer Waare steige oder falle; die Wirkung ist dieselbe, wenn die begehrte Menge größer oder kleiner ist, als die angebotene. Es ist möglich, daß die Zahl der Verkäufer sehr groß und die der Käufer sehr gering, ja daß nur ein Käufer vorhanden ist; will dieser eine Käufer die Waare

in größerer Menge kaufen, als die Vorräthe sämmtlicher Verkäufer zusammen betragen, so wird die Waare dennoch steigen. Im Gegentheil könnte eine große Zahl Käufer da sein, und die Waare in wenigen Händen, vielleicht nur in einer einzigen sich befinden, aber in größerer Menge, als alle Käufer zusammen suchen, so wird sie fallen. Das natürliche Ergebniß des Angebots einer Waare bleibt, daß sie fällt, das der Nachfrage, daß sie steigt."

„Daher kommt es wohl," bemerkte der Schreiner Salzmann, „daß man im Handel sagt, zwischen „wollen Sie verkaufen?" oder „wollen Sie kaufen?" liegt ein Unterschied von zehn Prozent?"

„Was versteht man denn damit?" erwiederte Andreas.

„Nun, ich denke," gab Salzmann zur Antwort, „wenn etwas hundert Gulden werth ist, aber Niemand will es kaufen, so gibt es der Verkäufer endlich um neunzig Gulden her; will es aber ein Käufer durchaus haben, so muß er 110 Gulden dafür bezahlen."

„Das ist aber unrecht," bemerkte Andreas, „wenn man das Bedürfniß eines Andern so ausbeutet."

„Aber, Andreas," nahm hier der Doktor wieder das Wort, „benützt denn nicht auch der Käufer den augenblicklichen Nachtheil, in dem sich der Verkäufer mit seiner Waare befindet? Jeder sucht die Umstände möglichst zu seinem Vortheil auszubeuten, und Jedem bleibt die Wahl, mit Rücksicht auf seinen Nutzen, den Handel abzuschließen oder fallen zu lassen. Wenn du, Andreas, etwas kaufst, suchst du es gewiß zum niedrigsten Preis zu bekommen und fragst nichts darnach, ob der Kaufmann dabei gewinnt oder verliert; du sorgst für deinen Vortheil, er für den seinigen."

„Wir haben bis jetzt aber nur von dem Fall gesprochen, daß zwei Personen einander gegenüberstehen, ein Käufer und ein Verkäufer, von welchen jeder seinen Nutzen im Auge hat und seinen Standpunkt zu wahren sucht; dabei kann der Wechsel, welchen der Unterschied zwischen Nachfrage und Angebot auf den Preis ausübt, nie sehr beträchtlich sein. Anders verhält es sich aber, wenn die Geschäfte zwischen einer großen Zahl von Käufern und Verkäufern stattfinden, wie z. B. auf einem Markt. Setzen wir den Fall, das Angebot sei hier größer, als die Nachfrage, so kann es mehrere Ursachen dafür geben. Entweder sind die Verkäufer zahlreich und haben großen Vorrath, oder die Zahl der Käufer, ihr Bedarf und ihre Kauflust ist klein. Da mithin Waare im Ueberfluß da ist, so wissen die Käufer im Voraus, daß die Besitzer Opfer bringen werden, um zu verkaufen. Weil für jeden Käufer Waare übrig bleiben wird, so brauchen sie

sich keine Konkurrenz zu machen; sie warten zu. Die Verkäufer wollen ihre Waare nicht wieder heimführen, sie brauchen Geld. Damit die wenigen Käufer nicht Anderen zulaufen, wird daher eifrig angeboten; man läßt mit sich handeln. Das Ergebniß des Marktes wird daher an diesen Tagen ein Abschlag sein. Der Bericht wird lauten: Nachfrage und Käufer gering; Angebot und Waare in Ueberfluß, Preise schwach und im Sinken."

„Sollte man aber nicht meinen," bemerkte Leonhard, „der Eindruck eines oder einiger solcher Märkte müsse dann zu immer größerem Abschlag führen?"

„Allerdings geschieht dies oft; aber Alles hat seine Grenze; fort und fort wird nie eine Waare fallen. Es gehören außerordentliche Umstände dazu, wenn der Verkaufspreis unter den Herstellungspreis sinken soll; auch kann dieser Zustand nie länger andauern, als bis die vorhandene Waare erschöpft ist; denn es gibt Niemand, der nicht alsbald eine Waare herzustellen aufhörte, wenn die Verkaufspreise nicht mehr die Kosten decken; wenigstens werden die Fälle sehr selten sein."

„In dem Waaren-Verbrauch im Allgemeinen sind die Veränderungen nicht bedeutend, es sei denn, daß allgemeines Unglück oder die Vermehrung der Ausgaben für das Nöthigste, wie das Brod, vorübergehend den Absatz der entbehrlicheren Dinge beschränken. Läßt daher der Verbrauch in einem Artikel eine Zeit lang nach, so darf man annehmen, er werde bald wieder lebhafter werden. Hat der Abnehmer seinen Vorrath aufgebraucht, so muß er eben wieder kaufen, wenn er auch gern einen weiteren Abschlag abwarten möchte, und da sich viele mit ihm im gleichen Fall befinden, so wird sich der Absatz wieder heben; der Preis der Waare wird steigen, vielleicht über seinen gewöhnlichen Stand."

„Vorkommen wird es übrigens doch wohl," meinte Herr Althans, „daß der Verbrauch eines Artikels größer wird, als er vorher war."

„Es geschieht hie und da, Herr Althans; doch mit Ausnahme des Brodes, dessen Verbrauch sich ziemlich gleich bleibt. Sobald eine Waare unter ihren gewöhnlichen Preis sinkt, lassen sich viele Leute, deren Mittel für den Ankauf zu dem frühern höheren Preise nicht ausreichten, jetzt zur Anschaffung verleiten, indem sie dafür vielleicht etwas anderes fallen lassen; Andere gebrauchen jetzt davon in größerer Menge. Der Verbrauch dieses Gegenstandes nimmt daher zu; die Nachfrage kommt dem Angebot gleich, sie übersteigt sie vielleicht, und nun heben sich die Preise wieder. So kann es dann kommen, daß der Verbrauch größer bleibt, als er früher war, da der betreffende Gegenstand durch Gewohnheit vielen zum Bedürfniß geworden ist. Manchmal gewinnen auf diese Art die Producenten schließlich durch

einen Preisabschlag, indem der Nutzen, welchen der vermehrte Absatz für sie zur Folge hat, den anfänglichen Schaden durch eine Preisverminderung reichlich ersetzt. Mehr aber noch gewinnen die Abnehmer; sie kaufen die Waare wohlfeiler, oder um denselben Preis eine größere Menge. Wer sich früher den Genuß versagen mußte, kann sich denselben nun auch erlauben."

„Es ist doch wirklich eine seltsame Sache um diesen Einfluß des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage," meinte Gotthard.

„Gewiß," erwiederte der Doktor, „und je weiter wir in unsern Gegenstand eindringen, desto mehr werdet ihr die natürlichen Gesetze bewundern, welche den Verkehr der Menschen regeln. Gehen wir jetzt aber zu dem Fall über, daß die Nachfrage das Angebot übersteigt. Auch darauf können verschiedene Ursachen hinwirken."

„Die Herstellung kann durch irgend eine Ursache gehemmt worden sein, die Verkäufer sind weniger zahlreich; sie haben weniger Waare; vielleicht auch zeigen sich mehr Käufer, ihr Bedarf ist größer, weshalb sie mehr Waare erwerben wollen; dann ist die Nachfrage größer, als das Angebot. Die Verkäufer sind zurückhaltend, die Käufer hitzig; sie machen sich unter einander Konkurrenz; Jeder fürchtet, leer auszugehen, und ist daher geneigt, einen etwas höheren Preis zu zahlen. Dann heißt es: Käufer in Menge, Waare selten und im Steigen."

„Auch da wird nun wohl," fragte Leonhard, „das erstmalige Steigen einen weiteren Aufschlag herbeiführen, wie wir es beim Abschlag gesehen haben?"

„Ganz richtig, Leonhard. Verkäufer und Käufer stehen unter dem Eindruck des Geschehenen. Die Verkäufer, welche, wie man sagt, die Platzbedürfnisse kennen, suchen die Umstände auszunützen. Die Käufer dagegen, welche nothwendigen Bedarf haben, und wissen, wie rar die Waare ist, sind zu Opfern bereit."

„Da muß allerdings die Waare steigen," wandte Leonhard ein, „und zwar sehe ich nicht ab, wo das Steigen aufhören soll. Denn mit dem Aufschlag verhält es sich anders, wie mit dem Abschlag, welcher aufhört, sobald der Verkaufspreis unter die Kosten der Herstellung sinkt; für das Steigen gibt es meines Erachtens keine Grenze."

„Da irrst du dich, Leonhard; der Aufschlag hat ebensowohl seine Grenze, und zwar in dem Geldbeutel der Abnehmer einestheils, anderntheils in der Konkurrenz. Je mehr der Preis einer Waare steigt, desto schwerer wird es den Abnehmern, sie anzuschaffen; fährt sie fort zu steigen, so wird

nun der Preis die Mittel der Meisten übersteigen; sie werden sich dieses Gegenstandes enthalten, und zu einem andern übergehen. Dauert der Aufschlag immer noch fort, so wird die Zahl derer, welchen der hohe Preis die Anschaffung verbietet, immer größer. Die Nachfrage, die das Angebot überschritten hatte, erreicht allmählig wieder das Gleichgewicht und das natürliche Verhältniß wird wieder hergestellt."

„Diesen Verlauf," meinte Michel, „kann ich mir wohl erklären bei Waaren, welche nicht unbedingt nothwendig sind; aber das Getreide z. B. ist eine Sache, die man um jeden Preis haben muß; bei eintretendem Mangel muß ja der Preis ohne Maß und Ziel in die Höhe gehen."

„Das ist wiederum ein Irrthum, Michel; glücklicher Weise zieht hier die Konkurrenz eine Grenze. In gewöhnlichen Zeiten, wenn das Getreide wohlfeil ist, kauft man es nicht im Ausland, weil die Transportkosten es dem Marktpreis in der Heimath gegenüber zu sehr vertheuerten. Je nachdem aber dieser steigt, deckt er auch die Transportkosten aus den entferntesten Gegenden. In der Hoffnung auf Gewinn wirft sich die Spekulation mehr und mehr auf derartige Unternehmungen; das Getreide kommt nach und nach in hinreichender Menge an, und die Zufuhren von auswärts drücken sofort auf die Preise. Die Konkurrenz verhindert auf diese Art ein übermäßiges Steigen, und je vollkommener die Verkehrsmittel werden, desto wirksamer wird sie in Zukunft die Völker vor der Noth großer Theuerungen schützen."

„Das könnte mich," meinte Leonhard, „am Ende noch mit der Konkurrenz aussöhnen."

„Die Konkurrenz," erwiederte der Doktor, „hat auch sonst noch viele Vortheile. Sie schützt vor unverhältnißmäßigen Preiserhöhungen, in Folge vermehrter und das Angebot überschreitender Nachfrage. Sobald der Preis der Dinge den natürlichen Werth übersteigt, so wächst der Nutzen des Producenten, was Andere zur Herstellung desselben Gegenstandes veranlaßt. Bei den Handelsgewächsen habt ihr diesen Vorgang selbst schon beobachten können. Gleicherweise verhält es sich aber in den Gewerben. Vertheuert sich ein Artikel über seinen natürlichen Preis, so entstehen neue Fabriken, man verfertigt denselben mehr im Großen, und kann dadurch den Grundsatz der Arbeitstheilung in höherem Maße anwenden, das Herstellungsverfahren verbessern, und endlich ein wohlfeileres und besseres Fabrikat erzielen. Es kommt nun häufiger auf den Markt, das Angebot übersteigt die Nachfrage, der Preis stellt sich wieder auf seinen früheren Stand und sinkt wohl auch endlich unter diesen herunter. Jetzt wird der Gegenstand

einer größeren Zahl von Abnehmern erst zugänglich, und ohne daß die Producenten an ihrem Gewinn Einbuße erlitten, ist das Publikum um eine Bequemlichkeit für wohlfeilen Preis bereichert worden. So kann eine augenblickliche Preiserhöhung durch Erweckung der Konkurrenz, statt, wie es anfänglich schien, Entbehrungen zur Folge zu haben, die Quelle weiterer Genüsse für die Gesellschaft werden."

„Ich wiederhole euch, je mehr man über die natürlichen Gesetze der menschlichen Gesellschaft nachdenkt, um so mehr Anlaß zur Bewunderung schöpfen wir aus deren Betrachtung."

Fünfzehnte Unterhaltung.

Der Preis der Lebensmittel wird ebenfalls durch das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage bestimmt.

In der Woche von der letzten auf die heutige Zusammenkunft hatten sich die Verhältnisse noch nicht so gestaltet, wie Viele gehofft hatten; dagegen war der Verlauf ein günstigerer gewesen, als wieder Andere befürchteten.

Im Ganzen hatten wenig Arbeiter den Ort verlassen; denn die Theuerung war dieselbe in ganz Deutschland. Wo durften sie sonst hoffen, Beschäftigung zu finden, da die Gewerbe überall darnieder lagen? Viele hatten bei den öffentlichen Arbeiten und bei den wohlhabenden Landbesitzern Beschäftigung gefunden. Diese Arbeit, welche dem Wohlthätigkeitssinn der Einwohner ihre Entstehung verdankte, hörte natürlich auf, sobald die Noth nachließ. Alles lief daher in Folge des Aufrufs der Fabrik zu. Dort hatten aber die Geschäfte noch keineswegs wieder das frühere Leben gewonnen, und wenn die Eigenthümmer auch, mit alleinigem Ausschluß einiger unverbesserlicher schlechter Subjekte, ihrem gesammten früheren Personal nun wieder Arbeit gaben, so konnten sie demselben doch vorerst die alten Löhne nicht verwilligen. Daß deren Herabsetzung aber ohne Murren hingenommen wurde, war wohl hauptsächlich eine Folge der belehrenden Vorträge des Herrn Auer.

Uebrigens trug noch ein anderer Umstand zur Beruhigung bei. Die Getreidepreise waren am letzten Markttag abermals beträchtlich gefallen, und ein weiteres Sinken stand bevor. Nachdem der Doktor seinen Zuhörern

über diese Begebenheiten seine Freude ausgesprochen hatte, wollte er den Gegenstand seiner letzten Unterhaltung eben wieder aufnehmen, als der Schneider Erdmann mit einer Frage das Wort ergriff.

„Herr Doktor, ich weiß mir eine Thatsache, die in diesem Augenblick vor sich geht, mit dem von Ihnen aufgestellten Grundsatz, daß Ueberfluß und Seltenheit einer Sache hauptsächlich das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage beeinflussen, nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen. Die gegenwärtig in Deutschland vorhandene Menge von Getreide nimmt alle Tage ab, und wird, da der Verbrauch seinen Gang geht, bis zur Ernte fort und fort abnehmen. Dessenungeachtet schlägt der Preis seit zwei Monaten ab; der Vorrath vermindert sich, und doch sinkt der Preis. Wie stimmt das mit dem erwähnten Grundsatz zusammen?"

„Ganz gut, Michel," erwiederte der Doktor. „Mit dem Ueberfluß und der Seltenheit des Getreides verhält es sich nicht wie bei Waaren, die man nach Gefallen anfertigen kann. Hinsichtlich der letzteren macht man sich keine Sorgen, ob der Vorrath dem Bedürfniß entspreche; jeder Tag bringt ja neue Erzeugnisse. Das Getreide aber erntet man nur einmal im Jahr, und diese eine Ernte muß für das ganze Jahr genügen. Nun war, als die ganze letzte so schwache Ernte noch in den Scheunen lag, doch offenbar der Vorrath verhältnißmäßig kleiner, als heute, denn er sollte für den Bedarf eines ganzen Jahres hinreichen, während der gegenwärtige, verstärkt durch die Zufuhren aus dem Ausland, höchstens nur noch für zwei Monate vorzuhalten braucht."

„Demnach, Herr Doktor, ist es, um den Ueberfluß oder die Seltenheit einer Sache zu beurtheilen, nicht hinreichend, die vorhandene Menge zu kennen, sondern wir müssen auch wissen, wie sich diese Menge zu dem Bedarf verhält, den sie befriedigen soll."

„Ganz recht," erwiederte Herr Auer, „aber ich möchte noch beifügen, daß der wahre Maßstab des Getreidepreises, wie derjenige aller andern Verbrauchsgegenstände immer das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage bleibt. Dies beweisen am besten die raschen Veränderungen, welche oft diese Preise erfahren. Bekanntlich war von 1845 an die Ernte eine mittelmäßige und konnte dem Verbrauch nicht genügen; allein man wollte nicht daran glauben, und da in Folge dieser Selbsttäuschung die Nachfrage nicht stieg, so hielten sich die Preise ohne merklichen Aufschlag. Ueberdies fand sich der Ausfall durch die Frühreife der Ernte von 1846, welche gewöhnlichen Jahrgängen fast um einen Monat voraus war, gedeckt. Diese frühe Ernte war aber ungenügend für den Verbrauch von dreizehn Monaten,

statt von zwölf, und da die Frucht überdies beim Dreschen schlecht ausgab, indem sie zu trocken und zu schnell aufgewachsen war, so kam man bald zu der Erkenntniß des Irrthums, dem man sich vorher überlassen hatte. Wie in der Folge die Nachfrage um so ängstlicher wurde, und welche Wirkung dies in Ansehung der Preise hatte, haben wir ja nur zu schmerzlich erfahren."

„Weiß man denn überhaupt," fragte Leonhard, „ob für ein so großes und stark bevölkertes Land, wie Deutschland, alljährlich genug Getreide wächst?"

„Nicht jedes der deutschen Länder," erwiederte der Doktor, „erzeugt seinen Bedarf selbst; während aber z. B. Sachsen und Tirol unzureichend Korn hervorbringen, sind andere, wie Baiern, Württemberg, Mecklenburg, Holstein rc., in gewöhnlichen Jahrgängen in der Lage, noch Getreide auszuführen, und in Folge des dadurch ermöglichten Ausgleiches bedarf, sofern nicht ein allgemeiner Mißwachs eintritt, Deutschland im Ganzen einer Zufuhr vom Ausland nicht, sondern hilft noch der Schweiz und Frankreich aus, welche beide, besonders aber die gebirgige Schweiz, nicht hinreichend Brodfrüchte für ihren Bedarf erzeugen."

„Wie," fragte Leonhard, „auch das große Frankreich braucht Zufuhren vom Ausland?"

„Allerdings," erwiederte der Doktor; „dort hat die Regierung seit 41 Jahren sorgfältige Erhebungen gemacht und gefunden, daß jährlich durchschnittlich 900,000 Hektoliter zu wenig für den Bedarf erzeugt werden, und daß diesen Ausfall die Zufuhren von Getreide aus dem Ausland decken müssen. Da der Jahresbedarf des ganzen großen Landes von 37 Millionen Einwohnern sich jährlich auf 120 Millionen Hektoliter beläuft, so würde das selbst erzeugte Getreide daher durchschnittlich für drei Tage im Jahr nicht ausreichen. Es handelt sich dabei vom Weizen, welcher in Frankreich die gewöhnliche Brodfrucht ist, und von dem 26 Millionen leben, während 11 Millionen Mischlingsfrucht, Mais, Kastanien und derlei mehlreiche Nahrungsmittel genießen. Diese mit eingerechnet erzeugt Frankreich in gewöhnlichen Zeiten sogar noch etwas mehr, als seine Bevölkerung verzehrt. Derlei Erhebungen, die man der neueren Zeit verdankt, und die allerdings in einem, ein geschlossenes Ganzes bildenden Staate erleichtert sind, haben ihren großen Werth für Erleichterung der Fürsorge der Regierungen bei eintretenden Mißjahren und bauen im Verein mit den Verbesserungen in der Landwirthschaft der Hungersnoth vor, welche eine Geißel früherer Jahrhunderte war. Solcher Hungersnöthe zählte man in Frankreich allein im zwölften Jahrhundert 51, in England vom Jahr 1049 bis 1355: 121."

„Wenn man dies Alles erhoben hat," bemerkte Gotthard, „so wird man auch wissen, wie sich die Zahl der fruchtbaren Jahre zu den unfruchtbaren verhält."

„Allerdings," erwiederte der Doktor; „man rechnet auf 50 Jahre beiläufig 30 mittlere, 10 geringe und nur 10 ganz schlechte Ernten. Ihr seht daher, daß die guten Jahre die schlechten überwiegen; die letzteren sollen den Menschen den Nutzen der Vorsicht lehren. Es ist dies die Geschichte der sieben fetten und der sieben mageren Kühe in der heiligen Schrift."

„Aber," wandte Herr Althans ein, „wenn, wie Sie sagten, Frankreich in gewöhnlichen Zeiten sogar etwas mehr erzeugt, als seine Bevölkerung verzehrt, warum muß es doch noch 900,000 Hektoliter Korn einführen?"

„Dies, Herr Althans, erklärt sich dadurch, daß die Mehlfrüchte nicht allein zur Nahrung der Menschen verwendet werden, sondern sie dienen auch zum Theil zur Nahrung unserer Hausthiere; außerdem haben die Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Stärkefabriken u. s. w. einen großen Bedarf."

„Das ist aber nicht recht," erwiederte Herr Althans, „was zur Nahrung der Menschen dient, sollte man nicht zu andern Zwecken wegnehmen dürfen."

„Ich werde Ihnen beweisen, Herr Althans, daß Sie im Irrthum sind. Gibt es viele solche Fabriken in einem Land, so richtet man sich im Feldbau für ihren Bedarf mit ein, weil man immer herzustellen sucht, was einen sicheren Absatz findet. Es wird also mehr Korn gebaut, weil ein weiterer Absatzweg eröffnet ist. Kommt nun aber ein Mißjahr, so tritt eine rasche Abnahme in dem Verbrauch aller Gegenstände, mit Ausnahme des nöthigsten, des Brodes, ein. Die Korn verbrauchenden Fabriken stellen bei dem theuren Preis desselben ihre Thätigkeit großentheils ein, so daß, was in guten Jahren für ihren Betrieb gebaut wurde, in schlechten Zeiten nun zum großen Theil der menschlichen Nahrung zu gut kommt. Ihr seht also auch aus diesem Fall, wie in der Freiheit, welche den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt, die beste Gewährschaft liegt."

„Es gibt aber," bemerkte Herr Althans, „in Deutschland doch gewiß noch vielen unangebauten Boden. Warum bebaut man diesen nicht? Man wäre dann durch Mangel in Mißjahren doch weniger bloß gestellt."

„Das hat seinen einfachen Grund, Herr Althans. Auch beim Getreide, wie in allem Andern, hängt die Erzeugung von der Nachfrage ab. Ließe es sich umsonst erzeugen, so würde viel mehr producirt, als man be-

darf, und wenn es auch verdürbe; aber da in gewöhnlichen Jahren der Durchschnittspreis dem Bauern nur eben die Kosten deckt, so liegt darin keine Aufforderung, den Anbau zu vermehren; wenn das Angebot die Nachfrage überstiege, so würde der Verkaufspreis selbst die Kosten nicht mehr einbringen. Es sind die besten Felder, welche mit Getreide angebaut werden; bei vermehrtem Anbau müßte man auch Boden von geringerer Güte dazu nehmen und mehr Arbeit und Düngung darauf verwenden. Diese Opfer erhielte der Landmann aber nicht ersetzt, es wäre denn bei starker Zunahme der Bevölkerung, welche neue Nachfrage hervorrufen würde."

„Aber noch ein weiterer Grund steht dem Anbau im größerem Maße hindernd im Wege. Eine Vermehrung der Kosten würde die Konkurrenz fremder Länder hervorrufen, welche wohlfeil erzeugen, weil ihnen ungeheure Ländereien von großer Fruchtbarkeit bei schwächerer Bevölkerung und geringerer Nachfrage, sowie weit wohlfeilere Arbeitskräfte zu Gebot stehen, wie z. B. Ungarn. Trotz der Transportkosten würden sich die Preise für das von auswärts eingeführte Getreide auf unseren eigenen Märkten billiger stellen, als für die einheimische Waare, und unsere Producenten könnten nicht mehr bestehen. Daher begnügt man sich, den gewöhnlichen Bedarf zu erzeugen, und überläßt es dem Ausland, in schlechten Jahrgängen den Ausfall zu decken."

„Wenn uns doch," warf Leonhard ein, „die Erzeugnisse des Auslandes zu Gebot stehen, wie kommt es aber, daß dieses Jahr ein so großer Mangel in Deutschland eingetreten ist?"

„Von Mangel, Leonhard, war nicht die Rede. Die Vorräthe waren wohl augenblicklich zusammengeschmolzen, aber nicht ausgegangen. Ja es stand das Ausgehen nicht einmal bevor."

„Warum ist denn aber der Preis so gestiegen?" fragte Leonhard.

„Weil Jedermann, Leonhard, statt nachzudenken und zu handeln, sich der Angst überließ. Schon im November, also zwei Monate nach der Ernte, wo von einer Erschöpfung der Vorräthe doch noch keine Rede sein konnte, war der Preis ja um mehr als die Hälfte und im Februar weit über das Doppelte gestiegen. Alles fürchtete, kein Korn mehr zu erhalten, oder doch nur für hohen Preis, und, wie gewöhnlich in der Angst, handelte man so verkehrt wie möglich und that Alles, um die Preise hinaufzutreiben. Jeder glaubte den Augenblick benutzen zu müssen, so lange der Preis noch nicht übertrieben wäre, daher Gedränge auf den Märkten und eine in's Ungeheure gesteigerte Nachfrage; die Angst steckt an, die Gerüchte stellen die

Lage immer bedrohlicher dar, daher von Markttag zu Markttag größerer Zudrang von Käufern und neuer Aufschlag."

„Demnach," sagte Andreas, „war ich im Irrthum, wenn ich glaubte, der Preis steige im Verhältniß der Unzulänglichkeit der Vorräthe, so daß ein Aufschlag um die Hälfte bedeute, daß nur die Hälfte des Bedarfs vorhanden sei, also nur noch die halbe Bevölkerung zu essen habe. Umgekehrt habe ich geglaubt, wenn nach einer guten Ernte der Kornpreis auf die Hälfte sank, die Vorräthe werden nun für zwei Jahre hinreichen."

„Dies ist ein sehr verbreiteter Irrthum," erwiederte der Doktor. „Der Fruchtpreis steigt und fällt aber keineswegs im Verhältniß zum Zuwenig oder Zuviel, sondern in einem weit stärkeren Maßstab. Man hat beobachtet, daß ein Ausfall von 5 Procent gegen eine mittlere Ernte den Preis um 30 Procent in die Höhe treibt, 10 Procent Ausfall um 80 und 15 Prozent um 150. Bei 20 Procent Ausfall steigt der Preis fast um das Dreifache."

„Es läßt sich in der That auch auf eine sehr einfache Weise erklären, warum das Deficit alsbald größer erscheint, als es wirklich ist. Sobald die Nachfrage die gewöhnlichen Verhältnisse überschreitet, so läßt das Angebot nach. Wer seine Frucht nicht verkaufen muß, zieht vor, sie nicht auf den Markt zu bringen; er weiß, daß die Seltenheit die Preise steigert und hält deshalb zurück, weil er glaubt, später noch theurer verkaufen zu können. So erscheint nun wirklich weniger Waare auf dem Markte, was vereint mit den allgemeinen Besorgnissen Grund genug zu dem Aufschlag abgibt."

„Wenn aber doch Frucht vorhanden ist," fragte Andreas, „warum zwingt die Regierung die Besitzer nicht, den Markt zu befahren?"

„Andreas," antwortete der Doktor, „da muß ich zwei Gegenfragen an dich stellen. Erstlich, wie soll es die Regierung zweckmäßig angreifen, um Diejenigen zu bezeichnen, welche den Markt befahren sollen — welchen Markt? an welchem Tage? mit wie viel ihrer Vorräthe? Wie sollte sie den Besuch der Käufer reguliren? Und zweitens, warum willst du Diejenigen, welche Getreide besitzen, zum Verkauf zwingen, wenn sie weder Lust dazu haben, noch Geld brauchen? Achtest du nicht besser die Freiheit der Andern? Warum sollen diejenigen, welche Frucht bauen, nicht eben so gut über ihr Eigenthum verfügen können, wie jeder Gewerbtreibende? Da würde Niemand mehr Frucht bauen wollen, und was wäre dann gewonnen?"

„Die Regierung," fuhr Andreas fort, „sollte wenigstens einen festen

Preis bestimmen, welchen die Frucht nicht übersteigen darf, damit der Arme doch sein Brod erschwingen kann."

„Immer soll die Regierung einschreiten," erwiederte der Doktor; „erkennst du denn nicht, daß dies ein Eingriff in die Freiheit und das Eigenthum der Leute wäre? Mit welchem Recht willst du sie zwingen, ihre Waare ein Viertel oder die Hälfte unter dem Preise zu verkaufen, welchen sie erzielen können? Was dem Einen recht, wäre auch dem Andern billig. Die Maßregel müßte also auf alle anderen Waaren ausgedehnt werden. Weißt du, was die Folge wäre? Ich kann es dir sagen, denn in der That ist der Versuch mit solchen Zwangspreisen in mehreren Ländern gemacht worden."

„Geschichtschreiber berichten, daß im Jahr 1315 England von einer großen Hungersnoth heimgesucht wurde. Da ordnete das Parlament an, daß alle Nahrungsmittel zu festgesetzten mäßigen Preisen verkauft werden müßten. Die Folge aber war, daß man nichts mehr auf den Markt brachte, und daß die Theuerung noch größer wurde, als zuvor. Später, im Jahr 1348, nach der großen Pest, welche in ganz Europa wüthete, benützten in demselben Land die Arbeiter den Mangel an Arbeitskräften, um die Löhne möglichst hinaufzutreiben. Da schritt wieder das Parlament ein und verbot, höhern Lohn zu fordern, als vor 1346 bezahlt wurde; es befahl ferner den Metzgern, Bäckern und andern Verkäufern von Lebensmitteln, ihre Waaren zu ermäßigten Preisen zu verkaufen. Und abermals war die Folge, daß Niemand mehr arbeiten und Niemand verkaufen wollte; nachdem das Parlament vergebens versucht hatte, andere etwas höhere Preise vorzuschreiben, mußte es endlich Jedem wieder freistellen, nach eigenem Ermessen zu handeln. Nicht lange vorher, im Jahre 1304, glaubte auch der König Philipp der Schöne, einer in Frankreich ausgebrochenen Hungersnoth durch ähnliche Verfügungen ein Ende machen zu können; er verbot, unter Androhung der Beschlagnahme der Waaren, die Brodfrüchte höher, als nach einer von ihm festgesetzten Taxe zu verkaufen, und befahl, Alles, was nicht zu eigenem Bedarf und zur Aussaat erforderlich war, auf den Markt zu bringen. Abermals war die Folge, daß Alles noch höher im Preise stieg und Philipp mußte seinen Befehl zurücknehmen."

„Auch in neuerer Zeit, zu Anfang der französischen Revolution, als trotz einer nicht schlechten Ernte die allgemeine Unsicherheit ein Zurückhalten mit den Vorräthen und in Folge dessen eine große Theuerung in Frankreich hervorgerufen hatte, wollte der Convent für alle Waaren ein Maximum, d. h. einen Preis feststellen, der nicht überschritten werde durfte. Nun, auch hier war das

Ergebniß eine vollständige Entblößung, und Frankreich erinnert sich mit Schrecken dieses Maximums, weil zu keiner andern Zeit ein solcher Mangel an Allem geherrscht hat. Schlug doch damals der Abgeordnete Barrère im Namen des Ausschusses für das öffentliche Wohl als einzigen Ausweg vor, eine allgemeine bürgerliche Fastenzeit zu verordnen."

„Auch in Deutschland veranlaßte die Theuerung des Jahres 1817 einige Regierungen zu Maßregeln, die, obgleich wohlgemeint, sich sehr fehlerhaft erwiesen. Damit die Kornpreise nicht eine Höhe erreichen sollten, welche sie für die unbemittelten Klassen unerschwinglich machte, entschlossen sich einzelne Regierungen selbst zu Ankäufen im Ausland. Sie beabsichtigten, die erkauften Früchte unter dem Selbstkostenpreise unter die Bedürftigen zu vertheilen und den Ausfall als Steuer auf das ganze Land umzulegen. Die Folge war jedoch, daß durch diese Maßregel der Privatspekulation der Boden entzogen wurde, indem diese mit einem solchen Verkäufer nicht zu konkurriren vermochte, daß somit jede andere Hilfe, der Noth zu steuern, abgeschnitten ward. Da die Zufuhren der Regierungen zudem langsamer als vorgesehen, eintrafen, nahmen Theuerung und Noth auf fürchterliche Weise über Hand. Solche Mißstände ergeben sich jedesmal, wenn man in die natürlichen Gesetze eingreifen, und Recht und Freiheit beschränken will."

„Ich sehe," bemerkte Andreas, „aus alle dem eben, daß bei Theuerungen der Armuth nicht zu helfen ist."

„Doch nicht, Andreas; die Gesellschaft läßt sich in unserem Zeitalter nicht vorwerfen, daß den Armen keine Hilfe von ihr zu Theil werde. Die reichen und wohlhabenden Leute bringen in solchen Zeiten der Noth gerne Opfer. Eine einfache Art der Unterstützung besteht zum Beispiel darin, daß man bei unerschwinglichen Brodpreisen den armen Familien Anweisungen ausstellt, gegen welche sie bei den Bäckern ihren Bedarf um ermäßigten Preis erhalten können, während die Gemeinde oder eine wohlthätige Gesellschaft den Preisverlust zu tragen übernimmt. Dieses Auskunftsmittel verletzt in keiner Weise die Freiheit des Verkehrs."

„Wenn aber," meinte Leonhard, „Niemand rechtlich gezwungen werden darf, zu verkaufen, noch weniger zu Zwangspreisen zu verkaufen, so muß ja die Angst des Publikums und die Gewinnsucht der Verkäufer die Preise maßlos in die Höhe treiben."

„Dies wird," erwiederte der Doktor, „weder beim Getreide, noch bei anderen Waaren je geschehen. Im Vergleich mit Anderem wird allerdings das Getreide mehr aufschlagen, weil es eine Waare ist, welche alle Welt braucht, weshalb die Nachfrage ungeheuer ist. Aber ohne Aufhören wird es nicht steigen. Hat es

einige Jahre nacheinander reiche Ernten gegeben, so veranlaßt die Entwerthung der Brodfrüchte die Bauern zum Anbau anderer Gewächse; die Erzeugung vermindert sich und die Preise steigen. Kommen nun schlechte Ernten, so findet alsbald der Bauer eine größere Aussaat wieder in seinem Vortheil, wie dies in gegenwärtigem Jahr der Fall war, und dieser Umstand wird die Ernte noch viel reichlicher machen. So folgt immer auf die Periode der mageren wieder die der fetten Kühe. Der Vortheil der Bauern ist hiefür die beste Gewähr. Aber noch ein anderer Grund verhindert, daß beim Eintreten schlechter Jahre die Preise schrankenlos in die Höhe getrieben werden können. Es ist die Konkurrenz und der Nutzen der Verkäufer selbst; die Vorräthe können nicht auf unbegrenzte Zeit aufgespeichert bleiben, weil die Besitzer für ihre Bedürfnisse und den Betrieb ihrer Landwirthschaft auch wieder Geld brauchen."

„Wohl," erwiederte Leonhard, „aber da kommen dann die Spekulanten, die Wucherer, welche aufkaufen, somit ist nichts für das Land gewonnen."

„Aha, Leonhard, jetzt bringst du die Kornwucherer, die Kipperer, zur Sprache, ein Name, der in den letzten fünf Monaten so viel Unheil gestiftet hat. Es hat mich Wunder genommen, daß er bis jetzt noch nicht verlautete. Aber ich werde euch zeigen, was hinter dem Worte steckt. Was ihr Kipperer nennt, sind allerdings Aufkäufer, Spekulanten, welche gewinnen wollen. Aber auch unter ihnen selbst, sowie zwischen ihnen und den Producenten besteht eine bedeutende Konkurrenz. Wenn sie auch die Frucht aus den oft fest zugehaltenen Scheuern der Bauern in ihre Hände bekommen, so ist ihre Zahl doch zu klein, als daß sie alle Vorräthe an sich bringen konnten. Dazu würden ganz ungeheure Kapitalien gehören. Ihre Gewinnsucht findet aber eine Schranke in der Sorge, ein längeres Zuwarten könne die Gefahr von Rückschlägen bringen; andere Aufkäufer und am Ende das Ausland könnten ihnen den Markt verderben, und somit werden nie zu viele Vorräthe, und diese Vorräthe nie zu lange in ihren Händen festgehalten werden. Sehr häufig wird der Nutzen, daß sie in die ruhenden Vorräthe überhaupt Bewegung bringen, den Gewinn, welchen sie nehmen, bedeutend überwiegen."

„Eine unbegrenzte Steigerung der Preise durch Aufkauf steht daher nicht zu befürchten. Ueberhaupt hat diese Preissteigerung ihr natürliches Maß und Ziel, welches in dem Verhältniß der Unzulänglichkeit der Ernte begründet ist. Auch bei der schlechtesten Ernte wird in unsern gut bebauten Ländern das Zuwenig nie den zehnten Theil des jährlichen Verbrauchs

übersteigen, und die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß nie in allen Ländern zugleich Mißwachs ist. Die Länder an der Ostsee, die weiten Ebenen von Ungarn, Polen, Rußland, selbst Egypten, Amerika und Australien, erzeugen Korn in Menge, und bei der Verschiedenheit der Erdstriche kann in dem einen die größte Fruchtbarkeit stattfinden, während anderswo schlechte Ernten sind. Ueber die sich hieraus ergebenden Folgen werden wir das nächstemal sprechen."

Sechzehnte Unterhaltung.

Die Handelsfreiheit allein kann für das Ausreichen der Nahrungsstoffe und die richtige Bestimmung der Preise Gewähr leisten.

Man war nun im Monat Juli angekommen. Bei fortwährend schöner Witterung eröffneten sich die erfreulichsten Aussichten für die Ernte. Alles athmete auf, obwohl die Löhne noch nicht wieder den alten Stand erreicht hatten.

Herr Auer kam zunächst auf den Gegenstand der letzten Unterhaltung zurück.

„Meine Freunde," hob er an, „wir haben das vorigemal von der Angst gesprochen, wie sie zur Vertheuerung des Getreides beiträgt, welche ihrerseits wieder von so großem Einfluß auf den Verbrauch aller andern Gegenstände ist. Diese Angst hat aber doch auch wieder ihr Gutes."

„Wie!" rief Herr Radmann, „die Angst soll zu etwas gut sein?"

„Ja, Herr Radmann, vorausgesetzt, daß sie nicht zu weit geht. Die anfänglich aus Angst, nicht aus Mangel entspringende Theuerung verhindert, daß die Gefahr in der Folge zu groß wird. Wenn sich bei einer Ernte ein Zuwenig von einem Zehntel ergibt, was, wie wir sahen, schon außerordentlich ist, so steigt der Preis nicht blos um 10 Procent. Dieser Aufschlag wäre ganz ungenügend, die Leute haushälterischer in ihrem Verbrauch zu machen, oder gar den Handel aufzumuntern, daß er aus der Ferne Zufuhren herbeischafft. Im Beginn wäre allerdings der Verlust geringer; aber die zunehmende Erschöpfung der Vorräthe brächte um so schlimmere Nachwehen mit sich. Es verhindert mithin die durch die Angst hervorgerufene frühzeitige und unverhältnißmäßige Theuerung späteres größeres Uebel."

„Wir wollen annehmen, daß in unsern wohlbebauten Ländern in schlechten Jahrgängen die Ernte für fünfzehn bis vierundzwanzig Tage nicht zur Nahrung ausreiche. Ziehen wir nun die große Menge von Brod, welche in den meisten Haushaltungen verschleudert wird, die Krusten und Stücke, welche nach jeder Mahlzeit liegen bleiben, und welche man den Hausthieren, dem Geflügel hinwirft, ferner was die Kinder verderben, und was auf andere Weise verzettelt wird, in Betracht, so wird sich herausstellen, daß die so verschleuderte Menge nahezu jenem Zuwenig entspricht."

„Die durch die Angst hervorgerufene Theuerung macht aber auf einmal die Familien vorsichtiger. Man geht sparsamer mit dem Brod um, man schafft die unnützen Thiere ab, oder füttert sie wenigstens nicht mehr mit Körnern, welche dem Menschen zur Nahrung dienen. Auch die Gewerbe, welche Brodfrüchte verwenden, Stärkefabriken, Branntweinbrennereien u. s. w., beschränken wegen der erhöhten Preise ihren Betrieb, was Alles dazu beiträgt, die Folgen einer schlechten Ernte abzuschwächen."

„Ein weiteres Mittel," meinte Gotthard, „wäre noch, wenn die Familien selbst ihren Verbrauch um ein Kleines beschränken wollten. Man sagt sprichwörtlich, wo drei zu essen haben, essen auch vier mit. Wenn das Deficit einer Ernte selten den zehnten Theil erreicht, so dürfte ja Jeder nur statt zehn blos neun Bissen Brod nehmen; das spürte Niemand an seiner Gesundheit und an seinen Kräften."

„Dein Rath ist sehr gut, Gotthard; es ist der Rath eines Mannes, welcher selbst Ordnung und Sparsamkeit in seinem Haushalt ausübt; aber er ist leichter gegeben, als befolgt; es fehlt dazu an Ordnung und Einsicht in so vielen Haushaltungen. Ich wüßte noch einen andern Rath, nämlich das Brod, mehr als es geschieht, durch andere Nahrungsmittel zu ersetzen; allerdings leistet die Kartoffel hierin schon große Dienste und ihrer Einführung hauptsächlich verdanken wir, daß die Hungersnöthe viel seltener geworden sind; aber auch das Welschkorn, der Reis, welche einzelne Gegenden in großer Menge erzeugen, wären ein gutes Hilfsmittel, den Brodverbrauch zu vermindern, wenn sich das Landvolk mehr daran gewöhnte. Die Folgen der Mißjahre ließen sich überhaupt abschwächen, wenn wir nicht unsere ganze Nahrung von Getreide und Kartoffeln, welche meistens mit einander gerathen oder mißrathen, abhängig machten, sondern wenn es gelänge, den Anbau von Lebensmitteln einzuführen, welche verschiedene Witterungsverhältnisse zu ihrem Gedeihen erfordern. Damit würden wir die großen Schwankungen in den Preisen des Getreides vermindern. Denn in diesen Schwankungen noch mehr, als im wirklichen Preis, liegt das Uebel. Es

wäre nichts daran gelegen, ob der Scheffel Korn zehn oder fünfzehn Gulden kostet, wenn sich nur der eine oder der andere Preis fest hielte."

„Wie," rief Michel, „da wäre nichts daran gelegen? Was würde dann aus den armen Leuten, wenn der Preis immer ein so hoher bliebe."

„Wenn der Preis fest stünde, Michel, so wäre er weder hoch, noch niedrig, denn alle andern Erzeugnisse, alle Verbrauchsgegenstände, die Pachten, die Löhne, Alles würde sich nach diesem Preis des hauptsächlichsten Lebensmittels richten. Nur darin, daß der Preis so schnell wechselt, liegt die häufige Störung im Verkehrsleben und das Unbehagen der Gesellschaft; darin besteht hauptsächlich die Ursache der Mißgeschicke in Handel und Gewerben."

„Kommen gute Ernten, so wird das Getreide so wohlfeil, daß der Bauer nicht mehr bestehen kann, während alle Andern von diesem Ueberfluß Nutzen ziehen, und die Geschäfte sich vervielfältigen. Ueberall vermehrt sich die Arbeit, weil der niedrige Preis der Nahrungsmittel nun nach andern Seiten Befriedigung der Wünsche erlaubt, und das Freudengeschrei der Städte erstickt die Klagen des Landes."

„Das ist nur zu wahr," riefen Flicker, Radmann und andere Bauern. „Uns will man aber nie glauben, daß reiche Ernten nicht immer unser Vortheil sind."

„Weil man Alles gewöhnlich oberflächlich ansieht. Nehmen wir aber den andern Fall an, die Folgen einer Reihe von schlechten Ernten. Im Verlauf von wenigen Wochen steigen die Preise um die Hälfte über ihren mittleren Stand. Die voraussichtliche Theuerung beginnt schon ihren Einfluß auf die Gewerbe auszuüben. Jetzt klagen die Städte; die Hälfte des Lohnes der Arbeiter geht in Brod auf; die andern Verbrauchsgegenstände entbehren jeden Absatzes; die Fabriken und alle Geschäfte vermindern ihre Thätigkeit, die Löhne sinken, und die Lage aller Gewerbtreibenden wird trostlos."

„Das ist die reine Wahrheit, Herr Doktor," riefen nun Leonhard, Moritz, Benedikt und andere Fabrikarbeiter.

„Oft aber," fuhr der Doktor fort, „und darin liegt hauptsächlich der Uebelstand, überholt der steigende Preis drei- und vierfach das wirkliche Bedürfniß. Angenommen, es seien in einem Bezirke statt 12,000 noch 10,000 Scheffel Frucht übrig, so kann es vorkommen, daß das Fehlen von 2000 Scheffeln den Preis jener 10,000 Scheffel verdoppelt und verdreifacht, wie mit Beispielen belegt werden könnte."

„Das ist entsetzlich," rief Gotthard, „und beweist, wie unvernünftig die Menschen sind."

„Diese Schwankungen," fuhr der Doktor fort, „führen aber noch einen andern Mißstand mit sich. Es kann sich ereignen, daß man das Korn, so lange es auf zehn Gulden der Scheffel steht, bei dem geringen Werth verschleudert und ausführt, um es bei Eintreten einer Theuerung um den doppelten Preis wieder aus dem Ausland beziehen zu müssen."

„Warum," fragte Herr Althans, „hebt man denn aber in fruchtbaren Jahren die Vorräthe nicht auf? Es ist ja damit nicht, wie mit den Kartoffeln, welche von einem Jahr zum andern verderben."

„O, o!" riefen mehrere Bauern, „man sieht wohl, daß Sie kein Korn auf dem Speicher haben."

„Nichts," erwiederte der Doktor, „verdirbt so leicht, als das Korn. Es verträgt weder Feuchtigkeit noch Hitze; es schimmelt, es gährt, und hat eine Menge Feinde, zumal unter den Insekten, namentlich den Kornwurm, welcher in manchen Jahren so viel verzehrt, als das Deficit in mittelmäßigen Jahrgängen beträgt. Oft fehlt es unsern Bauern auch an ordentlichen Gelassen zur Aufbewahrung."

„An solchen Räumlichkeiten," meinte Andreas, „kann es aber doch der Regierung nicht fehlen. Warum kauft sie die Frucht nicht auf, um sie dann nach Maßgabe des Bedarfs wieder wegzugeben?"

„Immer wieder die Regierung," erwiederte der Doktor. „Am Ende verlangt man noch, daß sie auf Kosten der Freiheit von Erzeugung und Verbrauch der alleinige Käufer und Verkäufer des Getreides sein und die Preise bestimmen soll."

„Das nicht," erwiederte Andreas; „aber sie könnte wenigstens zu Zeiten großer Fruchtbarkeit bedeutende Vorräthe anlegen, um der Theuerung vorzubeugen, wenn wieder schlechte Jahre kommen."

„Das sieht auf den ersten Blick so übel nicht aus," erwiederte der Doktor. „Aber, näher betrachtet, will man damit die Regierung in eine Art von Vorsehung verwandeln und für die Theuerung verantwortlich machen. Man würde von ihr verlangen, daß sie ihre Vorräthe genügend in Stand halte, um immer zu denselben Preisen abgeben zu können, und welches Kapital wäre dazu erforderlich? Die Regierung hat aber kein Geld, außer demjenigen, welches wir ihr aus unsern Taschen zahlen. Derlei Versuche mit Anlegung und Verwaltung von Vorräthen hat man — nicht von Staatswegen, denn dieser Plan wäre so riesenhaft, daß man seine Verwirklichung nie in's Auge gefaßt hat — aber in einigen größeren Städten

gemacht. Die Ausgaben waren aber, abgesehen von sonstigen Mißständen, schon bei diesem kleineren Maßstab zu bedeutend; außerdem hat man immer gefunden, daß die Versorgung nie einen sichereren Weg geht, als wenn sie den Händen der Privatleute anvertraut wird."

„Das heißt mit andern Worten," bemerkte Leonhard, „wir bleiben eben der Gnade der Spekulanten Preis gegeben."

„Du heißt es Gnade, Leonhard; wir sind aber mit unserem Vortheil von dem der Spekulanten nicht so sehr entfernt. Das Volk glaubt allerdings, daß nach Eintritt der Ernte das verfügbare Kapital die Hand auf alle Frucht lege, die zum Verkauf kommt, daß alles aufgekauft werde, um die Waare seltener zu machen und den Preis zu steigern. Das wäre allerdings ein Mißbrauch der Spekulation, und doch, selbst in dieser Gestalt, hätte der Aufkauf noch seinen Nutzen."

„Da gehen Sie doch wohl zu weit," meinten hier mehrere Stimmen.

„Ihr wundert euch," fuhr der Doktor fort, „und doch ist es wahr. Diese Aufkäufer thun nichts Anderes, als daß sie, so lange es noch Vorräthe gibt, diese für Zeiten der Noth zurückstellen. Sie leisten dem Lande daher durch solche Vorsicht einen Dienst. Es geschieht dies allerdings des Gewinnes halber, und man macht ihnen darüber Vorwürfe; aber sollen sie für ihre Mühe, die Gefahr, welche sie laufen, und für die Anlegung ihrer Kapitalien nicht auch einen Verdienst in Aussicht haben? Wären diese Aufkäufer nicht, so würde ohne Zweifel mehr Korn in der Sorglosigkeit und im Leichtsinn verschleudert. Es wäre sogar zu wünschen, daß es mehr Aufkäufer gäbe, denn von ihrer Seite ist in der Regel die Aufbewahrung eine bessere, als von Seiten der Bauern; diese Aufbewahrung erfordert nämlich gesunde, geräumige Magazine mit immerwährendem Luftzutritt, sowie häufig wiederholtes Umlegen, und ist wichtiger, als ihr glaubt. Ist es doch gerade das gegen diese Art von Handel herrschende Vorurtheil, welches bis jetzt der besseren Aufbewahrung der Frucht im Wege stand. Dem Verlust an Menge und Güte auf den Speichern unserer Bauern könnte nur durch Freigebung und vorurtheilslose Beurtheilung des Handels mit Getreide, durch Ueberlassung desselben an Spekulanten mit großen Mitteln abgeholfen werden. Dabei würden die Producenten und die Konsumenten gewinnen."

„Allenfalls die ersten," meinte Andreas, „aber schwerlich die letzteren."

„Nein, beide, Andreas. Die Spekulanten kaufen die Frucht hauptsächlich, wenn viel da ist; damit dienen sie dem Vortheil der Producenten, welche ruinirt wären, wenn aus Mangel an Käufern die Preise ganz heruntergingen; sie verkaufen aber wieder, wenn die Frucht seltener wird, und

damit dienen sie dem Vortheil der Konsumenten, denn ohne ihr Angebot würden die Preise noch viel mehr steigen."

„Aber das läßt sich doch nicht läugnen," bemerkte Herr Jarland, „daß die Spekulanten dem Bauern nie die Preise bezahlen, welche er auf dem Markt lösen würde; sie laufen auf dem Lande herum und machen sich überall, wo sie merken, daß Jemand in Geldverlegenheit ist, diese zu nutze."

„Dies mag wahr sein, Herr Jarland; aber ist es denn nicht seine eigene Schuld, wenn einer unter dem laufenden Preis verkauft? Hat Jemand Geld nöthig, so wird ihm ja ein Dienst geleistet, wenn der Spekulant den Beutel zieht; die freie Wahl bleibt ihm darum doch unbenommen. Uebrigens, wenn diese Leute zu euch kommen, statt daß ihr den Markt befahrt und Unkosten habt und Zeit versäumt, sollen sie dafür nicht auch entschädigt werden? Wenn jeder Bauer einen Sack zu Markt führt, so bringt ein einziger Spekulant auf seinem Wagen das Gleiche fort, wozu es sonst zwanzig Menschen und zwanzig Pferde bedurft hätte. Berechnet einmal, was dies für eine Ersparniß und für ein Nutzen für das Land ist. „Zeit ist Geld," sagen die Engländer sprichwörtlich, welche eben wegen dieses Grundsatzes reicher sind, als wir. Vergeßt das nicht!"

„Wenn die Spekulation dem Vortheil des Bauern in etwas schadet, so ist dies bei hohem Stand der Fruchtpreise der Fall, in so ferne sie ihn hindert, von der Theuerung noch mehr Nutzen zu ziehen; denn der Spekulant, der immer neue Geschäfte machen will, verkauft nun wieder, oder läßt Frucht aus dem Ausland kommen; aber er ist dem Landmann von Nutzen bei reichen Ernten und niederem Preis, weil seine Aufkäufe zu großer Entwerthung vorbeugen. Dem Abnehmer schadet er dann, indem er ihm in solchen Zeiten des Ueberflusses das Brod etwas vertheuert, ist ihm aber von weit größerem Nutzen bei Mißernten durch Verhinderung einer übermäßigen Preissteigerung."

„Die Spekulation bildet daher eigentlich einen Preisregler, welcher dem Zweck dient, einen mäßigen Preis zu erhalten, noch annehmlich für den Konsumenten, noch lohnend für den Producenten. Je mehr die öffentliche Meinung hierüber aufgeklärt sein wird, desto mehr wird sie erkennen, daß die Spekulation bei freier Entwickelung dazu beiträgt, die Preise auf möglichst festem Stand zu erhalten."

„Demnach," bemerkte Herr Salzmann, „läge also ein vollkommenes Freigeben des Handels mit Getreide im allgemeinen Vortheil?"

„Ganz gewiß," erwiederte der Doktor.

„Und soll diese Freiheit sich sogar auf den Handel mit andern Ländern erstrecken?“ fragte Herr Salzmann.

„Ohne weiteres.“

„Dann würden aber,“ fuhr Herr Salzmann fort, „die Abnehmer nie von einer reichen Ernte Nutzen ziehen. Ist dieselbe bei uns besser gerathen, als anderwärts, so wanderte das Getreide zu unsern Nachbarn, und wir selbst müßten es theurer bezahlen.“

„Sicherlich, Herr Salzmann; aber sollen wir unsern Nachbarn nicht aushelfen? Könnten wir sonst verlangen, daß sie uns im umgekehrten Falle, wenn ihre Ernte reichlich und die unsere unzureichend ist, von ihrem Ueberfluß abgeben?“

„Allerdings wäre das nicht billig,“ erwiederte Herr Salzmann.

„Ihr seht also,“ fuhr der Doktor fort, „die Freiheit vermittelt eine Ausgleichung, ihr bezahlt etwas mehr, wenn ihr Ueberfluß habt, aber dafür viel weniger in Zeiten des Mangels. Hilft eine Provinz und ein Land dem andern aus, so wird zwar der Preis nicht überall der gleiche sein, denn gerade der Unterschied im Preis hat die Zufuhren zur Folge. Die Entfernung mag aber noch so groß sein, das Korn wird dahin gebracht werden, wo es fehlt, da die Händler von allen Seiten zuströmen werden, um die guten Preise sich zu nutze zu machen.“

„Das scheint mir Alles richtig,“ wandte abermals Herr Salzmann ein, „wenn die Vorräthe überhaupt für den Verbrauch hinreichen; allein, wenn Mangel da ist, so wird die Freiheit des Handels die Einen ärmer machen, ohne die Andern zufriedenzustellen.“

„Nur wenn die Freiheit des Handels auf das eigene Land beschränkt ist, Herr Salzmann, nicht aber, wenn sie zu freiem Austausch unter den Völkern ausgedehnt wird. In dem gleichen Lande sind die Witterungsverhältnisse gewöhnlich dieselben, und die Ernte fällt daher in den einzelnen Theilen wenig verschieden aus. Ein allgemeiner Mißwachs findet aber, wie wir bereits gesehen, nie statt, weshalb sich die verschiedenen Länder leichter aushelfen können.“

„Sind also,“ fuhr Herr Salzmann fort, „die Lebensmittel in England, Frankreich, Belgien seltener und theurer als bei uns, so sollen wir alles Korn, Kartoffeln, Obst, Vieh, Geflügel, Eier frei außer Lands gehen lassen?“

„Gewiß, Herr Salzmann; das ist reiner Gewinn für unsere Landwirthe. Es wäre eine übelverstandene Selbstsucht, von der Regierung zu verlangen, sie soll die Ausfuhr verbieten. Müssen wir auch zeitweise in Folge derselben diese

Gegenstände theurer bezahlen, so wird dies dadurch mehr als ausgeglichen, daß uns, wenn es bei uns fehlt, von ihnen wieder ausgeholfen wird. Und daß dies geschehen wird, dürft ihr um so fester überzeugt sein, als es ihr Vortheil mit sich bringt, ihre Waaren dahin auszuführen, wo die besten Preise zu erzielen sind. Wo eine solche Freiheit des Verkehrs besteht, und dem Volk in's Blut übergegangen ist, da kommt es nicht vor, daß man abwartet, bis die Noth schon hoch gestiegen ist, ehe man an Abhilfe denkt, und daß man dann plötzlich große Kapitalien zum Ankauf der Früchte dem übrigen Verkehr entziehen muß. In dem Handel der Völker tauscht man Waaren gegen Waaren, und wo das Getreide unter die großen Handelsartikel gehört, da bestehen oder bilden sich Beziehungen, welche die oft so nachtheilig auf alles Verkehrsleben einwirkenden baaren Ausgleichungen entbehrlich machen, die Vorräthe nie auf ein beängstigendes Maß herunter kommen, und die Preise nie so großen Schwankungen anheim fallen lassen."

„Nehmen wir uns England zum Beispiel. Man sollte glauben, daß dieses bei seiner geringen Ausdehnung und seiner Uebervölkerung, weil es nicht genug für seinen Verbrauch erzeugen kann, und daher alljährlich das Fehlende vom Ausland erwarten muß, gar nicht aus der Theuerung herauskäme. Aber im Gegentheil, die Lebensmittel strömen ihm zu, und die Preise erhalten sich dort auf einem viel gleichmäßigeren Stand, als bei uns. England hat eben seit einigen Jahren die vollständige Freiheit des Getreidehandels eingeführt und denselben, Dank seiner mächtigen Handelsflotte, auf eine großartige Höhe gebracht. Das Getreide kommt aus allen Weltgegenden in seinen Häfen zusammen, und England ist dadurch jetzt der erste Kornmarkt der Welt. Dort versorgen sich viele Länder, und dieser Handel ist eine neue Quelle des Reichthums für das Land geworden."

„Statt daß wir daher die Spekulation in Getreide mit scheelem Auge ansehen und auf die Händler und Aufkäufer unsern Haß und Unwillen werfen, laßt uns die Freiheit des Handels in jeder Weise fördern. Sie allein kann der Noth vorbeugen, die erforderlichen Vorräthe zu jeder Zeit beischaffen, und bewirken, daß die Preise sich in möglichst gleichmäßiger Höhe erhalten. Zugleich vermittelt auch in diesem Fall die Freiheit eine engere Verbrüderung unter den Menschen."

Siebzehnte Unterhaltung.

Jede Erleichterung der Mühe bei der Befriedigung unserer Bedürfnisse ist eine Wohlthat. Nutzen der richtigen Leitung der Arbeit.

Wie uns bekannt ist, hatten die Unruhen zu Anfang des Februar gerichtliche Verfolgungen nach sich gezogen. Bei der Schwere der Verbrechen gingen die Gerichte mit großer Strenge zu Werk. Man fahndete nach den Urhebern, stellte auf mehrere Stunden im Umkreise der Stadt Haussuchungen an, und nahm außer den bei den Unruhen selbst auf der That Ertappten nachträglich noch manche Verhaftungen vor. Es waren nämlich in vielen Häusern Vorräthe von Getreide vorgefunden worden, über welche sich die Besitzer nicht gehörig ausweisen konnten. Man wies nachträglich zahlreichen Personen ihre Theilnahme an der Plünderung nach, welchen es gelungen war, unbeachtet mit ihrem Raub zu entkommen. Sie wurden festgenommen, nachdem sie sich längst in Sicherheit wähnten. Weit mehr Schwierigkeiten bot die Untersuchung wegen des im alten Kloster und in der oberen Mühle vorgekommenen Mordes dar. Bei dem ersteren Fall war der Tumult und die Menschenmenge so groß gewesen, daß das Gericht darauf verzichten mußte, die Urheber des Verbrechens zu entdecken; man hatte es daselbst auch nach allen Anzeichen mit keiner absichtlichen Tödtung zu thun.

Anders verhielt es sich aber mit dem Mord in der oberen Mühle. Hier war der Besitzer von einem Rasenden den Händen derer, welche ihn beschützen wollten, gewaltsam entrissen und die Treppe hinab gestürzt worden. Einige Zeit ruhte auf dem Schmied Dorner der Verdacht der That; allein das Gericht kam bald auf die richtige Spur, und zwar befand sich der Schuldige bereits in seinen Händen; es war endlich gelungen, ihn vollständig zu überführen und alle Nebenumstände der That aufzuklären. Fast sechs Monate hatte nun schon die Untersuchung gedauert; manche der anfänglich Verhafteten, welchen ein eigentliches Vergehen nicht nachgewiesen werden konnte, waren schon nach ein paar Tagen aus der Haft entlassen worden unter ihnen, wie wir uns erinnern, auch Freund Leonhard, dem die Verwendung des Doktors bald zur Freiheit verholfen hatte. Dennoch litt noch manche Familie in der Gegend unter der Abwesenheit eines Vaters, Gatten,

Sohnes oder Bruders. Verhältnißmäßig hatte sich übrigens Schönfeld an dem Aufruhr weniger betheiligt, als andere Ortschaften der Nachbarschaft, was wohl dem Einfluß des Doktor Auer zugeschrieben werden durfte. Von seinen Zuhörern war nur ein einziger in Haft, und zwar der Schmied Dorner.

Der Spruch des Schwurgerichts war vor ein paar Tagen erfolgt und denjenigen Angeklagten gegenüber milde ausgefallen, welche sich, durch falsche Ansichten über das Eigenthum und den Handel mit Getreide irregeführt, zudem verblendet durch die Furcht vor Hungersnoth und verleitet durch schlechtes Beispiel, vergangen hatten. Da die sechs Monate Untersuchungshaft auch in Rechnung kamen, so wurden die Meisten entlassen, oder zu ein bis zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Dagegen zeigte sich der Gerichtshof gegen die Urheber der Unruhen weniger nachsichtig, und verhängte über sie nach Verhältniß ihrer Schuld von sechs Monaten bis zu zwei Jahren Gefängniß. Dorner und drei Andere, welche den Müller aus seinem Versteck gezogen, und gewaltsam aus dem Speicher geschleppt, daher wenigstens mittelbar zu dem Mord beigetragen hatten, erhielten sogar drei bis vier Jahre Zuchthaus. Gegen den Mörder selbst aber sprachen die Geschworenen ihr Schuldig ohne mildernde Umstände aus, da hinlängliche Beweise die That als einen Act der Rache erscheinen ließen. Die Todesstrafe sollte an ihm in der Stadt, wo die Unruhen stattgefunden, und deren Einwohner überdies der Schuldige gewesen, vollzogen werden.

Die Verhandlungen selbst hatten betrübende Thatsachen enthüllt. Sie hatten bewiesen, welche Gefahren in der Unwissenheit des Volkes liegen, und wie Angst und Leidenschaft das Pflichtgefühl der Menschen zu erdrücken im Stande sind. Es war augenscheinlich, daß viele Zeugen theils die Wahrheit verschwiegen, theils entstellt hatten, in der Absicht, den Angeschuldigten durchzuhelfen.

Dies gab dem Doktor Veranlassung, seinen Zuhörern heute, vor Wiederaufnahme der gewöhnlichen Unterhaltung, sehr nachdrückliche Erinnerungen und Belehrungen, namentlich über den großen Ernst und die Wichtigkeit des Eides zu geben, worauf er dann zu seinem Gegenstand zurückkehrte.

„Wir sind," hob er an, „in unsern beiden letzten Unterhaltungen bei der Frage der Lebensmittel stehen geblieben. Wir haben den Grundsatz bestätigt gefunden, daß der Preis der Dinge immer im Verhältniß steht zu Angebot und Nachfrage, daß sich in gewöhnlichen Zeiten, wo Angebot und Nachfrage sich das Gleichgewicht halten, ein mittlerer Preis bildet,

welchen man den natürlichen Preis nennt, insofern er den Herstellungskosten entspricht. Um aber eine Sache herzustellen und fertig zum Gebrauch zu machen, ist Arbeit nöthig, nichts weiter als Arbeit."

„Sie vergessen die Rohstoffe, Herr Doktor," wandte Herr Schwarz ein. „Wir könnten in unserer Fabrik ohne einen solchen, in diesem Fall die Baumwolle, als Gegenstand der Bereitung nichts beginnen."

„Sie vergessen Ihrerseits," erwiederte der Doktor, „daß es die Arbeit ist, welche Ihnen auch diesen Rohstoff verschafft und für Ihre Zwecke brauchbar macht. Der Preis, welchen Sie für einen Ballen Baumwolle bezahlen, stellt den Werth der Arbeit des Pflanzers vor, der die Baumwolle gesäet, geerntet, gereinigt hat, sowie der Arbeit, welche dazu gehörte, die Waare von irgend einer entfernten Pflanzung in Amerika bis zu Ihnen gelangen zu lassen. Was für den Einen Rohstoff, ist für den Andern ein bearbeitetes Erzeugniß. Sie heißen die Baumwolle in Ballen Rohprodukt; Ihr Gespinnst ist es aber ebenfalls wieder für den Weber, so wie der gewobene Stoff wieder für den Drucker und Färber. Aber auch jetzt noch ist der gedruckte Zeug in den Händen der Näherin, welche ihn in ein Kleid verwandelt, nur ein Stoff, der auf seine Bearbeitung wartet. Auch Ihre Webstühle wurden von dem Mechaniker aus Eisen, Stahl, Kupfer u. s. w. angefertigt, welche für ihn Rohstoffe waren, obgleich dieselben ihrerseits aus einer verwickelten Bearbeitung von Erzen in Gießereien und Schmieden hervorgegangen sind. Der Preis der Erze selbst entspricht hinwiederum der angewandten Arbeit, um sie aus dem Schooß der Erde zu gewinnen, und den Hochöfen und Gießereien zuzuführen. So stellt, wenn wir auf den Grund gehen, der Preis einer Sache immer den Werth der Arbeit dar, welche nöthig war, um sie bis zu der Stufe der Fabrikation zu bringen, auf welcher sie sich befindet."

„Da die Arbeit die unerläßliche Bedingung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse ist, so wird Alles, wodurch dieselbe erleichtert und weniger gefährlich oder mühselig gemacht wird, nothwendig für uns von höchster Bedeutung sein; alle Bestrebungen, alle geistigen Anstrengungen in dieser Richtung sind daher äußerst verdienstlich. Viele Mühe an eine Arbeit wenden, welche auf viel leichtere Art zu vollbringen wäre, eine Menge Zeit verschwenden ohne Noth, zum Beispiel auf sechsmal im Arm forttragen zu wollen, was auf einmal vermittelst eines Karrens fortgeschafft werden kann, wäre eine Thorheit; ebenso zehn Stunden Arbeit auf eine Sache zu verwenden, welche sich in der Hälfte Zeit verrichten ließe; die gewonnenen fünf Stunden können ja zu einer neuen Beschäftigung, und dadurch zu

vermehrter Befriedigung der Genüsse benützt werden. Ihr werdet das zugeben."

„Gewiß," antworteten viele Stimmen.

„Wer aber seine Mühe verringern, sein Wohlbefinden vermehren kann, und es unterläßt — wie urtheilt ihr über diesen?"

„Der wäre ein Narr!"

„Nun, was für die einzelne Person gilt, bestätigt sich vollends für die Gesellschaft im Ganzen, denn es gibt Mittel, Ersparnisse und Erleichterungen in der Arbeit zu erzielen, welche der Einzelne nicht im Stande ist anzuwenden, sondern wozu es des Zusammenarbeitens Mehrerer bedarf. Sollte z. B. ein Mensch in der einen Stunde im Feld arbeiten, in der zweiten hobeln, in der dritten an einem Kleid nähen, in der vierten Schuhe machen, so würde wahrscheinlich alles dies schlecht ausfallen. Zudem würden vier Menschen, welche auf diese Weise arbeiten, nicht das leisten können, was in derselben Zeit vier Andere, wovon der eine Feldarbeiter, der andere Schreiner, der dritte Schneider und der vierte Schuhmacher wäre, fertig brächten. Dies ist der Grundsatz der Theilung der Arbeit. Es braucht immer Zeit und Vorbereitungen, um bei einem Geschäft ganz dabei zu sein; jede Arbeit will vorher überlegt und bedacht sein, die Muskeln erfordern erst einiger Uebung, bis sie ihren Dienst vollkommen erfüllen, und auch dem Geschicktesten geht derart einige Zeit verloren, wenn er ein Geschäft in Angriff nimmt."

„Das ist ganz richtig," bemerkte Herr Salzmann, „ich brauche immer eine halbe Stunde, bis ich recht im Zug bin."

„So geht es Jedem," fuhr der Doktor fort. „Verrichtet aber Jemand verschiedene Arbeiten, so bedarf es zu jeder einer längeren Vorbereitung, weil Geist und Körper sich erst von der vorhergehenden Arbeit und deren Handgriffen, sowie von dem damit zusammenhängenden Gedankengang losreißen müssen. Verstände ein Zimmermann auch zugleich vortrefflich das Schneiderhandwerk, so brauchte er, nachdem er sein Beil aus der Hand gelegt, doch eine geraume Zeit, bis seine Finger zur Führung der Nadel geschickt würden."

„Robinson Crusoe, den ja wohl die meisten von euch gelesen haben, war allein auf seiner Insel und mußte Alles allein thun. Er that sein Möglichstes und machte doch alles schlecht. Wären ihrer fünf, statt eines Einzigen auf die Insel geworfen worden, so hätten sie sich mit Vortheil in die Arbeit theilen können. Aber weder fünf noch hundert wären genügend, sich in die Arbeit so zu theilen, wie wir es in unsern Staaten sehen. Wo

die Bevölkerung dünn gesäet ist, kann eine vollständige Theilung nicht stattfinden; in den Fabriken und großen Werkstätten wird sie am weitesten ausgedehnt; Beispiele dafür habe ich euch schon früher aufgeführt."

„Die Theilung und zweckmäßige Anordnung der Arbeit bewirken aber nicht allein, daß die Gegenstände schneller verfertigt werden, als von Einzelnen geschehen könnte, sie ermöglichen sogar erst die Herstellung mancher Dinge. Robinson hatte sich wohl einen Baumstamm zu einem Nachen ausgehöhlt; als er aber fertig war, konnte er ihn nicht in's Wasser bringen. Es bedarf der Mitwirkung und des Beistandes vieler Menschen, um ein Schiff zu bauen, es vom Stapel laufen zu lassen und zu bemannen."

„Ich gebe zu," warf hier Leonhard ein, „daß die Theilung der Arbeit große Vortheile hat; aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Wie viele gibt es, die nur eine einzige Beschäftigung verstehen, deren Arbeit von der Mitarbeit Anderer abhängt, und am Ende durch eine Maschine ersetzt werden kann. Ein solcher kann durch Verlust seiner Arbeit auf einmal zum hilflosen Menschen werden. Wer sein Leben lang Federmesserklingen geschliffen, Nadelöhren gebohrt, oder Stahlfedern eingeölt hat, kann bei aller Fertigkeit nichts anderes beginnen, wenn ihm seine Beschäftigung aus irgend einer Ursache entzogen wird. Wer dagegen einen Artikel ganz fertig zu machen gelernt hat, wird sich immer fortbringen."

„Wenn die Theilung der Arbeit," erwiederte der Doktor, „nicht auch ihre Nachtheile hätte, so machte sie ja eine Ausnahme von allen Einrichtungen der Welt. Aber es sind der Nachtheile nicht eben viele. Was die Abhängigkeit von der Mitarbeit Anderer anbelangt, so liegt ein Uebelstand darin, daß auch ein fleißiger Arbeiter müssig gehen muß, wenn seine Kameraden blauen Montag machen. Aber dagegen haben die Arbeiter das Mittel selbst in der Hand; sie sollen eben auf die schlechte Gewohnheit verzichten. Einen weiteren Nachtheil hast du angeführt, Leonhard, daß nämlich der Arbeiter, welcher nur eine einzelne Beschäftigung ausübt, wenig geeignet zu einer neuen Arbeit ist; denn die fortwährende Verfertigung eines und desselben Theils eines Gegenstandes weckt allerdings nicht die geistigen Fähigkeiten. Aber auch hier liegt die Hilfe im Bereich eines Jeden und heißt: Bildung. Wer in seiner Jugend etwas gelernt und später fortgefahren hat, sich zu unterrichten, wird nie in Verlegenheit sein, wenn er zu einer andern Beschäftigung greifen muß. Ihr, Gotthard, Leonhard, Andreas, denen es nicht an Kenntnissen fehlt, glaubt ihr nicht, daß ihr nach kurzer Zeit auch in einem andern Gewerbe euren Unterhalt finden könntet?"

„Doch wohl, ohne Zweifel," war die Antwort der Aufgerufenen.

„Ihr seht also," fuhr der Doktor fort, „daß diese Schattenseiten bei guter Anwendung unsrer Fähigkeiten verschwinden. Die Vortheile der Arbeitstheilung sind dagegen unberechenbar. Erinnert euch dessen, was ich euch früher von der ungeheuren Menge von Menschen gesagt habe, welche damit beschäftigt sind, dem Einfachsten unter euch zu Bequemlichkeiten zu verhelfen; denket an die Entbehrungen, in welchen ihr leben würdet, wenn nicht schon seit Jahrhunderten die Theilung der Arbeit den Menschen gestattet hätte, mehr zu schaffen, als sie verbrauchten, und die Erzeugnisse und Arbeiten anzuhäufen, welche ihr bei eurer Geburt schon vorfindet. Solche Vortheile entschädigen doch gewiß reichlich für die wenigen Nachtheile."

„Was wir hauptsächlich auch der Theilung der Arbeit verdanken, das ist der Vorschub, welchen sie den Vervollkommnungen und Fortschritten jeder Art leistet. Ohne dieselbe müßten sich ja alle Menschen denselben Beschäftigungen widmen, und Männer, wie Keppler, Newton, Watt, Stephenson, Berzelius, Liebig, Arago, Cuvier, Humboldt und Andere wären, statt die Menschheit mit ihren Entdeckungen zu bereichern, genöthigt, ihre mächtigen Fähigkeiten in handwerksmäßigen Arbeiten für den Unterhalt ihres Lebens zu erschöpfen. Richtet sich die Aufmerksamkeit eines Menschen nur auf einen Gegenstand, so ist außerdem viel mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er Mittel auffinden wird, seine Arbeit zu erleichtern und zu vervollkommnen, als wenn seine Gedanken durch eine Menge anderer Beschäftigungen abgezogen werden. In der That sind es auch Arbeiter, welchen wir zahlreiche und wichtige Vervollkommnungen in den Gewerben verdanken. Ich brauche euch nur Namen wie Jacquart, Watt, Stephenson u. s. w. zu nennen, welche die glänzendsten Erfindungen gemacht, eine vollständige Umwälzung in den Gewerben hervorgebracht, und theilweise ein ungeheures Vermögen erworben haben."

„Der Mensch, haben wir gesehen, arbeitet um zu produciren, und um sich oder Andern irgend einen Genuß zu bereiten. Gebraucht er seinen Geist oder seinen Körper ohne nützlichen Zweck, ist seine Thätigkeit nicht produktiv, so verdient sie den Namen Arbeit nicht. Ist sie aber produktiv, so ist sie eine wohlthätige Macht, denn Alles, was für die Bedürfnisse der Menschen sich dienlich erweist, ist eine Wohlthat; sie ist um so wohlthätiger, je produktiver sie ist, und folglich ist Alles, was die Menschen zur Arbeit antreibt, ebenfalls eine Wohlthat für die Menschheit, denn indem man die Produktion vermehrt, vermehrt man das Wohlsein seiner Mitmenschen."

„Das Verlangen, seine Lage zu verbessern, ist daher, so lange es auf

ehrliche Weise geschieht, ein wohlthätiges Streben, denn in Wahrheit kann der Mensch seine Lage nur dauerhaft verbessern, wenn er mehr erzeugt als verbraucht. Damit verschafft er sich und Andern Genüsse, und leistet gleichzeitig der Menschheit einen Dienst, indem er das allgemeine Vermögen vermehrt."

„Es folgt daraus, daß jede Ersparniß an Arbeit eine Wohlthat für die ganze Gesellschaft ist; hat man an der Zeit, die zu irgend einer Arbeit bisher nöthig war, eine Stunde gewonnen, so ist dies ein reiner Gewinn für die Gesellschaft, weil diese Stunde jetzt dazu verwendet werden kann, andere Gegenstände zu erzeugen, welche den Bedürfnissen oder Bequemlichkeiten der Menschen willkommen sind. Darum ist die Theilung der Arbeit nach doppelter Richtung wohlthätig; man stellt dasjenige, was man zu thun in der Uebung hat, besser her und man verfertigt in derselben Zeit mehr davon."

„Da die Produktion das Ziel der Arbeit ist, so ist die beste Anwendung der Arbeit diejenige, welche die reichlichste Produktion gewährt. Da nun der Mensch nicht für sich allein erzeugt, so liegt es im Vortheil der Gesellschaft, der Arbeit eines Jeden die beste Richtung anzuweisen. Gebt hierauf wohl Acht, da sich wichtige Folgerungen aus diesem Grundsatz ergeben."

„Es scheint mir, als ob gar nichts dagegen einzuwenden wäre," bemerkte Leonhard; „denn durch jede schlecht geleitete, mit zu viel Zeitaufwand verbundene oder unvollkommene Arbeit kommt die Gesellschaft um das zu kurz, was bei besserer Verwendung der Arbeit gewonnen worden wäre."

„Du hast ganz recht, Leonhard. Man kann aber der Arbeit auf mancherlei Art eine schlechte Richtung geben. Es findet dies z. B. immer statt, wenn der Netto-Ertrag nicht so groß ist, als er im Verhältniß zum Brutto-Ertrag sein könnte."

„Was versteht man denn darunter," fragte Michel.

„Der Brutto-Ertrag," gab der Doktor zur Antwort, „ist die volle Summe des Ertrags; den Netto-Ertrag dagegen nennt man das, was von dieser Summe übrig bleibt, wenn die Herstellungskosten, mit Inbegriff des Lebensunterhalts der dabei thätigen Personen, davon abgezogen werden. Der reine oder Netto-Ertrag ist die Summe, um welche das Gesellschaftsvermögen oder Kapital der Menschheit durch irgend eine Arbeit vermehrt wird. Je mehr die Herstellungskosten für einen Gegenstand vermindert werden, desto mehr wächst der reine Ertrag oder das gesellschaftliche Vermögen. Wenn wir da-

her durch ein verbessertes Herstellungsverfahren, durch eine Ersparniß oder eine vortheilhaftere Verwendung der Rohstoffe die Erzeugungskosten vermindern, so vermehren wir in demselben Verhältniß das Gesellschaftsvermögen. Im entgegengesetzten Fall vermindert eine schlechte Leitung der Arbeit dasselbe, indem es in Folge der dadurch bewirkten Erhöhung der Herstellungskosten Einbuße leidet."

„Also," sagte Leonhard, „gilt es, bei jeder Art von Herstellung eines Erzeugnisses das Maß der Arbeit zu vermindern."

„Das ist," erwiederte der Doktor, „die folgerichtige Anwendung des Grundsatzes."

„Ich sehe dies wohl ein, Herr Doktor; aber leidet denn dabei die Stellung der Arbeiter nicht Noth? Sie leben von der Arbeit und vermindert man diese, so verkürzt man ihnen auch die Mittel zu ihrem Unterhalt."

„Deine Schlußfolgerung, Leonhard, beruht auf einem Irrthum, der keine Art von Vervollkommnung aufkommen ließe. Die Arbeiter leben, wie jeder Andere, nicht von ihrer Arbeit, sondern von dem Ertrag derselben. Die Arbeit ist eine Mühe, und man arbeitet nicht zum Vergnügen, sondern um sich das zu verschaffen, was man durch die Arbeit erlangen kann. Wenn wir daher mit halber Mühe in der halben Zeit die nämliche Menge Korn, Leinwand, Eisen 2c. erhalten können, so ist das Ergebniß augenscheinlich das gleiche. Es bliebe uns dann die andere Hälfte der Zeit zum Ausruhen, oder noch besser zu irgend einer andern Beschäftigung, mit welcher wir unsern Wohlstand befördern könnten. Jede neue Vereinfachung der Arbeit wäre daher ein Gewinn, indem sie uns neue Bequemlichkeiten verschafft."

„Man verwechselt in dieser Beziehung häufig zwei sehr verschiedene Dinge: den Zweck und das Mittel. Der Zweck ist die Befriedigung unsrer Bedürfnisse; die Arbeit oder die Mühe ist nur das Mittel dazu. Das Wohlsein eines Menschen, wie das der Gesellschaft bemißt sich nicht nach der Arbeit, sondern nach den Mitteln zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Beide gewinnen durch eine vermehrte Produktion, in Folge verminderter Arbeit und Mühe. Verminderung des Arbeitsmaßes, welches man den Arbeitern für eine bestimmte Zeit zumessen kann, und Verminderung der zur Herstellung irgend eines Erzeugnisses nöthigen Arbeit oder Mühe sind daher wohl zu unterscheiden. Wäre die Verminderung der Mühe ein Uebel, so käme man zu dem sinnlosen Schluß, daß es heilsam für die Menschen wäre, Alles mit so viel Mühe als möglich herzustellen."

„Ich sehe den Unterschied wohl ein," erwiederte Leonhard, „aber wird

durch Verminderung der Mühe bei Herstellung einer Waare nicht auch das Maß der zu vergebenden Arbeit beschränkt? Wenn in einem Gewerbe, welches eine bestimmte Anzahl Arbeiter beschäftigt, durch Vervollkommnung des Fabrikationsverfahrens die Hälfte Arbeit erspart wird, so wird auch die Hälfte der Arbeiter entbehrlich."

„Du bist jetzt mit deiner Frage auf dem richtigen Wege, Leonhard, und ich gestehe offen, daß dies vorkommen kann und auch manchmal geschieht; aber das Uebel ist weder so groß, noch so andauernd, als man gewöhnlich glaubt, und wird durch einen viel größeren Nutzen wieder aufgewogen. An diese Frage knüpft sich aber eine andere von großer Tragweite und Wichtigkeit, die wir das nächstemal erörtern werden. Vergeßt inzwischen nicht, daß es zwar der Vortheil von Arbeitgeber und Arbeiter ist, beständig viel Arbeit zu haben, daß es aber zugleich in ihrem Vortheil, wie in dem der Abnehmer, also der ganzen Menschheit liegt, wenn Alles mit der möglichst geringen Mühe hergestellt wird, und so billig als möglich zu haben ist.

Achtzehnte Unterhaltung.

Die Maschinen, welche die Arbeit abkürzen und Mühe ersparen, sind eine Wohlthat für die Menschheit.

Alle Hoffnungen waren nun in Erfüllung gegangen. Man befand sich im Monat August, und die Ernte war überall im Gang. Dieselbe fiel so reichlich aus, daß sie nicht nur den Bedarf des Jahres deckte, sondern noch einen bedeutenden Ueberschuß zu geben versprach. Die Getreidepreise waren auch schon nahezu auf ihren gewöhnlichen Stand zurückgegangen, und alle Gewerbe wieder in Aufschwung gekommen. Die Bevölkerung, leicht von einem Gefühl zum andern überspringend, hatte bereits die überstandene harte Zeit vergessen, und gab sich mit Vertrauen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft freudig hin."

Herr Auer eröffnete die heutige Unterhaltung folgendermaßen:

„Wir haben bei unsrer letzten Zusammenkunft gesehen, daß Alles, was die zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse erforderliche Mühe vermindert, eine Wohlthat ist. Die Anstrengungen des menschlichen Geistes müssen daher darauf gerichtet sein, die Herstellung aller Gegenstände mit der wenigsten

Mühe und in kürzester Zeit zu bewirken, damit ein vermehrter Ertrag erzielt wird, und weitere Bequemlichkeiten erreicht werden können. Es scheint dem Menschen der Verstand theilweise zu diesem Zweck verliehen zu sein, denn er allein unter allen Geschöpfen vermag ihn auszubilden und mit demselben seine Werke zu vervollkommnen."

„Da jede Arbeit eine Mühe ist, so ersetzt der Mensch aus Naturtrieb, so viel er kann, die Arbeit seiner Hände durch Kräfte der Natur; er erfindet Geräthschaften, Werkzeuge, Maschinen, um sich diese Kräfte dienstbar zu machen. Eine Maschine, welcher Art sie sein mag, ist ein mehr oder weniger zusammengesetztes Werkzeug, mit dessen Hilfe es dem Menschen gelungen ist, sich Mühe zu ersparen, indem er einen gewünschten Gegenstand leichter und rascher herstellt. Selbst im wilden Zustand nimmt der Mensch Zuflucht zu Werkzeugen. Die Schleuder, der Bogen, die Pfeile, der Spieß, deren er sich zur Erlegung seiner Beute bedient, sind Werkzeuge, wenn auch noch sehr plumpe und unvollkommene."

„Da die Nahrung das erste Bedürfniß des Menschen ist," bemerkte hier Herr Flicker, „so sind wohl zuerst Werkzeuge für den Feldbau erfunden worden."

„Wahrscheinlich, Herr Flicker. Was die Natur freiwillig erzeugt, ist bald erschöpft, und die Menschen werden frühzeitig wahrgenommen haben, daß der Boden mehr hervorbringt, wenn er bearbeitet und der Samen ausgesäet wird, statt vom Winde hier und dorthin getragen zu werden. Dazu bediente man sich wohl anfänglich nur eines schwachen Handwerkszeugs. Ein großer Fortschritt für den Feldbau war aber schon die Erfindung des Spatens, welcher dem Arme die Beihilfe der Muskeln des Beines und Fußes erlaubt; ein viel größerer ist jedoch die Erfindung des Pfluges, der mit Hilfe von Zugthieren tief in den Boden einschneidet und ihn umwendet."

„Ist das Korn gewachsen und gereift, so muß es eingeheimst werden; dasselbe mit der Hand pflücken ist aber langwierig und mühsam. Man wird daher anfänglich ein Messer verwendet haben, bis ein erfinderischer Kopf darauf verfiel, diesem Messer eine gekrümmte Gestalt zu geben. So entstand die Sichel, und später, zum Mähen des Grases, die Sense, deren Erfindung abermals ein großer Fortschritt war. Nun soll aber auch das Korn von seiner Hülse getrennt werden; dies geschah wohl anfänglich durch Reiben mit der Hand; aber bald ersann man den Dreschflegel, mit dessen Hilfe der Arm eines Mannes so viel leistet, als fünf oder sechs Personen mit den Händen."

Auch das Mahlen des Korns, um es in Mehl zu verwandeln, war der Gegenstand ähnlicher Verbesserungen. Zuerst zerrieb man es zwischen zwei Steinen; aber irgend ein erfinderischer Geist erkannte den Vortheil, wenn der eine Stein gedreht würde, was mit der Hand geschah, wie dies noch hie und da im Orient üblich ist. Vorgeschrittenere Völker lassen Pferde oder Ochsen das Geschäft des Drehens verrichten. In den gesitteten Ländern aber benützt man Wind und Wasser; dort sind die Mühlen heutzutage zum Theil stattliche Gebäude, in denen Wasser oder Dampf mächtige Maschinen in Bewegung setzen."

„Das sind," sagte Herr Flicker, „in der That wohlthätige Erfindungen für uns Landleute, die wir ohnehin schon geplagt genug sind."

„Ich müßte zu weitläufig werden, Herr Flicker, wenn ich nur andeuten wollte, wie viel nicht nur der Landbau, sondern auch die Gewerbe solchen Erfindungen zu danken haben. Sie trugen dazu bei, die Lage des Menschen zu verbessern, seiner Körperschwäche nachzuhelfen, die Erde fruchtbarer, Hitze und Kälte erträglicher zu machen; sie ersparten ihm Mühe und Zeit, welche nun zur Erlangung anderer Bequemlichkeiten aufgewendet werden konnte."

„Ich will und kann Ihnen hierin nicht widersprechen, Herr Doktor," fiel Gotthard ein; „aber für so allgemein kann ich die Wohlthat doch nicht erkennen. Wenn man eine neue Maschine erfindet, welche hundert Arbeiter ersetzt, so kommen diese dadurch um ihre Beschäftigung. Wir hatten vor einigen Jahren selbst ein Beispiel. Eine Menge Nagelschmiede hatten in der Gegend Beschäftigung, welche in Folge der Erfindung einer neuen Maschine um ihr Brod kamen."

„Dies verhält sich allerdings so, Gotthard, und es war ihr Unglück, daß sie eine Zeitlang glaubten, den Kampf mit der Maschine fortsetzen zu können. Sie konnten durch ermäßigte Preise wohl eine Weile noch konkurriren, aber sie verarmten dabei und beklagten sich dann über die Ungerechtigkeit der Gesellschaft."

„Arbeiten, eine Sache herstellen für Andere, heißt, wie ich euch gesagt habe, diesen einen Dienst verkaufen. Man kann die Leute aber nicht zwingen, Dienste theurer zu bezahlen, als sie ihnen werth sind. Würdest du, Gotthard, ein Paar Schuhe mit zehn Gulden, statt mit fünf bezahlen, weil Derjenige, welcher sie anfertigt, schwach und kränklich ist, und die doppelte Zeit dazu brauchte?"

„Nein, Herr Doktor, das kann ich nicht."

„Siehst du, Gotthard, so geht es eben allen Menschen. Wenn ver-

mittelst einer neuen Erfindung ein Gegenstand für zehn Gulden hergestellt werden kann, der bis dahin zwanzig kostete, so heißt es, er ist nur noch zehn werth, und Niemand will mehr einen höheren Preis dafür zahlen. Weil Einzelne von diesen Neuerungen nichts wissen wollen, so sind sie doch nicht berechtigt, uns zu zwingen, zu dem alten Preise zu kaufen."

„Und soll uns Fabrikanten," bemerkte Herr Bleicher, welcher mit seinem Eisenwerk die erwähnte neue Nägelfabrik verbunden hatte, „verwehrt sein, eine neue Fabrikationsweise einzuführen? In meinen Erzeugnissen verkaufe ich, wie Herr Auer sehr richtig erklärt hat, meine Dienstleistungen dem Publikum. Kann ich sie demselben theurer verkaufen, als sie werth, d. h. als sie anderswo auch zu haben sind? Hätte ich das Recht dazu?"

„Gewiß nicht, Herr Bleicher," erwiederte der Doktor. „Sobald ein neues Fabrikationsverfahren erfunden ist, haben die betreffenden Fabrikanten nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung, es anzuwenden, denn wir sollen alle die Dienste leisten, deren wir fähig sind, und sie uns nicht theurer bezahlen lassen, als ihr Werth ist."

„Wenn aber doch die Maschinen," meinte Gotthard, „so viele Arbeiter überflüssig machen, und in Hunger und Noth stürzen, so ist doch schwer zu begreifen, wie man sie in Schutz nehmen und eine Wohlthat nennen kann."

„Ich werde euch zeigen," erwiederte Herr Auer, „daß zu derartigen Befürchtungen kein Grund vorhanden ist. Das Maß der zu vergebenden Arbeit hängt von dem gleichzeitig verfügbaren Kapital ab. Die Arbeiter können ja bis zum Verkauf ihrer Erzeugnisse nur von dem vorhandenen, also ersparten Gelde bezahlt werden; je beträchtlicher dieses Kapital ist, desto mehr Beschäftigung wird es für die Arbeiter geben. Die Erfindung einer Maschine muß aber wegen der damit verbundenen Ersparniß zur Vermehrung des Kapitals beitragen, und mit diesem steigt zugleich die Nachfrage nach Arbeit, denn je reicher ein Land wird, desto mehr Bedürfnisse entstehen, welche zu befriedigen sind. Die Anwendung der Maschinen hat denn auch das in der Industrie angelegte Kapital in unsern Staaten ungeheuer vermehrt, so daß man hinter der Wahrheit zurückbleiben wird, wenn man es auf sechsmal größer schätzt, als vor einem Jahrhundert, und wirklich sind auch in den Gewerben, trotz Einführung der Maschinen, jetzt bedeutend mehr Arbeiter beschäftigt als vor derselben."

„Aber," wandte Gotthard abermals ein, „das auf diese Weise angelegte Kapital dient nicht dazu, die Arbeit zu bezahlen; es wird von den Maschinen verschlungen."

„Allerdings, Gotthard, geht ein Theil des Kapitals in den Maschinen auf. Kämen diese aus dem Monde, so könnte man nicht sagen, daß mit dem Gelde, welches sie kosten, Arbeit bezahlt wird, so aber sind sie von Arbeitern unserer Erde angefertigt, und ihre Herstellung und Unterhaltung erfordern sogar ungeheuer viel Arbeit. Da ist z. B. Leonhard, welcher mit dieser Art von Arbeit beschäftigt ist und sich heute stille verhält, weil er besser als irgend Jemand von der Nützlichkeit der Maschinen überzeugt ist. Er kann euch am besten sagen, was es heißt, eine solche zu bauen und in Stand zu halten."

„Allerdings," erwiederte Leonhard, „weiß ich darin Bescheid; auch bin ich ganz Ihrer Meinung, Herr Doktor."

„Da hast du ein Beispiel, Freund Gotthard, wie leicht man bei genauer Kenntniß einer Sache einig wird. Maschinenarbeit unterscheidet sich von Handarbeit dadurch, daß man bei letzterer Alles durch Menschenkraft erreicht, aber die Herstellung ist mühsam und die Menge des Hergestellten gering. Bei der Maschinenarbeit sind weniger Hände unmittelbar bei der Bereitung des Artikels beschäftigt, dafür bedarf es aber Arbeiter zur Verfertigung der Maschinen selbst, so daß dieselbe Menge Arbeit verwendet wird, und zwar zu weit größerem Vortheil des Publikums, welches zahlreiche Annehmlichkeiten dadurch gewinnt."

„Die Erfahrung der Länder, in welchen die Anwendung von Maschinen am meisten verbreitet ist, wie England, Frankreich und Deutschland, hat gezeigt, daß die Maschinen die Menge der Handarbeit sogar bedeutend vermehrt haben. In gleichem Maße hat sich dort auch die Lage der Arbeiter verbessert, welchen jetzt allerlei Bequemlichkeiten zugänglich sind, die sie früher entbehren mußten. Dies führt mich zu einem der größten Vortheile der Maschinen. Ihre Verwendung hat eine weit allgemeinere Verbreitung der Fabrikate zur Folge, da man vermittelst derselben um den nämlichen Preis eine viel größere Menge herstellt."

„Aber wer zieht Nutzen daraus? doch nur der Fabrikant," rief Gotthard.

„Das ist ein schwerer Irrthum," erwiederte der Doktor. „Großer Vorrath in einer Waare hat, wie ihr wißt, deren Wohlfeilheit zur Folge, weil das Angebot größer wird als die Nachfrage, und die Wohlfeilheit gestattet dann auch den Armen die Anschaffung. Die Anwendung von Maschinen und die Vermehrung der Herstellung gehen Hand in Hand, und oft kann nur der gesteigerte Absatz für die Kosten einer neuen Maschine entschädigen. Heutzutage kann z. B. der geringste Arbeiter sich saubere, anständige und warme

Kleidung verschaffen, und ist besser gekleidet, als die Meister vor zweihundert Jahren."

„Wären die Maschinen ein Uebel, so müßte man folgerecht ebensowohl alle die Werkzeuge vernichten, welche die Arbeit abkürzen, die einfachsten, wie die zusammengesetztesten; man müßte den Hammer, die Säge, den Hobel, die Feile, die Nadel, die Kelle, die Zange, den Bohrer, das Beil abschaffen."

„Das wäre schön," riefen viele Stimmen aus der Zahl der Arbeiter.

„Ja man müßte den Schubkarren, die Haue, die Schaufel, den Dreschflegel, die Sichel, den Pflug wieder vernichten, nicht zu vergessen die Mühle."

„Warum nicht gar," ließen sich nun Stimmen aus der Zahl der Bauern hören.

„Ich sehe wohl," fuhr der Doktor fort, „ihr wollt alle nicht in den Urzustand unserer Vorfahren zurückkehren, welche das Holz mit den Händen zerrissen, und die Erde mit den Nägeln aufwühlten. Laßt uns daher dankbar die Maschinen beibehalten, die uns so große Dienste leisten und einsehen, daß es ungereimt ist, sie in dem einen Fall zu preisen, wenn sie uns zusagen, und im andern zu verdammen, wenn sie uns mißfallen. Es hat mit diesem Gefallen und Mißfallen eine eigene Bewandniß. Eine Dampfmaschine, welche ein Schiff treibt, gefällt uns, weil wir wohl gewahr werden, daß keine menschliche Kraft im Stande wäre, dies zu bewirken; es gefällt uns aber auch der Pflug, die Säge, der Schubkarren, weil wir an ihren Gebrauch gewöhnt sind, und die betreffenden Arbeiten nie ohne diese Werkzeuge haben ausführen sehen. Daher kann uns der Gedanke gar nicht kommen, daß sie abgeschafft werden sollten. Dagegen mißfällt uns eine Maschine, welche jetzt eine Arbeit verrichten soll, die wir bisher als Handarbeit zu betrachten gewohnt waren, wie es bei Einführung der mechanischen Spinnereien und Aehnlichem der Fall war."

„Ich kann an diesem Mißfallen nichts Unrechtes finden, denn, wie Sie selbst sagen, entziehen solche Maschinen den Arbeitern ihre Beschäftigung," meinte Gotthard.

„Allerdings, Gotthard, bewirkt eine neue Maschine eine Veränderung in der Arbeit; sie nöthigt diejenigen, welche sie bisher verrichteten, eine andere Beschäftigung zu suchen. Aber es ist falsch, wenn man sagt, die Maschinen unterdrücken die Arbeit, denn sie vermehren ja das Kapital der Gesellschaft, mit welchem, wie wir bewiesen haben, auch die Arbeit zunimmt. Bei jeder neuen Art von Maschine wird derselbe Einwurf gemacht, und jedes=

mal widerlegt ihn die Erfahrung. So war es, als die Strickstühle die Handstrickerei verdrängten, und jetzt sind mehr Menschen als je in diesem Artikel beschäftigt, weil alle Welt Strümpfe trägt. Dieselben Klagen wurden laut, als die mechanische Spinnerei aufkam, und jetzt geben die Spinnereien mehr Arbeit, als früher das Spinnrad und die Spindel. Man hatte dieselbe Sorge, als die mechanische Weberei die Handweberei verdrängte, und jetzt sind viel mehr Hände in dieser Industrie beschäftigt, weil die Gewebe ein allgemeiner Handelsartikel geworden sind, und über Länder und Meere gehen. Man hat vor vier Jahrhunderten dasselbe gefürchtet, als die Erfindung der Buchdruckerkunst viele Abschreiber brodlos machte; und jetzt beschäftigt der Buchdruck hundertmal mehr Arbeiter, als es im Mittelalter Abschreiber gab. Ebenso war es noch neuerdings, als die mechanische Presse an die Stelle der Handpresse trat, und doch hat der wohlfeilere Preis der Bücher die allgemeinste Verbreitung derselben bewirkt und Unterricht und Bildung damit gefördert; die Zahl der Arbeiter in den Druckereien aber hat sich beträchtlich vermehrt."

„Das ist Alles gut und schön," sagte Andreas; „aber wenigstens im Augenblick, wo eine neue Maschine eingeführt wird, setzt sie einen Theil der Arbeiter außer Brod."

„Ich will das nicht läugnen, Andreas; aber es gibt eben keine noch so gute Einrichtung, welche nicht zugleich einige Unannehmlichkeiten mit sich führte. Jeden Augenblick können neue Erfindungen unsere Bedürfnisse verändern, sie in andere Bahnen leiten, oder uns andere Wege zu ihrer Befriedigung anweisen. Eine neue Straße bringt den Wirthschaften und Besitzungen Schaden, welche an dem alten Wege lagen. Eine Eisenbahn wird gebaut, und nimmt eben dieser Straße wieder ihren Verkehr. Soll man sich deshalb dem Neuen, trotz anerkannter Zweckmäßigkeit widersetzen?"

„Bedenket einmal, wie viele Gewerbe alle Jahre durch die Launen der Mode leiden. Sie entziehen oft schnell einer weit größeren Anzahl die Arbeit, als durch die Maschinen geschieht. Das eine Jahr tragen vielleicht die Frauen alle Shawls; im nächsten sind Mäntel wieder Mode; natürlich werden nun weniger Shawls verkauft und hergestellt; können deshalb die Arbeiter, welche bisher mit der Anfertigung von Shawls beschäftigt gewesen waren, verlangen, daß den Frauen das Tragen von Mänteln verboten werde?"

„Selbst unter den gewöhnlichen Naturerscheinungen, unter der Witterung, leidet ein Theil der Gewerbe. Fällt lange kein Regen, so haben die Schirm- und die Schuhmacher, die Wagenvermiether Schaden. Hilft es

sie wohl etwas, wenn sie nach Regen schreien? Dieselbe trockene Witterung war aber wieder Anderen für ihre Zwecke günstig. Ebenso verhält es sich auch mit den Maschinen; wenn sie auch Einzelnen augenblicklich schaden mögen, so sind sie doch für die Gesellschaft eine Wohlthat. Das Gemeinwohl darf doch am Ende dem Vortheil Einzelner nicht geopfert werden."

„Ein Theil des Schadens," meinte Andreas, „welchen eine neue Erfindung den Arbeitern zufügt, könnte aber doch beseitigt werden; die Regierung brauchte nur zu verordnen, daß die Einführung dieser Erfindung nicht überall auf einmal, sondern nach und nach geschähe."

„Schon wieder die Regierung, Andreas, wieder soll sie in die Freiheit und die Rechte des Einzelnen eingreifen. Wann werden wir endlich dahin kommen, daß wir die Regierung nicht mehr für Dinge verantwortlich machen, welche uns allein angehen, und begreifen, daß die Freiheit der beste Schutz für den Vortheil Aller ist? Die Einmischung der Regierung in eine gewerbliche Angelegenheit würde nur anstoßen."

„Wird eine neue Maschine erfunden, welche billigere Herstellung ermöglicht, so hat der Fabrikant ja nicht einmal die Wahl, ob er die Erfindung sich aneignen will oder nicht. Er geht freilich oft mit Widerstreben daran, weil das neue Verfahren ihm anfänglich nur Kosten verursacht; aber er ist eben nicht der Einzige, der den Artikel anfertigt; er hat im In= und Ausland Konkurrenten, und da die Gesellschaft ihm nicht theurer bezahlt, was sie anderwärts wohlfeiler haben kann, so muß er auch, wenn er nicht seine Werkstätten schließen und seine Arbeiter entlassen will, die Erfindung bei sich einführen."

„Du, Andreas, wolltest also die Fabrikanten, wenn sie nicht freiwillig zustimmen, zu allmäliger Einführung einer Maschine zwingen. Der Staat soll dem Einen sagen: Du beginnst morgen damit, ein Anderer in einem Monat, ein Dritter in einem Jahr. Aber mit welchem Recht sollte der Eine gegen den Andern benachtheiligt werden. Der Vorschlag ist daher ebenso unausführbar als ungerecht, nicht nur den Fabrikanten, sondern auch dem Publikum gegenüber, welches augenscheinlich dadurch in Schaden käme."

„Warum überhaupt dieser Widerwille gegen eine neue Maschine? Sie rüttelt dich aus deinen Gewohnheiten auf, zwingt dich, eine andere Beschäftigung zu ergreifen, vielleicht setzt sie dich auch eine Zeit lang außer Arbeit. Dies ist zu bedauern, aber keine Ursache den Andern zu schaden. Du kannst für deine Dienstleistungen eben nicht mehr fordern, als sie werth sind."

„Das ist ja auch nicht meine Meinung, Herr Doktor.“

„Freilich ist sie's, Andreas; du willst das Publikum zwingen, etwas nach dem Preis des alten Verfahrens zu zahlen, was eine Maschine jetzt wohlfeiler herstellt. Du bedenkst nicht, daß du damit deines Gleichen Entbehrungen auferlegst, denn wenn sie für diesen Gegenstand mehr bezahlen, so bleibt ihnen weniger Geld für andere Bedürfnisse. Auch beraubst du zu deinem Vortheil Andere ihrer Beschäftigung.“

„Der unvermeidliche Nachtheil, welchen die Einführung neuer Maschinen für Einzelne mit sich bringt, ist weder so ausgedehnt, noch so schwer, als man gewöhnlich glaubt. Es geht damit nicht plötzlich und auf einmal; sowohl die Gewohnheit, welche eine Scheu vor allem Neuen hat, als die Kosten verhindern dies; denn eine Maschine, welche die Arbeit vieler Hände ersetzen soll, ist in der Regel sehr kostspielig. Meist nimmt der Erfinder ein Patent darauf, und behält sich dadurch das Recht der alleinigen Herstellung vor. Bis dieser die Bestellungen auszuführen im Stande ist, vergehen oft Jahre. Daher ist die Angst der Arbeiter vor plötzlicher allgemeiner Einführung der Maschinen ebenso ungerechtfertigt als verwerflich, um so mehr als diese Furcht, zu Aufreizungen benützt, die Arbeiter in der Blindheit entfesselter Leidenschaften an manchen Orten zur Zerstörung der Maschinen, zur Anzündung von Fabriken geführt hat. Solchen Scenen der Rohheit wird, wie zu hoffen steht, der bessere Unterricht der arbeitenden Klassen künftig vorbeugen.“

„In diesem besseren Unterricht liegt für die Arbeiter hauptsächlich der Schutz und die Hilfe gegen die Nachtheile, welche ihnen die Anwendung neuer Maschinen, sowie der durch Entdeckungen, durch die Mode, durch neue Einrichtungen veranlaßte Umschwung in den Gewerben bereitet. Die Maschinen, der vielfach wechselnde Geschmack unterdrücken die Arbeit nicht, sie geben ihr nur eine andere Richtung; um dieser gerecht zu werden und weniger unter den Veränderungen zu leiden, ist es eben nothwendig, sich zu unterrichten, Kenntnisse zu sammeln, welche die Fähigkeit verleihen, auch andere als die gewohnten Arbeiten zu verrichten und daher vorkommenden Falls rasch zu einer neuen Beschäftigung überzugehen. Die Gesellschaft unserer Zeit verlangt Entschlossenheit, Selbstständigkeit und Gewandtheit; auf diesen Eigenschaften beruht unser Aller Wohl. Hilf dir selbst, so wird dir der Himmel helfen.“

„Ich kann unsere heutige Unterhaltung nicht schließen, ohne euch noch ein Paar Worte mit auf den Weg zu geben:

„Wenn sich Menschen zu der Erfindung der Maschinen beglückwünschen

sollten, so sind es die Arbeiter, da ihnen durch dieselben die schwierigsten Verrichtungen abgenommen sind; Verrichtungen, welche in alter Zeit die Sklaverei hervorgerufen, und sie so lange haben bestehen lassen. Einer der größten Geister des Alterthums, Aristoteles, hat schon damals die prophetischen Worte gesprochen: „Wenn Meißel und Weberschiffchen sich von selbst rührten, so brauchten wir keine Sklaven mehr.“ Dies ist in unserer Zeit zur Wirklichkeit geworden.“

„Jeden Tag sehen wir durch die Maschinen die Arbeiter zu größerer Freiheit gelangen, da ihnen jene die härteste und niedrigste Arbeit abnehmen. Von Handlangern werden sie mehr und mehr zu denkenden Wesen, welchen die Anwendung und Leitung der dem Menschen gefügig gewordenen Naturkräfte obliegt. Die rein körperliche Kraft wird mehr und mehr durch die veredelnde Thätigkeit des Geistes ersetzt. Wer sollte einen Zustand der Dinge nicht preisen, durch welchen die Würde des Menschen, insbesondere der arbeitenden Klassen gehoben wird?“

Neunzehnte Unterhaltung.

Das Kapital ist der angesammelte Ertrag früher geleisteter Arbeit. Dasselbe ist eine Wohlthat für die Gesellschaft.

Wir erinnern uns, daß die Hammerschmieden vor anderen Geschäften in Schönfeld ihre Arbeiten wieder aufgenommen hatten. Es war dies eine Folge des Eifers gewesen, mit welchem damals der Bau der Eisenbahnen betrieben wurde. Man hatte, während England und Belgien schon mit einem ganzen Netz von Eisenbahnen überzogen waren, in Deutschland viele Zeit mit Streitfragen und fruchtlosen Verhandlungen verloren, und wollte diese verlorene Zeit nun wieder einbringen.

Besonders so lange die Theuerung geherrscht hatte, und die allgemeine Noth die größte Beschleunigung der Zufuhren bedingte, war die Unvollständigkeit der neuen eisernen Verkehrsstraßen sehr fühlbar gewesen. Hätten damals schon alle die Eisenbahnen bestanden, welche wir jetzt besitzen, so wäre das Maß der Entbehrungen für die Bevölkerung geringer gewesen; allen den nothleidenden Orten wären die Zufuhren schneller zugänglich geworden. — Konnten die Hammerschmieden von Schönfeld auch keine Schienen

liefern, so nahmen sie in Folge des Zusammenhangs, welcher immer unter den Zweigen desselben Gewerbes besteht, doch an dem allgemeinen Aufschwung der Eisenindustrie Theil, und die Lage der mit vollen Löhnen arbeitenden Schmiede war eine vollkommen befriedigende.

Man befand sich am Tage der nächsten Zusammenkunft gegen Ende des Monats August. Der Doktor kam, da kein außergewöhnlicher Umstand zu erwähnen war, sogleich auf seinen Gegenstand zu sprechen.

„Meine Freunde," begann er, „mit der Frage von der Arbeit und der Arbeitstheilung, sowie von den, die letztere fördernden Maschinen, hängt eine weitere Frage eng zusammen, die der Löhne, das heißt: der Belohnung der Arbeit. Ich halte es aber für zweckmäßig, zuvor einen andern Gegenstand mit euch zu besprechen, weil ihr jene Frage dann besser begreifen werdet."

„Der Mensch arbeitet, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben; aber während seiner Arbeit muß er doch auch leben können. Wie wäre ihm dies möglich, wenn er erst das Ende seiner Arbeit abwarten müßte, um dann auf irgend eine Art den Ertrag derselben zu verzehren? Er kann nur vom Ertrag einer bereits vorangegangenen Arbeit, das heißt von einem nicht verzehrten, oder mit anderen Worten, einem ersparten Ertrag leben. Je mehr ersparte Arbeit es nun gibt, desto mehr Menschen können, in Erwartung des Ertrages einer neuen Arbeit, davon leben. Der Ertrag einer schon geleisteten Arbeit aber ist ein Kapital."

„Das Kapital begreift Alles, was auf der Erde in Folge der Arbeit des Menschen vorhanden ist; es ist das Ergebniß der angesammelten Arbeit aller Jahrhunderte, alles dessen, was die Menschen über ihren Verbrauch erzeugt haben; alles, was sie besitzen, ist Kapital — Güter, Häuser, Scheunen, Hausthiere, Geschmeide, Waaren, Möbel, Kleider, Hausgeräthe sind sämmtlich Kapital."

„Wenn man aber von Kapitalien spricht," meinte Herr Jarland, „so scheint es mir, verstehe man darunter immer nur Geld."

„Das beruht darauf, Herr Jarland, daß das Kapital in der Gestalt von Geld am höchsten geschätzt wird. Um das Vermögen eines Mannes zu schätzen, drücken wir daher immer auch den Werth dessen, was er besitzt, in Geld aus. Ueberdies ist es eine Erleichterung, sich des Geldes zu bedienen, um dem Kapital zu seiner eigentlichen Bestimmung zu verhelfen, welche darin besteht, die Arbeit zu fördern."

„Demnach," sagte Gotthard, „ist Alles, was die Reichen besitzen, Kapital."

„Allerdings, Gotthard; aber ebenso auch dasjenige, was die Armen besitzen. Deine Kleider, deine Möbel, dein Hausgeräth, dein Werkstuhl, deine Werkzeuge, deine Vorräthe, Alles was dein Eigenthum ist, bildet ein Kapital."

„Da bin ich ja," erwiederte Gotthard lachend, „ein Kapitalist, ohne es zu wissen."

„Gewiß," gab der Doktor zur Antwort; „man heißt mit Unrecht nur die, welche viel besitzen, Kapitalisten. Es gibt große und kleine Kapitalien, wie es große und kleine Kapitalisten gibt; bis auf einen gewissen Grad sind wir Alle Kapitalisten, der Unterschied liegt nur in der Größe des Besitzes. Man irrt sich daher sehr, wenn man glaubt, das allgemeine Vermögen bestehe nur in dem Besitz der Reichen. Das Kapital der minder wohlhabenden Leute bildet in allen Ländern keinen kleinen Theil des öffentlichen Reichthums, wie dies schon durch die Sparkassen erwiesen wird, deren Einlagen sich in Deutschland auf hunderte von Millionen belaufen, und dennoch bilden diese Einlagen nur einen unmerklichen Theil des Besitzthums der ärmeren Klassen; ihr eigentlicher Besitz besteht ja doch in Güterstücken, Häuschen, Gärten, in dem Inhalt ihrer Kramläden, und vor Allem in Hausgeräth und Kleidungsstücken; dies Eigenthum, welches freilich im einzelnen oft von geringem Werth ist, bildet insgesammt ein Kapital von großer Bedeutung."

„Kapital ist überdies nicht nur dasjenige, was einzelne Personen besitzen. Als Ertrag irgend einer vorausgegangenen Arbeit nimmt es die verschiedensten Gestalten an. Straßen, Brücken, Kanäle, Eisenbahnen, Häfen, Arsenale, Kirchen, Schulen, Kaufhäuser, alle öffentlichen Gebäude und ihre Einrichtung, sind ebensowohl Kapital. Eine Nation ist folglich um so reicher, je mehr Vermögen jedes ihrer Mitglieder besitzt, und je mehr sie selbst Erzeugnisse der Arbeit aufzuweisen hat, welche in vorausgegangenen Jahrhunderten nicht verbraucht worden sind. Wenn sie daher, statt ihr Geld zu nutzlosen Arbeiten zu verwenden, dasselbe in großen gemeinnützigen Anstalten anlegt, so vermehrt sie ihr Kapital und den Reichthum aller ihrer Angehörigen, denn sie erleichtert die Arbeit der kommenden Geschlechter."

„Es leuchtet wohl ein," bemerkte Herr Althans, „daß die Vermehrung solchen Kapitals eine Wohlthat für das Land ist, weil alle seine Bewohner Nutzen daraus ziehen. Aber verhält es sich mit dem Kapital, welches sich in den Händen Einzelner befindet, ebenso?"

„Ganz gewiß, Herr Althans, während sie sich zu bereichern suchen, kommt auch ihr Kapital der Gesellschaft zu statten, so weit sie es auf be-

triebsame Weise in Handel und Gewerbe verwenden. So lange ein Fabrikant sein Geschäft mit Einsicht leitet, verbreitet er Arbeit und Wohlstand um sich her. Geht er aber zu Grunde, so bringt sein Verderben denjenigen Unglück, welchen sein Kapital Arbeit verschafft hatte. Auch der Arbeiter, der durch schlechte Wirthschaft sein Kapital vergeudet, statt es zu vermehren, schadet nicht nur sich selbst, sondern auch der Gesellschaft. Denn nur durch Arbeit, im Verein mit Ordnung und Sparsamkeit, wächst das Kapital; man vergrößert seinen Besitz nur, wenn man weniger ausgibt, als man einnimmt, weniger verzehrt, als man producirt."

„Aber," erwiederte Herr Althans, „was ist am Ende der Nutzen von der Anhäufung von Reichthum? Verbraucht Jeder, was er einnimmt, so bleibt sich alles gleich; scharrt Jeder aber zusammen, so hat Niemand Nutzen davon."

„Nach beiden Seiten gefehlt, Herr Althans. Gibt man mehr aus, so hat man dafür auch mehr Genüsse. Wenn man aber mit Fleiß und Geschicklichkeit Produktion und Gewinn zu steigern vermag, so wird man sich mehr Annehmlichkeiten verschaffen und doch zugleich Ersparnisse machen können. Diese dürfen natürlich nicht, nach Art der Geizigen, im Koffer gehalten werden, sondern man legt sie in den Sparkassen an, wo sie eine Einnahmsquelle und die Grundlage eines kleinen Vermögens bilden. Der Reiche aber verwendet seine Kapitalien, indem er arbeiten läßt."

„Wenn er dies aber nicht thut?" fragte Andreas.

„Er wird es thun," erwiederte der Doktor; „denn er kann sich auf anderem Wege keine Genüsse verschaffen, da ja Alles, was er kauft, ein Produkt der Arbeit ist. Will er sein Kapital ausnützen, es erhalten und vermehren, so muß er auch arbeiten lassen."

„Wenn aber," meinte Leonhard, „das Kapital zur Bezahlung von Arbeitern verwendet wird, so wird es von diesen aufgezehrt und geht für den Eigenthümer verloren."

„Allerdings," gab der Doktor zur Antwort, „glauben dies manche Leute; es ist aber nichtsdestoweniger falsch. Verwendet man Kapital zum Ankauf von Brod, Wein, Kleidung, Fleisch, Brennholz, so geht es freilich durch den Verbrauch verloren; man muß daher immer wieder neue Ernten, neue Kleider, neue Schuhe als Ersatz für das Verbrauchte schaffen. Das Kapital dagegen, welches den Arbeitenden als Lohn gegeben wird, ist nur scheinbar verloren, in Wirklichkeit aber verhält es sich damit, wie mit dem in den Boden gelegten Saatkorn, welches, scheinbarer Zerstörung verfallen, den Keim zu einer fünfzehn- bis zwanzigfachen Ernte entwickelt."

„Der Arbeiter, der einen Lohn empfängt, verzehrt diesen allerdings; aber er stellt den Werth von neuem durch seine Arbeit her; gibt er weniger aus, als er eingenommen hat, so bleibt ihm selbst noch ein Ueberschuß. Ebenso verhält es sich mit dem Arbeitgeber; das Kapital, welches er auf Lohn verwendet, wird ihm unter einer andern Gestalt mittelst der Arbeit wieder in erhöhtem Maße ersetzt. Wenn auf dem, von dem Taglöhner gebauten Boden Getreide in achtzehnmal größerem Werth wächst, als sein Lohn betrug, wenn der Arbeiter zehn Stücke Zeug anfertigt, welche zwölfmal den ihm bezahlten Lohn im Werth vorstellen, so bildet der Ueberschuß den Nutzen und einen Theil von dem Einkommen des Arbeitgebers. Nur auf solche Weise verwendet, wird das Kapital für seinen Besitzer eine Einnahmsquelle.“

„Sollte denn aber,“ wandte Andreas ein, „in diesem Falle dem Arbeiter nicht auch der ganze Nutzen gehören?“

„Dann,“ erwiederte der Doktor, „bliebe ja das von dem Gutsbesitzer oder dem Fabrikanten verwendete Kapital nach wie vor dasselbe. Der Kapitalist hätte somit keinen Vortheil für seine Mühe als Arbeitgeber und würde seine Gehilfen oder Arbeiter fortschicken, welche dadurch um ihre Beschäftigung und ihr Brod kämen.“

„Man hat also,“ fuhr Andreas fort, „guten Grund zu sagen, daß die Armen die Werkzeuge des Erwerbs der Reichen sind.“

„Ganz richtig,“ erwiederte der Doktor, „wie andererseits die Reichen den Arbeitern zu leben geben. Diese müssen arbeiten, um zu leben, während die Reichen ihr Kapital nur nutzbar machen können, wenn sie es unter der Form von Löhnen in Umlauf bringen; ist dies nicht eine wohlthätige Anordnung der Vorsehung, daß Alle sich gegenseitig gleich nothwendig sind?“

„Vergegenwärtigt euch nur den wirklichen Gang der Dinge. Die Arbeiter haben nur ein sehr schwaches Kapital, weil ihre Vorfahren oder sie selbst mit dem Ertrag ihrer vorausgegangenen Arbeit nicht haushälterisch genug umgegangen sind; sie müssen sich aber doch ernähren und kleiden und sonstige tägliche Bedürfnisse anschaffen; wie wäre dies möglich, wenn sie die Vollendung der Arbeit, den Verkauf des Hergestellten, und in so vielen Fällen die Zeit der Ernte erst abwarten müßten? Da kommen ihnen denn in unseren gesellschaftlichen Zuständen Leute zu Hilfe, welche etwas aufgespart und gesammelt haben, und sorgen für Befriedigung ihrer Bedürfnisse, indem sie ihnen von dem eigenen Kapital, das heißt von dem Ertrag vorhergegangener Arbeit, den Lohn für ihre Leistungen bezahlen, ohne erst die Ernte oder den Verkauf, oder einen sonstigen Abschluß des begonnenen

Werkes abzuwarten. Dagegen ziehen sie ihrerseits Nutzen aus den Leistungen der Arbeiter."

„In unser Aller Interesse liegt es daher, daß das Kapital geschützt sei gegen jede Art von Störung. Vermindert es sich in einer Gesellschaft aus irgend einem Anlaß, so vermindert sich auch gleichzeitig die Arbeit, wie wir es ja dieses Jahr erlebt haben. Ueberall, wo das Kapital in Gefahr ist, beschädigt oder geraubt zu werden, da bekommt es Furcht und verschwindet. Bei allen politischen Unruhen stocken die Geschäfte, indem sich Jeder in seinen Ausgaben beschränkt, weil er nicht weiß, wie er sein Kapital erneuern kann; er läßt es lieber unfruchtbar ruhen, als daß er sich dem Verlust desselben aussetzte. So kommt es dann, daß die Werkstätten geschlossen werden und die Arbeiter im Elend verkommen, wenn sie nicht gar durch Aufruhr noch die Angst des Kapitals erhöhen und ihr Mißgeschick vermehren."

„Das ist freilich wahr," sagte Michel, „wir haben es ja erfahren; aber traurig bleibt es eben doch, daß der Arbeiter sich quälen muß und dabei arm bleibt, während der Kapitalist wenig thut und dabei doch reich wird."

„Du sagst, Michel, der Arme arbeite viel und der Reiche wenig, vergißt aber, daß bei jeder Thätigkeit des Menschen Körper und Geist beschäftigt sind, nur in verschiedenem Grade. Während der Arbeiter mehr seinen Körper anstrengt, hat der Kapitalist vorwiegend mit dem Kopfe zu arbeiten. Die geistige Begabung ist aber seltener als körperliche Kraft, wie Jeder aus der Schule weiß, daher ist geistige Arbeit auch gewinnreicher, gemäß dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, von Ueberfluß und Seltenheit. Erinnere dich ferner, daß der Reichthum des Reichen den Armen nicht ärmer macht; im Gegentheil, nur im Reichthum liegt für ihn eine Sicherheit für bleibende Beschäftigung und besseren Lohn."

„Wenn aber," sagte Leonhard, „die Leistungen des Arbeiters zur Bereicherung des Kapitalisten so viel beitragen, so ist der Gewinnantheil des Kapitals unverhältnißmäßig groß, der Lohn aber viel zu schwach."

„Bestände wirklich," erwiederte der Doktor, „ein solches Mißverhältniß, so würde es die Gewalt der Umstände, das heißt die Konkurrenz, bald ausgleichen. Gäbe es nur einen Kapitalisten, so wären allerdings die Arbeitenden in seine Hand gegeben. Glücklicher Weise gibt es aber viele, und wollte sich einer derselben an der Arbeit zu sehr bereichern, so wäre ein anderer da, der in der Absicht mehr zu produciren und zu verkaufen, sich mit einem kleinen Nutzen begnügen und einen höheren Lohn anbieten würde; natürlich liefen dann die Arbeiter diesem zu und würden den ersteren im

Stich lassen. Es liegt daher nicht in der Macht der Kapitalisten, die Löhne unter ihren wahren Werth herabzudrücken."

„Aber," fuhr Leonhard fort, „die Fabrikanten könnten sich doch unter einander verständigen, die Löhne auf niederem Stand zu halten."

„Auch das ist nicht möglich, Leonhard; das Kapital ist zu verbreitet, als daß sich ein Einverständniß aller Kapitalisten zu diesem Zweck denken ließe. Gelänge es wirklich einmal in einem Lande, so wäre das Bestehen eines solchen Complots doch morgen schon wieder in Frage gestellt, da heutzutage die Kapitalisten der ganzen Welt mit einander in Konkurrenz stehen."

„Demnach," bemerkte Leonhard, „wäre das Verhältniß der Arbeiter um so gesicherter, je zahlreicher die Kapitalisten sind."

„Ganz richtig, Leonhard; je mehr es Kapital in einem Lande gibt, desto mehr Beschäftigung haben die Arbeiter, und um so besser, dem steigenden Kapital entsprechend, werden die Löhne. Ich muß euch bei dieser Gelegenheit auf einen weiteren für die Arbeiter sehr wichtigen Vortheil des Kapitals aufmerksam machen: daß es nämlich dem Arbeitgeber gestattet, zu Zeiten noch Beschäftigung zu geben, wo die Arbeit keineswegs reichlich vorhanden ist. Mancher Fabrikbesitzer behält seine Arbeiter noch vollzählig bei, wenn er auch seine Erzeugnisse ohne Nutzen, ja selbst mit Schaden absetzen muß. Er thut dies, weil in seinem Geschäft beträchtliche Summen stecken, von welchen er bei eingetretenem Stillstand die Zinsen verliert. Er thut es vielleicht aber auch aus Menschenfreundlichkeit, damit seine Arbeiter nicht brodlos werden, wie dies ja wirklich von den Herren Schwarz und Busch in der letztvergangenen Zeit geschehen ist."

„Wenn wir Arbeiter," fiel hier Leonhard ein, „dies auch dankbar anerkennen, und den Nutzen des Kapitals begreifen, so bleibt mir doch der Zweifel, ob sich das Kapital die Dienste, welche es der Gesellschaft leistet, nicht manchmal zu theuer bezahlen läßt."

„Du fragst mit anderen Worten, Leonhard, ob der Kapitalist nicht von seinem Kapital einen höheren Nutzen zieht, als die Dienste werth sind, welche er damit leistet. Darauf erwiedere ich dir, daß die Leitung einer Fabrik oder eines anderen gewerblichen Anwesens ein schweres Geschäft ist, welches um so mehr Sorge und Anstrengung verursacht, je größer das angelegte Kapital ist. In den meisten Fällen ist dieses nur zum kleinen Theil Eigenthum des Unternehmers, der also auch noch für das ihm geliehene fremde Kapital verantwortlich ist und es verzinsen muß. Es ist nun doch nicht mehr als billig, daß er außer den Zinsen des Kapitals auch

noch für seine Mühe einen entsprechenden Nutzen hat. Oft aber muß er froh sein, wenn sich bei einem Unternehmen das angelegte Geld nur wenigstens mit fünf Prozent verzinst, ja in manchen Fällen arbeitet eine Fabrik mit Schaden, statt mit Gewinn. Wie häufig hört man auch von Kapitalisten, Fabrikanten, Unternehmern, daß sie fallirt haben. Durchschnittlich erreicht nicht die Hälfte solcher gewerblicher Anstalten eine Dauer von zwanzig Jahren, und man nimmt als Bedingung eines gedeihlichen Fortbestehens an, daß sie in zehn Jahren das Anlagekapital wieder eingebracht haben müssen. Kommt erst ein solches großes und kostspieliges Werk zum Stillstand, so geht für die Eigenthümer meistens ihr ganzes Kapital verloren. Dann sind es die Arbeiter, die offenbar allein den Vortheil hatten, da sie ihre Löhne während der ganzen Betriebszeit regelmäßig fortempfingen."

„Darin," bemerkte Leonhard, „liegt allerdings eine gewisse Ausgleichung gegen die großen Summeu, welche die einzelnen Fabrikherren gewinnen."

„Einzelne wenige mögen wohl große Summen gewinnen, Leonhard. Aber laß uns einmal rechnen. Eine solche große Fabrik kostet ungeheure Summen; oft steckt in Grund und Boden, Bauwesen, Maschinen, Betriebsmaterial mehr als eine halbe Million. Die Zinsen aus diesem Kapital, mit Einschluß des Abzugs für die Schuldentilgung, machen allein schon eine große Summe. Zum Betrieb sind oft 500, 600, manchmal 12—1500 Arbeiter erforderlich. Diese Arbeiter nun, welche in der Regel meinen, die Fabrikherren nehmen einen zu großen Nutzen an ihren Leistungen, würden mit Erstaunen vernehmen, daß dieser Nutzen für den Tag pro Mann nur etwa sechs Kreuzer, ja oft nur drei Kreuzer beträgt. Nehmen wir tausend Arbeiter und vier Kreuzer Nutzen an jedem an, sowie nach Abzug der Sonntage dreihundert Arbeitstage, so ergibt dies eine Summe von zwanzigtausend Gulden. Ich frage euch nun, ist das zu viel als Belohnung für den Fabrikanten, für die zur Leitung eines so großen Anwesens erforderliche Kenntniß, und gegenüber den durch Umstände und unberechenbare Zufälligkeiten jeder derartigen Anstalt drohenden Verlusten? Der Untergang so mancher Fabrik beweist das Gegentheil."

„Ich gestehe," sagte Leonhard, „daß unter den Arbeitern übertriebene Schätzungen des Gewinns der Fabrikherren häufig vorkommen."

„Diese Schätzungen," fuhr der Doktor fort, „sind aber um so irriger, als sie das wachsende Vermögen der Fabrikbesitzer nur dem jährlichen Gewinn an dem Geschäft zuschreiben, während es häufig mehr das Ergebniß guten Haushaltens und der Anhäufung der Zinsen ist. Man sagt im Volke: die ersten Tausend Gulden seien am schwersten zu gewinnen, und dies ist ganz

richtig. Angenommen es habe Einer 100,000 Gulden erworben oder von seinen Voreltern ererbt, so bringt ihm diese Summe zu fünf Prozent angelegt 5000 Gulden Zinsen. Begnügt er sich nun mit der Hälfte und legt die andere Hälfte wieder an, so steigt sein Vermögen sehr rasch, da nun auch die Zinsen wieder Zinsen tragen; es kann sich in zwölf Jahren verdoppelt haben."

„Wenn in den Zinsen aus dem Kapital eine so große Macht für die Reichen liegt," wandte Leonhard ein, „so muß man billig fragen, warum sie für hergeliehene Gelder Zinsen nehmen dürfen, sie, die doch nicht arbeiten. Der Vortheil sollte denen zu statten kommen, welche die Arbeit thun."

„Die Unterdrückung der Zinsen aus dem Kapital, Leonhard, würde damit enden, daß das Kapital selbst zu Grund ginge; es wäre dies die Rückkehr zur Barbarei."

„In wie ferne, Herr Doktor?" fragte Leonhard.

„Das ist ganz einfach, Leonhard. Die Zinsen aus dem Kapital verbieten, heißt die Vortheile unterdrücken, in deren Erwartung es geschaffen worden ist. Was ist denn das Kapital? Wie wir hörten, ist es der angesammelte Ertrag einer Arbeit. Man gelangt dazu, indem man einen Theil des Erarbeiteten erspart, um Mittel zu gewinnen zu weiterem Verdienst. Würde das Zurückgelegte nicht wieder Früchte tragen, warum sich dann Entbehrungen auferlegen, oder sich mehr anstrengen, als das augenblickliche Bedürfniß erfordert? Außerdem ist das Erworbene, das Kapital, unser Eigenthum und der Nutzen aus demselben, der Zins, wenn wir es herleihen, die rechtmäßige Belohnung für das Recht, welches wir Andern einräumen, sich zu ihrem Nutzen unseres Eigenthums zu bedienen; es ist der Preis der ihnen von uns erwiesenen Dienstleistung."

„Ich habe daher mit Recht sagen können, daß die Unterdrückung der Verzinsung des Kapitals eine Rückkehr zur Barbarei wäre, gleichbedeutend mit der Aufhebung alles dessen, was selbst Kapital schafft, welches in Zuständen der Gesittung dem Menschen unentbehrlich ist. Bei dieser Gelegenheit muß ich euch wiederholt auf die bewundernswürdigen Gesetze aufmerksam machen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse regeln, denn immer nimmt im Verhältniß zum Wachsen des Kapitals der Reichen der daraus erzielte Nutzen ab, während der Nutzen der Armen und überhaupt der Gesellschaft steigt."

„Wie reimt sich denn das zusammen," fragte Michel, „da doch, wie Sie selbst sagten, die Kapitalien der Reichen sich aus sich selbst so leicht

vermehren, und die ersten tausend Gulden am schwersten zu verdienen sein sollen?“

„Beides verträgt sich wohl zusammen, Michel. In dem Maße, als die Kapitalien der Reichen wachsen, können diese, ohne in ihren Genüssen beschränkt zu werden, jedes Jahr mehr auf die Seite legen; sie gelangen auf solche Weise zu größeren Mitteln für allgemein nützliche Unternehmungen. Indem aber in einem Lande die Kapitalien sich vervielfältigen, machen sie sich zugleich selbst Konkurrenz, und diese führt nothwendig zu einer Verminderung ihres Ertrags. Während so in einigen armen Ländern das Kapital noch zehn Prozent Zinsen einbringt, ist es zugleich mit seiner Zunahme bei uns von sechs auf fünf und vier Prozent herabgesunken.“

„Demnach,“ meinte Gotthard, „verlieren die Reichen durch das Wachsen des Reichthums, statt zu gewinnen.“

„Doch nicht, Gotthard, denn sobald sie verlören, würden sie aufhören zu produciren; dann nähme der Reichthum ab, und der Zinsfuß würde sich wieder heben. Die Erfahrung zeigt aber, daß die Kapitalien noch schneller wachsen, als der Zins sinkt, so daß die Kapitalisten schließlich doch ein größeres Einkommen haben. Hatte einer z. B., als der Zinsfuß sechs Prozent war, mit 100,000 Gulden Vermögen 6000 Gulden Einkommen, so ist sein Kapital vielleicht um das doppelte gestiegen, bis der Ertrag auf fünf Prozent fiel, so daß er sich alsdann schon im Besitz von 200,000 Gulden sah, mit einem Einkommen von 10,000 Gulden. Es kann somit auch bei vermindertem Ertrag aus dem Kapital seine Einnahme im Ganzen doch zugenommen haben. Der Arbeit kommt aber sowohl der verminderte Zinsfuß, als die Vermehrung des Kapitals zu gut.“

„Uebrigens hat das Sinken des Zinsfußes eine Grenze, unter die er nicht herunter gehen kann, und wir dürfen nicht einmal wünschen, daß er noch weiter fallen möge, denn die Folge wäre eine allgemeine Verarmung.“

„Es ist sogar merkwürdiger Weise Thatsache, daß in Zeiten der größten Handelsthätigkeit, während sich die Kapitalien reißend vermehren, der Zinsfuß steigt, statt zu fallen. Es streitet dies eigentlich gegen die gewöhnliche Anschauung, läßt sich aber leicht erklären, denn in solchem Fall sind die Kapitalien zu geschäftlichen und gewerblichen Anlagen sehr gesucht. Auf diese Weise wird, während ein zu großes Sinken des Zinsfußes den Vortheil der Kapitalisten beschädigen würde, sowohl dem ihrigen, wie dem der Arbeiter, der Producenten, wie der Konsumenten gleichzeitig entsprochen.“

„Zur Vervollständigung dieser Betrachtungen über die Nützlichkeit des Kapitals muß ich einer sehr verbreiteten irrthümlichen Ansicht Erwähnung

thun, daß man nämlich Leute, welche ihr Vermögen vergeuden, mit Wohlgefallen, und solche, die es zusammenhalten, mit scheelem Auge betrachtet. Denn wenn ein verständiger und arbeitsamer Mann, der ein Kapital ansammelt, der Gesellschaft damit dient, so folgt daraus, daß andererseits derjenige, welcher das von ihm oder andern gesammelte Vermögen leichtsinnig durchbringt, die Gesellschaft zugleich beschädigt. Das von dem Verschwender vergeudete Geld ist so gut vernichtet, wie der Wein, den er trinkt."

„Aber," meinte Herr Jarland, „dieses Geld kommt unter die Leute; es gibt den Arbeitern Beschäftigung."

„Allerdings hört man dies gewöhnlich sagen, Herr Jarland; allein es ist ein großer Irrthum. Der Verschwender vergeudet sein Einkommen und oft auch sein Kapital auf eine für ihn ganz unfruchtbare Weise. Er läßt allerdings, so lange er verschwendet, arbeiten; aber was er hingibt, ist für ihn unwiederbringlich verloren, und er beraubt sich der Möglichkeit, ferner arbeiten zu lassen und zu gewinnen."

„Während er aber sein Vermögen durchbringt," meinte Andreas, „haben Andere Gewinn davon; der Reiche dagegen, der nichts aufgehen läßt, gibt auch Niemand etwas zu verdienen."

„Das kann man auch alle Tage hören, Andreas; man wirft die Reichen, welche keinen unmäßigen Aufwand machen, gerne mit den Geizhälsen zusammen, die ihr Geld verschließen und verscharren. Weil man sie keinen augenfälligen Luxus treiben sieht, so glaubt der gemeine Mann gleich daraus schließen zu dürfen, daß solche Reiche den Arbeitern nichts zu verdienen geben. Sie lassen ihr Geld aber wirken, indem sie es in Handel und Gewerben anlegen, oder Personen darleihen, welche es zu nützlichen Arbeiten verwenden; auf diese Art ernährt dasselbe viele Fleißigen und belebt die Industrie; es fließt wieder seinen Eigenthümern zurück, um von neuem andern Arbeitern Beschäftigung zu geben und so fort und fort. Sie bewirken also nicht nur einmal Gutes damit, sondern immer wieder von neuem. Aber noch eine weitere Ungerechtigkeit der Menschen muß ich zur Sprache bringen. Während man einerseits den als geizig verschreit, welcher sein Vermögen nicht nutzlos vergeudet, sehen andererseits viele den Luxus der Reichen mit neidischem und ärgerlichem Auge an. Es empört sie, den Glanz ihrer Feste, ihrer Equipagen u. s. w. zu sehen. Dieses Gefühls sollte sich Jeder schämen und es unterdrücken, wie es denn auch von denen nicht empfunden wird, welche von diesem Luxus leben, und ihre Zahl ist groß. Die Ausstattung der Häuser und Zimmer der Reichen, ihre Kleidung, ihre Karossen, ihre Liebhabereien für Schmucksachen, Pferde, Kunstgegen=

stände, Gärten u. s. w., gewähren einer unzähligen Menge Arbeiter reichlichen Verdienst. Was folgt daher aus diesen scheinbar sich widersprechenden Wahrnehmungen? Daß Jeder, ohne sein Einkommen, oder gar mehr als sein Einkommen aufzuzehren, seiner Stellung und seinem Vermögen gemäß leben soll. — Noch weitere Dienste werden übrigens von den Reichen bei gutem Gebrauch ihres Vermögens geleistet. Wenn sie Geschmack haben, benützen sie es zur Förderung der schönen Künste. Die Liebhaberei für Bücher, Gemälde, Statuen dient einem edlen Zweck durch Verbreitung guten Geschmacks und die veredelnde Wirkung des Schönen auf den menschlichen Geist. Reichthum erlaubt ferner die Unterstützung kostspieliger Versuche in Landwirthschaft, Physik, Chemie, Mechanik, welche von Unbemittelten nicht ausgeführt werden könnten. So haben die Reichen eine Menge Gelegenheiten, ihr Einkommen mit Nutzen für die Menschheit zu verwenden. Laßt uns daher jeden ehrenhaften Gebrauch des Reichthums willkommen heißen, und nur die nutzlosen Ausgaben und die Vergeudung des Kapitals verdammen."

Zwanzigste Unterhaltung.

Die Arbeit ist eine Waare, deren Preis nicht willkürlich bestimmt werden kann.

Auf traurige Weise tauchte die Erinnerung an die, durch die Theuerung hervorgerufenen Gewaltthätigkeiten nochmals auf. Der Mörder des Müllers zur oberen Mühle war zum Tode verurtheilt worden, und die Hinrichtung sollte öffentlich in der Stadt, in deren Nähe das Verbrechen begangen ward, und zwar am vergangenen Samstag vollzogen werden.

Eine große Menschenmenge, worunter auch viele Schönfelder, war der Stadt zugeströmt, um Zeuge der Hinrichtung zu sein; sie hatte sich jedoch getäuscht gesehen. Der Angeschuldigte hatte ein Gnadengesuch eingereicht, und die Hinrichtung war verschoben worden.

Der Doktor hatte mit Betrübniß wahrgenommen, daß selbst aus der besseren Klasse der Dorfbewohner manche dem blutigen Schauspiel zuliefen, und er konnte sich nicht enthalten, seinen heute versammelten Zuhörern zu=

vörderst sein Leidwesen darüber auszusprechen, daß eine solche, auf einem Ueberrest von Barbarei beruhende Neugierde noch in unserer heutigen Gesellschaft sich finden lasse. Es hatten ihm auf seine eindringlichen Worte alle Anwesenden versprochen, einem solchen Schauspiel künftig fern zu bleiben, worauf er den Gegenstand der Unterhaltung folgendermaßen aufnahm.

„Ich habe euch unlängst auseinandergesetzt, daß die Arbeit eine Waare ist, und daß die Arbeiter und die Fabrikanten in ihren Beziehungen zu einander, Verkäufer und Käufer von Arbeit sind. Ich muß euch nun auch zeigen, daß die Arbeit, wie jede andere Waare, dem allgemeinen Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen ist, und daß sie folglich weniger gilt, wenn das Angebot von Arbeit größer ist, und mehr, wenn die Nachfrage überwiegt. Es streitet dies zwar, wie wir schon einmal hörten, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, da man sonst, wenn die Arbeiter leicht Beschäftigung finden, zu sagen pflegt: es gibt viel Arbeit, im anderen Falle aber, wenn es an Beschäftigung fehlt, es gibt wenig Arbeit. Es handelt sich jedoch einfach darum, sich über die Ausdrücke zu vereinigen, so werden sie auch Jedem verständlich sein."

„Ihr wißt, daß der Mensch nur von der Frucht seiner Arbeit lebt. Hat ihm daher nicht eine vorangegangene Arbeit die Mittel zu seinem Unterhalt für einige Zeit verschafft, so ist er genöthigt, Tag für Tag von dem ungewissen Erfolge seiner Arbeit sein Leben zu fristen, und zwar ist dies die allgemeine Lage des Menschen im wilden Zustand; in derselben Lage befänden sich aber auch Alle, welchen in einem gesitteten Staate nichts von ihren Vätern hinterlassen worden wäre, oder welche selbst noch nichts erworben hätten, wenn ihnen der angesammelte Arbeitsertrag der Andern nicht zu Hilfe käme. Dieser Ertrag ist das Kapital, und je reichlicher es ist, um so sicherer bietet es die Mittel, den Unterhalt der Nichtsbesitzenden sicher zu stellen. Nur durch die Verbindung von Kapital und Arbeit wird aber dieser Erfolg erzielt. Ohne die Arbeit bliebe das Kapital unfruchtbar. Andererseits aber könnte auch die Arbeit ohne das Kapital nichts leisten, denn dieses liefert die Stoffe, die Werkzeuge, an und mit welchen die Arbeit in Ausübung kommt. Beide, Kapital und Arbeit, sind sich daher unentbehrlich; ihr gegenseitiger Vortheil ist eng verknüpft; was dem einen schadet, schadet auch dem andern; so stoßen wir beim ersten Schritt auf die Gemeinsamkeit des Vortheils der Arbeiter und Arbeitgeber, welche leider oft von Beiden verkannt wird."

„Diese Gemeinsamkeit," sagte Leonhard, „verstehe ich wohl, soweit es sich darum handelt, daß Kapital und Arbeit nichts ohne einander ver-

mögen; aber der Grad der Abhängigkeit, in der sie zu einander stehen, ist doch wohl verschieden. Die Arbeiter hängen viel mehr von den Kapitalisten ab, als umgekehrt. Wer Hunger hat, kann nicht warten, wohl aber Derjenige, welcher nur auf Vortheil ausgeht."

„Ich gebe dir hierin recht, Leonhard, der Magen ist nicht so geduldig, als ein Sack voll Thaler. Da ist der Reichthum allerdings im Vortheil. Aber der Nachtheil gleicht sich für den Arbeiter durch die Sicherheit seines Lohnes und den weiteren Umstand aus, daß er denselben, ohne warten zu müssen, in Empfang nehmen kann. Kapitalist und Arbeiter verbinden sich zur Erzeugung von Waaren, indem der eine sein Kapital, der andere seine Arbeit zugibt. Diese Waaren, als der Ertrag der Arbeit beider sind gemeinschaftliches Eigenthum, und um ihren Werth herauszuziehen, müssen sie verkauft werden. Die Lage des Arbeiters erlaubt ihm aber nicht, den Verkauf abzuwarten, der oft ein halbes oder ein ganzes Jahr in Anspruch nimmt, möglicher Weise sich gar nicht bewerkstelligen läßt. Der Fabrikant bezahlt ihm daher unter der Gestalt von Lohn seinen Antheil an der Waare, oft sogar lange vorher, ehe die Arbeit vollendet ist. Dadurch wird er der alleinige Eigenthümer, nimmt die Möglichkeit ungünstigen Absatzes auf sich und stellt so den Arbeiter außer aller Gefahr."

Der Lohn ist daher nichts anderes, als die Vergütung des Antheils, welcher dem Arbeiter an dem von ihm hergestellten Erzeugniß zukömmt. Es ist klar, daß für gewöhnlich dieser Antheil dem Werth des Erzeugnisses nicht gleich kommen kann, denn sonst bliebe ja nichts für den Kapitalisten übrig, und es würde dieser aufhören, arbeiten zu lassen."

„Wodurch aber wird dieser Antheil bestimmt?" fragte Leonhard.

„Dies geschieht stets durch gegenseitiges Einverständniß," erwiederte der Doktor, „und Niemand hat das Recht, sich in die Angelegenheiten der beiden Parteien zu mischen."

„In diesem Fall," meinte Leonhard, „wird aber der Arbeiter schlecht wegkommen, und sich Alles gefallen lassen müssen, da der Kapitalist des Arbeiters weniger bedarf, als dieser der Arbeit."

„Da irrst du dich, Leonhard; sie brauchen einander gegenseitig, und es ist nicht selten, daß die Arbeitgeber den Bedingungen der Arbeiter sich fügen müssen. Uebrigens ist der Preis der Löhne von Verhältnissen abhängig, die jede Willkür ausschließen. Da die Arbeit eine Dienstleistung ist, und der Lohn der Preis dafür, so hängt die Höhe des Lohnes nothwendig von dem Werth dieser Dienstleistung ab. Ein Packträger, ein Handlanger, ein Taglöhner müssen sich mit dreißig, sechsunddreißig Kreuzer

täglichen Lohns begnügen, während ein Mechaniker, ein Ciseleur zwei bis drei Gulden täglich, ein Künstler, Zeichner, Bildhauer, je nach Geschicklichkeit noch weit mehr verdienen kann. Fänden sich Leute der letzten Gattung ebenso häufig als Tagelöhner und Handlanger, so würden sie sich auch den Lohn der letzteren gefallen lassen müssen; aber da ihre Arbeit mehr Talent erfordert und das Talent selten ist, so werden sie besser belohnt."

„Alle haben aber doch die gleichen Bedürfnisse," meinte der Spinner Kästner; „sollte man daher nicht verlangen können, daß auch Alle wenigstens einen anständigen Lohn empfangen?"

„Was heißt ein anständiger Lohn?" erwiederte der Doktor. „Wir werden alsbald an diese Frage kommen. Nehmen wir jedoch an, ein Gesetz schreibe Allen, welche Tagelöhner und Handlanger beschäftigen, vor, sie im Lohn den geschickteren Arbeitern gleichzustellen, so würde nichts Anderes damit erreicht, als daß jene gar keine Arbeit mehr fänden, denn der Arbeitgeber kann für eine Arbeit nicht mehr bezahlen, als sie werth ist, da er das Publikum auch nicht zwingen kann, ihm seine Erzeugnisse über ihren Werth zu bezahlen. Andererseits würden Diejenigen, welche für eine schwierige Arbeit einen höheren Lohn bezogen, sich von nun an den leichteren Beschäftigungen zuwenden, wenn sie für größere Anstrengung nicht mehr verhältnißmäßig belohnt würden. Alsdann würde der Mangel an Arbeitern in einzelnen Gewerben und der Ueberfluß in andern trotz aller Gesetze die Gleichheit wieder aufheben, welche man auf willkürliche Weise hätte herbeiführen wollen. In den schwierigen Gewerben wären die Arbeitskräfte selten geworden, man wäre also gezwungen, sie theurer zu bezahlen. In den andern würde ein Ueberfluß an Arbeitern ein Hinderniß sein, sie Alle zu beschäftigen. Die Arbeitslosen würden vorziehen, um jeden Preis zu arbeiten, statt Hungers zu sterben, während sie sich an das Gesetz hielten. Die Konkurrenz würde so Alles wieder in den früheren Zustand zurückwerfen, einstweilen gäbe es aber allgemeine Verwirrung, Arbeitseinstellung und Verminderung der Produktion. Jedermann würde unter diesem unnatürlichen Zustand leiden. Das wäre der Erfolg einer solchen Verletzung der naturgemäßen Gesetze."

„Also hat Niemand das Recht," fragte Andreas, „die Löhne in der Weise zu bestimmen, daß sie einem billigen Maßstab entsprechen?"

„Dieses Recht, Andreas, hat das Publikum allein. Durch den Werth, welchen es den Dingen beilegt, bestimmt es den Lohn derer, welche sie herstellen. Wenn es eine Ungerechtigkeit ist, einen Arbeiter zu zwingen, für seine Dienstleistung weniger als ihren Werth zu beanspruchen, so ist es eben

so unbillig, dem Publikum höhere Preise vorschreiben zu wollen, als es gewillt ist zu bezahlen. Da der Werth einer Dienstleistung von der Schwierigkeit der Herstellung und von dem Bedürfniß des Abnehmers abhängt, so würden wir, wenn uns für eine Waare ein in unsern Augen zu hoher Preis gefordert wird, vorziehen, ganz davon abzustehen, und die Produktion oder mit andern Worten die Arbeit würde um ebensoviel verringert."

„Demnach," meinte Leonhard, „ist der Maßstab der Löhne etwas ganz willkürliches und läßt sich auf keine Weise feststellen."

„So wenig, als der Preis irgend einer anderen Waare," erwiederte der Doktor. „Der Werth der Arbeit hängt von einer Menge von Umständen ab, in erster Linie aber von dem Maße der Fähigkeit, welche sie erfordert und dann von dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage."

„Es gibt aber," fuhr Leonhard fort, „beinahe in jedem Gewerbe, wie auch in der Landwirthschaft eine Art von Handarbeit, deren fast alle Menschen fähig sind, und die nur ein Paar kräftige Arme und keine besondere Geschicklichkeit erfordert; diese Arbeit ist sogar die verbreitetste und beschäftigt die meisten Leute; sollte sich nicht wenigstens für diese ein Preis festsetzen lassen?"

„Die Handarbeit, welche die große Masse auszuführen im Stande ist," erwiederte Herr Auer, „ist in der That der Ausgangspunkt, von welchem aus die Löhne in allen Gewerben von Stufe zu Stufe aufsteigen. In gewöhnlichen Verhältnissen und in Folge innerer Nothwendigkeit richtet sich der Lohn für diese Arbeit nach dem, was ein Mann zu seines Lebens Nothdurft braucht. Er kann nie auf die Dauer weder viel niedriger, noch viel höher sein."

„Warum nicht gar noch niedriger," rief Michel; „ich begreife, daß er über das Nothwendigste sich erheben, aber nicht, wie er unter dasselbe sinken kann."

„Was man das Nothwendigste nennt," erwiederte der Doktor, „ist eben, trotz der Bedeutung dieses Worts, ein sehr schwankender Begriff. Die Nothdurft wechselt nach Zeit und Land, besonders aber nach dem Stand der Gesittung. Wir haben schon darüber gesprochen, wie sich die Bedürfnisse in unsern Tagen zu denen unserer Vorfahren verhalten. Im Allgemeinen begreift man darunter die zur Erhaltung des Menschen nothwendige Nahrung, die Wohnung, das Hausgeräthe und die Kleidung, Alles nach den Bedürfnissen und Sitten eines Landes. Die Nahrung soll reichlich und mannichfaltig genug sein, um die Gesundheit und die Kräfte zu erhalten. Die Kleidung muß dem Klima entsprechen und zugleich einen an-

ständigen Anblick gewähren. Die Wohnung soll nicht nur vor den Unbilden des Wetters und der Jahreszeiten schützen, sondern auch der Familie hinlänglich Raum für ihre täglichen Beschäftigungen und für eine, der guten Sitte gemäße Eintheilung bieten. Auch gehören Möbel und Hausrath dazu, wie solche in dem Lande gebräuchlich sind. Endlich bedarf es, je nach Jahreszeit und Klima, der Feuerung und Beleuchtung. Zur Vervollständigung füge ich noch bei, daß man zu dem Nothwendigsten auch die Erziehung der Kinder und Unterrichtsmittel zu rechnen hat. Das Nothwendigste hat sonach keine unbedingte Grenze, wie ihr seht, doch richtet es sich in jedem Lande annähernd nach dessen Reichthum und Gebräuchen. Der Lohn soll diesen dringendsten Bedürfnissen nicht allein des Arbeitenden selbst, sondern auch seiner Frau und Kinder genügen, mit einem Wort, er soll zum Unterhalt einer Familie ausreichen. Aus dem soeben Gesagten werdet ihr aber entnehmen, wie dieser Unterhalt nicht so abgezirkelt sein kann, daß der Lohn nicht vorübergehend unter das scheinbar nöthige Maß herabsteigen könnte. Man entbehrt dann, man lebt kümmerlich, aber man lebt doch."

„Da ist es gut," meinte Gotthard, „man gewöhnt sich, mit weniger auszukommen; man ist dann auf alle Ereignisse besser vorbereitet."

„Diese Aeußerung sieht dir ähnlich, Gotthard; aber laß uns die Sache prüfen. Die Nothdurft der Menschen zu sehr und andauernd beschränken, würde viele Mißstände zur Folge haben. Zunächst würde die Gesundheit darunter leiden und eine Verminderung der Kräfte eintreten, was der Arbeit nur schaden könnte. Reinlichkeit, Unterricht und das Wohlbefinden überhaupt würden sich verringern. Da sich die Löhne stets nach dem Nothwendigsten zu regeln streben, würden sie alsdann in demselben Verhältniß fallen. Käme ein allgemeines Unglück dazu, welches dann auch noch auf die Löhne drückte, so würde das Elend unerträglich werden, da man ohnedies schon die Ausgaben bis zur Grenze des Möglichen beschränkt hätte. So sind die Zustände in dem unglücklichen Irland, wo die allgemeine Noth den Lebensunterhalt schon längst auf das äußerst Unerläßliche einer elenden Existenz angewiesen hat. Die geringste Ungunst der Verhältnisse hat dort die schrecklichste Entblößung der Einwohner zur Folge."

„Dachte ich mir's doch," sagte Kästner, „daß es eine Dummheit sei, immer sparen zu wollen, und sich alle diese Entbehrungen aufzuerlegen."

„Halt, nur nicht zu voreilig in deinen Schlüssen," sagte der Doktor. „Sparsamkeit, so weit sie nicht in Geiz ausartet, welcher sich und den Seinigen das Nöthigste nicht gönnt, ist nie schädlich. Selten wird sie zu

weit oder nur weit genug geübt. Sie ist die sicherste Grundlage für das Gedeihen der Familien. Sie wird auch nie zum Sinken der Löhne beitragen, da sie immer nur eine persönliche Tugend des Einzelnen ist."

„Allerdings in Zuständen wenig entwickelter Gesittung, bei Mangel an Reichthum und Kapital kann die Lage der arbeitenden Klassen eine mißliche werden. Da es wenig zu verdienen gibt, wird der Antheil der Armen äußerst unbedeutend sein. Die Lebensbedürfnisse sind auf das Unentbehrlichste beschränkt; in Folge dessen werden die Löhne, welche den Bedürfnissen entsprechen, sehr niedrig stehen, so daß bei der ersten Krisis die Bevölkerung vollständigem Mangel preisgegeben ist. Freuen wir uns daher, in einem Lande wie Deutschland zu leben, wo der Reichthum seit einem halben Jahrhundert so große Fortschritte gemacht, die Grenzen der Nothdurft um vieles erweitert, und die Löhne entsprechend erhöht hat."

„Ein Zweifel bleibt mir immer noch, Herr Auer," bemerkte hier Leonhard. „Wenn im Allgemeinen die nöthigsten Bedürfnisse die Höhe der Löhne bestimmen, so müßte deren Maß zunächst von den Lebensmitteln abhängen, und mit diesen zugleich steigen und fallen. Wie hat es also kommen können, daß in der letztvergangenen Zeit die Löhne sanken, während die Lebensmittel stiegen?"

„Auch dieses hat seinen guten Grund, Leonhard. Die zufällige Theuerung der Lebensmittel bringt immer eine Störung in den Gewohnheiten einer Bevölkerung hervor. Geht die Einnahme der minder wohlhabenden Klassen in Anschaffung von Nahrungsmitteln auf, so daß sie sich in andern Bedürfnissen, z. B. Kleidern, einzuschränken haben, so wird ein Theil Derjenigen, welche Bekleidungsgegenstände anfertigen, außer Arbeit gesetzt, und sich in der Lage befinden, um billigeren Lohn sich anbieten zu müssen. Andererseits wird auch der Fabrikant bei der allgemeinen Abnahme der Mittel den Absatz seiner Waare durch Ermäßigung des Preises zu erhalten suchen, und sich in Folge dessen zur Verringerung der Löhne gezwungen sehen. Ebenso verhält es sich mit andern Artikeln. Eine Zeit des Mißwachses und der Theuerung veranlaßt daher stets ein Sinken, statt eines Steigens der Löhne."

„Demnach," sagte Michel, „sollten die Löhne auch steigen, wenn die Lebensmittel wohlfeil sind."

„Manchmal," erwiederte der Doktor, „geschieht dies auch. Man ist geneigt, wenn die Lebensmittel wohlfeil und dadurch die Mittel zu andern Ausgaben vorhanden sind, auch bessere Preise zu bezahlen. Die größere Nachfrage gibt den Fabriken vermehrte Beschäftigung, und als natürliche Folge davon steigen die Löhne und erhalten sich auf ihrer Höhe. Eigent-

lich aber kann man nicht sagen, daß der Preis der Lebensmittel einen unmittelbaren Einfluß auf den Stand der Löhne habe."

„Man hört oft sagen, die Fabrikanten sollten die Löhne ihrer Arbeiter in Uebereinstimmung mit den Preisen der Lebensmittel setzen, wenn diese hoch stehen. Allein sie können nicht mehr thun, als den allgemein gangbaren Tagespreis zahlen. Denn jeder Fabrikant hat mit allen übrigen zu konkurriren, und würde durch höheren Lohn und dadurch vertheuerte Waarenpreise seine Kundschaft verjagen und aus Mangel an Absatz bald zu Grunde gehen."

„Wenn aber," wandte Andreas ein, „die andern Arbeiter auch nicht mehr um die wohlfeileren Löhne arbeiten wollten, so müßten diese steigen."

„Gewiß," antwortete der Doktor, „vorausgesetzt jedoch, daß das Publikum einwilligte, die Erzeugnisse nun auch entsprechend höher zu bezahlen. Tritt der Fall ein, daß auch die andern Arbeiter nicht mehr um den seitherigen Lohn arbeiten wollen und doch alle Beschäftigung finden, so ist der geforderte höhere Lohn nun wirklich der laufende Tagespreis. Im entgegengesetzten Fall, wenn sie keine Arbeit finden, so ist dies ein Beweis, daß sie zuviel verlangen; sie müssen dann entweder ihre Forderung herabstimmen oder feiern. Einen Lohn zu fordern, der nicht im Verhältniß zu dem Preise steht, welchen das Publikum bezahlen will, ist daher gegen den Vortheil der Arbeiter; sie sollen nur einen Lohn beanspruchen, wie er dem Stand des Marktes entspricht."

„Ihr seht daraus, daß der Maßstab der Löhne weder Sache des Zufalls ist, noch von dem Willen des Einzelnen abhängt, und ebensowenig von Mitgefühl bestimmt werden kann. Dieselben Bedingungen, welche die Preise aller Dinge regeln, sind auch hier maßgebend, vornehmlich das Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Diese Bedingungen wollen wir in unserer nächsten Unterhaltung noch näher prüfen."

Einundzwanzigste Unterhaltung.

Das Maß der Löhne wird durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Die Arbeiterverbindungen und die Arbeitseinstellungen.

Die große neuerdings im Eisenbahnbau eingetretene Thätigkeit hatte seit einiger Zeit unter den Arbeitern der gesammten Eisen-Industrie eine Art von Gährung hervorgerufen. Verleitet von den falschen Lehrsätzen einiger Wortführer hatten dieselben übertriebene Ansprüche erhoben.

So lange die anderen Gewerbe noch ruhten, waren die Eisenarbeiter mit den angebotenen Löhnen ohne Widerrede zufrieden gewesen. Jetzt, da nach der Wiederbelebung aller Geschäfte besonders nach Leuten ihres Berufes Nachfrage war, wollten sie aus ihrer vortheilhaften Lage Nutzen ziehen und verlangten fast überall Lohnerhöhung. Es lag an sich nichts Unvernünftiges in ihrem Ansinnen, und da der gute Fortgang der Geschäfte das Zugeständniß gestattete, so wurde dem Verlangen auch allseitig bereitwillig entsprochen.

Der gute Erfolg ermuthigte aber zu weiteren Schritten. Während das erste Mal der hohe Stand der Lebensmittel zur Begründung gedient hatte, stützten sich die Arbeiter bei ihrer neuen Forderung auf die lange Arbeitszeit, die daraus erfolgende Ermüdung, und das Bedürfniß einer kräftigeren Nahrung. Sie verlangten daher nicht allein einen höheren Taglohn, sondern auch für die Stunden, welche sie über die Zeit arbeiteten, die doppelte Taxe. Auch dazu ließen sich die Besitzer der verschiedenen Werke noch herbei, jedoch schon mit Widerstreben, da sie neue Anforderungen fürchteten und zu Lieferungen in einer bestimmten Zeit verpflichtet waren, welche eingehalten werden mußte. — Was sie besorgten, trat bald genug ein. Die Arbeiter hatten ihre Wortführer, die den neuen Ideen, welche in den Köpfen spukten, Eingang zu verschaffen suchten. Ohne gerade Lohnerhöhung zu fordern, verlangten sie die Einführung von Bestimmungen, welche in allen Eisenwerken gültig sein sollten, Verkürzung der Arbeitszeit, Bezahlung nach der Zeit, statt nach dem Stück, Entfernung der Werkführer u. s. w. Unter dem Vorwand, die Ausbeutung der Arbeit zu beschränken, wollten sie die Meister in Abhängigkeit von den Arbeitern bringen; daher waren ihre Forderungen theilweise rein unerfüllbar, andere eher berechtigte hörten es auf zu sein, weil die Bedingungen nicht vereinbart, sondern aufgezwungen werden sollten.

Die Lage der Besitzer der Eisenwerke war übrigens nicht die gleiche. Die meisten hatten die Lieferungen auf Zeit übernommen, als die Löhne noch weit niedriger waren. Nach den geforderten Aufschlägen mußten sie mit Verlust arbeiten, oder sich den Folgen eines Vertragsbruches aussetzen. Einige hatten dagegen erst später abgeschlossen, diese fügten sich den Bedingungen der Arbeiter, während die Andern sie ausschlugen. Letztere wurden in Bann gethan, und suchten sich theilweise dadurch zu helfen, daß sie Arbeiter von auswärts kommen ließen; es rief jedoch deren Ankunft Unruhen und Gewaltthätigkeiten hervor, welche an manchen Orten zum Einschreiten der bewaffneten Macht führten. Von Tag zu Tag nahm die Bewegung an Umfang zu, und verbreitete sich bis in die entlegensten Werkstätten. In Schönfeld war sie zwar von geringerer Bedeutung, doch waren auch hier die Köpfe erhitzt, und ernste Besorgnisse wurden rege. Wie überall waren in den Eisenwerken der Gemeinde schon zum zweiten Mal die Löhne erhöht worden. Die Arbeiter hatten bis jetzt die Zwangsforderungen noch nicht gestellt, aber sie beriethen deren Zweckmäßigkeit. Einigen Besonnenen und Einsichtsvollen, welche einen wirklichen Vortheil für die Arbeiter in den abgezwungenen Zugeständnissen nicht erblickten, war es bis jetzt gelungen, die Masse in den Grenzen der Mäßigung zu halten. Es waren besonders diejenigen, welche die Unterhaltungen des Doktors besuchten, und von ihnen hoffte dieser auch ferner die Ordnung aufrecht erhalten zu sehen, obschon sie sehr in der Minderheit waren.

Mit Beziehung auf diese Ereignisse leitete Herr Auer die heutige Unterhaltung folgendermaßen ein:

„Meine Freunde, wir haben gesehen, daß das niedrigste Maß, auf welchem die Löhne sich dauernd halten können, ein solches ist, daß es dem Arbeiter wenigstens die Befriedigung der nöthigsten Lebensbedürfnisse gestattet; das höchste dagegen, welches Bestand haben kann, dem Kapitalisten noch einen Gewinn in Aussicht stellen muß, welcher einigermaßen seinem Risiko entspricht. Die Schwankungen zwischen diesen beiden äußersten Punkten hängen hauptsächlich von den Arbeitskräften ab, welche den Kapitalisten angeboten werden. Schließlich sind es also immer die Verkäufer der Arbeit und nicht die Käufer, welche den Preis der Löhne bestimmen."

„Wie!" rief Andreas, „die Arbeiter sollen die Taxe der Löhne bestimmen dürfen; bisher war ich der Meinung, es sei dies Sache der Arbeitgeber."

„Allerdings glauben dies die Arbeiter, indem sie eben verkennen, daß sie die Verkäufer der Arbeit sind, und nicht bedenken, daß der Preis jeder Waare sich nach Angebot und Nachfrage richtet."

„Da die Arbeiter, wie überhaupt Jedermann, nur von dem Kapital der Gesellschaft leben können, so folgt daraus, daß das Maß der Löhne von dem zwischen Kapital und Bevölkerung stattfindenden Verhältniß abhängt; ist ein nur kleines Kapital unter viele Personen zu vertheilen, so ist natürlich der Antheil eines Jeden ein sehr schwacher."

„Aber, Herr Doktor," wandte Michel ein, „das Kapital der Reichen vertheilt sich ja gar nicht unter die Armen."

„Freilich, Michel, vertheilt es sich, nur auf bessere Art, als du es verstehst. Denn bei einer Vertheilung auf deine Weise bliebe den Reichen fast nichts, während für jeden Armen auch nicht viel abfiele. In Wirklichkeit aber erneuert sich die Theilung unaufhörlich. Ist es nicht etwa eine fortgesetzte Theilung, wenn das Kapital in der Gestalt von Arbeitslöhnen immer wieder unter die Leute kommt, und einer immer größeren Anzahl zu ihrem Unterhalt verhilft? Da nun Reiche und Arme in keiner andern Weise weder arbeiten lassen, noch konsumiren können, als vermittelst ihres gesammten Besitzes, das heißt des Kapitals der Nation, so konnte ich mit Recht sagen, daß bei einer Nation von geringem Kapital aber vielen Arbeitern der Antheil des Einzelnen an dem Ertrag der Arbeit nur ein geringer sein kann."

„Das begreife ich nun, Herr Auer," erwiederte Michel.

„Laßt uns jetzt auch näher betrachten," fuhr der Doktor fort, „was in einem minder wohlhabenden Land mit wenig verfügbarem Kapital vorgeht. Ein schwaches Kapital gestattet auch nur eine schwache Nachfrage nach Arbeitskräften. Das Angebot wird daher stärker sein, als die Nachfrage, und da sich die Arbeiter Konkurrenz machen, so werden die Löhne niedrig stehen. Je mehr Arbeiter bei geringer Beschäftigung vorhanden sind, desto mehr beherrschen die Kapitalisten den Markt, und desto größeren Nutzen ziehen sie von ihren Kapitalien."

„Auch das läßt sich begreifen," bemerkte Leonhard; „schwaches Kapital und Ueberfluß an Arbeitern verursachen schwache Löhne mit großem Nutzen für die Kapitalisten."

„Ganz richtig, Leonhard. Nehmen wir jetzt an, das Kapital nehme zu, und es wird zunehmen in Folge der Gewinne der Kapitalisten, so wird sich auch die Nachfrage nach Arbeitskräften vermehren. Allein zugleich steigt auch die Konkurrenz unter den Kapitalisten, während dieselbe unter den Arbeitern, welche jetzt gesuchter sind, abnimmt. Die Folge muß sein, daß die Löhne sich heben, während der Nutzen der Kapitalisten sinkt."

„Auch das ist einleuchtend," fiel Leonhard wieder ein; „großes Kapital

mit wenig Arbeitern gibt hohe Löhne mit schwachem Nutzen für die Kapitalisten."

„So ist es, Leonhard. Du fängst an, dich auf Volkswirthschaft zu verstehen."

„Volkswirthschaft, was ist das?" riefen mehrere Stimmen.

„Es ist wahr," erwiederte der Doktor, „das habe ich euch noch gar nicht gesagt; Volkswirthschaft ist die Wissenschaft, mit deren Fragen wir uns schon einige Zeit beschäftigen. Von allen Grundsätzen der Volkswirthschaft bleibt immer der wichtigste der, daß der Preis der Dinge steigt im Verhältniß der Nachfrage und sinkt im Verhältniß des Angebots; diese wenigen Worte geben sozusagen den ganzen Inhalt der Wissenschaft wieder. In erster Linie läßt sich sodann, wie dies Leonhard soeben ganz richtig gethan hat, aus diesen Grundsätzen folgern, daß überall, wo viel Kapital vorhanden ist, die Kapitalisten mit kleinerem Nutzen vorlieb nehmen, und die Arbeit besser bezahlen müssen; dasselbe thut das Publikum, indem es in diesem Fall Alles theurer zu bezahlen geneigt ist."

„Also wieder ein Beweis," bemerkte Andreas, „daß die Vermögensvermehrung der Reichen den Armen zu statten kommt."

„Ihr begreift mich mehr und mehr," fuhr der Doktor fort. „Laßt uns jetzt aber ferner in Betracht ziehen, was auf die Löhne von Einfluß sein kann. Wenn die Bevölkerung wächst, ohne daß sich das Kapital vermehrt, wenn sie sich vielleicht verdoppelt, so wird sich in den Arbeitskräften mehr Angebot als Nachfrage ergeben, mithin werden die Löhne fallen. Noch ein anderer Fall: Wie wir schon gehört haben, verursacht die Theuerung der Lebensmittel, daß die Löhne sinken, weil in solchen Zeiten der übrige Verbrauch nachläßt, und die Produktion sich vermindert. Sollte aber auch wirklich der Preis für die Tagesarbeit nicht herabgesetzt werden, so sinkt doch thatsächlich vermöge der Seltenheit der Nahrungsmittel das Maß der Löhne."

„Das ist mir nicht ganz deutlich," fiel Andreas ein.

„Der tägliche Lohn des Arbeiters," erwiederte Herr Auer, „ist für ihn das Mittel zur Bestreitung seines Unterhalts; bleibt dieser Lohn derselbe, während die Ausgaben steigen, so wird seine Einnahme verhältnißmäßig kleiner, unter Umständen selbst unzureichend werden. Angenommen, ein Arbeiter verdient 1 fl. 30 kr. täglich und braucht davon zur Ernährung seiner Familie 1 fl., so bleiben ihm 30 kr. für seine übrigen Bedürfnisse und für Ersparnisse. Hat er aber in Folge der Theuerung der Lebensmittel 1 fl. 15 kr. für die Nahrung nöthig, so bleiben ihm nur 15 kr. zu andern Ausgaben. Die

Wirkung ist also für ihn dieselbe, wie wenn bei nicht aufgeschlagenen Nahrungsmitteln sein Lohn auf 1 fl. 15 kr. herabgesetzt worden wäre. Im Gegentheil hat eine größere Billigkeit dieselben Folgen für den Arbeiter, wie eine Lohnverbesserung."

„Dies ist ein eigenthümliches Ergebniß," sagte Andreas, „aber ich finde es jetzt ganz natürlich, wenn ich es genauer überlege."

„Ich begreife jetzt auch ganz gut," fügte Leonhard hinzu, „in welcher Täuschung wir uns befanden, wenn wir meinten, die Regierung könne mit Verordnungen auf den Preis der Lebensmittel, oder je nach dessen Stand, auf die Taxe der Löhne einwirken. Da die Arbeit eine Waare ist, so muß ihr Preis, wie bei den andern Waaren, zwischen Käufer und Verkäufer mit beiderseitiger freier Uebereinstimmung festgesetzt werden. Alles soll zwischen Meistern und Arbeitern abgemacht werden; diese haben aber demnach auch das Recht, sich über ihre Angelegenheiten zu verständigen, wie die Kaufleute und Kapitalisten die ihrigen auf ihren Märkten und Börsen berathen."

„Ganz richtig," Leonhard.

„Warum," fuhr dieser fort, „verbietet denn aber die Regierung die Arbeiterzusammenkünfte unter Strafandrohung?"

„Mein Freund, es geschieht oft, daß wir die Freiheit, oder vielmehr die Unabhängigkeit für uns auf Kosten der Gesellschaft in Anspruch nehmen. Dann ist es für die Regierung, welche die Gesellschaft zu vertreten hat, Pflicht, die Freiheit der Gesammtheit zu schützen gegen die Uebergriffe der Einzelnen. So oft Kaufleute, Unternehmer, oder Gesellschaften durch gewaltsame, ungesetzliche Mittel einen Preis erzwingen wollen, welcher dem Werth, wie er nach freier Entwickelung aus den natürlichen Verhältnissen sich ergibt, widerspricht, so schreitet die Regierung ein, und dies muß sie auch gegenüber den Arbeitern thun, wenn diese dem Publikum oder den Arbeitgebern ihren Willen aufzwingen wollen."

„Daran mag sie recht thun," sagte Leonhard. „Aber handelt es sich denn von Zwang, wenn die Arbeiter finden, daß die Löhne zu nieder sind, sich darüber aussprechen und den Meistern mittheilen, daß sie um diesen Preis nicht mehr arbeiten? Die Herren haben ja die Wahl, anzunehmen oder abzuschlagen."

„Ebensowenig, wie ihr," ließ sich Herr Bleicher hören, „die Wahl habt, den gebotenen Lohn anzunehmen oder abzulehnen, wenn ihr kein Geld und keine andere Beschäftigung habt. Nein, mein Freund, die Freiheit ist hienieden niemals eine schrankenlose, weder für die Fabrikanten, noch für

die Arbeiter. Wenn erstere unter gewissen Bedingungen Lieferungen übernommen haben, und die Arbeiter eines Gewerbes Forderungen stellen, von deren Erfüllung sie ihre Arbeit abhängig machen, wenn sie auch noch die bereitwillig Gebliebenen gewaltsam verhindern, fortzuarbeiten, wo bleibt da die Freiheit? Der Stillstand ihrer Fabrik ist für Viele nicht allein eine Einbuße ihres Gewinns, sondern der Verlust ihres Vermögens, und, wenn sie falliren, auch ihres ehrlichen Namens."

„Es ist manches Wahre daran, Herr Bleicher," erwiederte Leonhard.

„Mehr als du glaubst, Leonhard," nahm der Doktor wieder das Wort. „Die Arbeiterverbindungen, wie sie manchmal auftreten, sind vollständig gegen die Freiheit gerichtet. Man bestraft sie, wohlgemerkt, zum Vortheil der Arbeiter selbst, man beschützt nicht etwa die Fabrikherren, sondern die Arbeiter gegen sich selbst. Wenn sie keinen anderen Zweck hätten, als die Erlangung höherer Löhne, wäre nichts Strafwürdiges dabei; Jeder verficht seinen Vortheil und hat das Recht dazu. Ist er im Irrthum, so straft sich dieser selbst. Irrungen und falsche Wahl der Mittel sind einmal im Gefolge der Freiheit. Aber sobald eine Vereinigung die Freiheit Anderer verletzen will, wird sie strafbar, und die Obrigkeit hat die Pflicht, einzuschreiten. Es ist den Arbeitern nicht verboten zu feiern, wohl aber, Andere gewaltsam oder mit Drohungen abzuhalten, sich den Bedingungen der Arbeitgeber zu fügen und ihre Arbeit fortzusetzen. Und dahin arten häufig solche Vereinigungen aus."

„Es gibt aber eben nur gerade dieses Mittel," sagte Kästner, „die Arbeitgeber zur Annahme von Maßregeln zu zwingen, welche im allgemeinen Vortheil der Arbeiter liegen."

„Der beste Beweis, daß nicht Alle ihren Vortheil darin sehen," erwiederte Herr Auer, „ist der, daß Viele, welche ihre Familie lieber mit einem Lohn von 1 fl. 30 kr. ernährten, anstatt sie in der unsicheren Aussicht auf zwei Gulden hungern zu lassen, dazu gezwungen werden müssen. Meist sind es auch Unverheirathete, welche weniger Ausgaben haben und einen Stillstand daher leichter ertragen können, die nun auch unglückliche Familienväter in das Complot ziehen. Darin liegt das Unrecht, aber auch der Irrthum. Entweder sind alle Arbeiter einig, dann bedarf es des Zwanges nicht; im andern Fall ist die Gewalt ungerecht und zugleich unnöthig. Denn angenommen, es sind Viele geneigt fortzuarbeiten, so darf eine Handvoll Mißvergnügter sich nicht anmaßen, der Mehrheit Gesetze vorzuschreiben. Sind es wenig, so können diese doch nicht den Bedarf des Publikums decken, oder den Unternehmer in Stand setzen, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Warum also diese Wenigen hindern, wenn sie ihren Vortheil dabei finden, fortzuarbeiten?"

„Sie tadeln also solche Arbeiterverbindungen überhaupt," fragte Leonhard.

„Ja, weil sie gewöhnlich einen Zwang beabsichtigen. Ein rechtlicher Mann wird nie zur Gewalt Zuflucht nehmen, selbst um eine gerechte Sache durchzusetzen. Um diese durch ihre eigene Zweckmäßigkeit geltend zu machen, ist vielleicht etwas mehr Zeit nöthig; aber zuletzt behält sie doch dauernd den Sieg, während die brutale Gewalt immer nur vorübergehende Erfolge erzwingt. Es sind diese Vereinigungen aber auch eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Publikum, welches gezwungen werden soll, eine Arbeit über ihren Werth zu bezahlen."

„Wenn Sie, Herr Doktor," fuhr Leonhard fort, „die Arbeiterverbindungen verdammen, wie sollen denn die Arbeiter einen höheren Lohn erlangen? Sind auch die Arbeitseinstellungen in Ihren Augen ein Unrecht?"

„Weniger ein Unrecht," erwiederte dieser, „als vielmehr in den meisten Fällen unnütz und oft sogar schädlich. Die erste unfehlbare Folge ist immer, daß die Arbeiter darunter zu leiden haben. Diese zehren ihre Ersparnisse auf, und nöthigen ihre Familien zu harten Entbehrungen. Es gibt Arbeitseinstellungen, welche drei bis sechs Monate und noch länger dauern. Angenommen, die Arbeiter verdienen täglich jeder 1 fl. 30 kr. und feiern, um dadurch ihren Lohn um 15 Kreuzer zu erhöhen, so könnt ihr bemessen, daß ihr Verlust in dieser langen Zeit kaum mit der beabsichtigten Aufbesserung im Verhältniß steht. Manchmal haben, um die Einstellung aufrecht zu erhalten, Gesellschaften von Arbeitern eines und desselben Gewerbes mühsam angesammelte Hilfs- und Krankenkassen zu Unterstützungen der Beschäftigungslosen verwendet. In England haben Gesellschaften bis zu 100,000 fl. zu diesem Zwecke verausgabt. Aber zuletzt wurden sie doch zum Nachgeben genöthigt, mit dem schmerzlichen Gefühl, ihre Mittel so unnütz vergeudet zu haben."

„Noch auf andere und traurigere Art aber gereichen die Arbeitseinstellungen den Arbeitern zum Schaden. Viele Handwerke sind bald gelernt; es bilden aber nur die Arbeiter solcher geringeren Handwerke Verbindungen zum Zweck der Lohnerhöhung, denn jede Arbeit, welche Geschicklichkeit und Talent erfordert, erhält auch ohne Koalition gute Belohnung. Wenn daher die Arbeitseinstellung zum Zweck hat, den Preis einer unschweren Arbeit über seinen natürlichen Werth hinaufzutreiben, so lernt man neue Arbeiter an, welche bald die nöthige Fertigkeit erwerben. Entschließen sich

die Feiernden dann endlich zur Wiederaufnahme der Arbeit, so müssen sie gewahren, daß die Zahl der Arbeiter in ihrem Gewerbe mittlerweile zugenommen hat, so daß die Beschäftigung selbst für den alten Lohn nicht mehr für Alle ausreicht."

„Das ist möglich," meinte Kästner, „wenn die Forderungen der Arbeiter unbegründet sind; angenommen aber, sie wären begründet, und die Arbeitgeber wollten nicht einwilligen, wie soll man sie dann zwingen?"

„Wenn ein Kaufmann dich zwingen wollte," erwiederte der Doktor, „für eine Waare 3 fl. zu geben, welche du nur mit 2 fl. bezahlen willst, so würdest du ihn auslachen und deiner Wege gehen. Der Kaufmann hat aber vielleicht recht gehabt. Die Waare kommt ihn selbst so hoch zu stehen, daß er sie nicht billiger geben kann. Du glaubst ihm aber nicht und versuchst es anderwärts; ist es überall vergeblich, so gibst du schließlich eben doch die geforderten 3 fl."

„Geradeso verhält es sich mit der Arbeit. Du glaubst, deine Arbeit sei 2 fl. werth, der Fabrikant schätzt sie aber nach dem dermaligen Stand der Preise seines Fabrikats, sowie des Rohstoffes und der Herstellungskosten nur zu 1 fl. 30 kr. Wo ist die Berechtigung, wenn du dich dann als alleinigen Richter in einer Sache aufwerfen willst, die euch beide angeht? Der Fabrikant weiß, was er geben kann, du weißt nur, was du brauchst. Mit welchem Recht willst du ihn zwingen, wenn er dir nicht gibt, was du verlangst?"

„Wenn er den geforderten Preis aber geben kann," wandte Paul ein, „und nur mehr gewinnen will, wie dann?"

„Dann," erwiederte der Doktor, „macht man seine Gründe geltend, und erörtert sie in Frieden. Sind sie gut, so glaube mir, werden sie auch den Sieg erlangen. Wenn in einzelnen Fällen der Fabrikant ohne Ursache auf seiner Weigerung beharrt, so kann er es doch nicht lange durchsetzen. Die Konkurrenz wird ihn bald nachgiebig stimmen."

„Wann fordern überhaupt die Arbeiter Lohnerhöhungen? Gewiß nicht, wenn es an Beschäftigung fehlt, so unklug sind sie nicht; sie verlangen höheren Lohn, wenn das Geschäft gut geht, wenn die Nachfrage nach Arbeitskräften das Angebot überschreitet. Dann aber hilft ihnen von selbst die Konkurrenz. Was der eine Fabrikant verweigert, gibt bis zur Höhe des wirklichen Werthes der Arbeit ein Anderer, und die Arbeiter laufen diesem zu. Nun wird auch der erste gezwungen nachzugeben."

„Demnach," fragten mehrere Arbeiter, „wären also die Arbeitseinstellungen gänzlich unnütz?"

„Ich will das nicht ein für allemal behaupten," gab der Doktor zur Antwort. „Es gibt selten einen Grundsatz, der für alle Fälle paßte. Um Zeit zu gewinnen für die gründliche Auseinandersetzung mit den Fabrikanten, mögen die Arbeitseinstellungen in einzelnen Fällen für die Arbeiter vortheilhaft ausgefallen sein, wenn sie von kurzer Dauer und friedlicher Natur waren. Aber immer ist es eine gefährliche Sache; die Bahn ist so abschüssig. Aerger, Zorn und Leidenschaft kommen so leicht in das Spiel, daß ich den Arbeitern nie dazu rathen möchte; jedenfalls aber verdamme ich jede Gewaltmaßregel."

„Um Alles nochmal zusammenzufassen, so können die Coalitionen, abgesehen von allen gefährlichen Folgen, niemals eine dauernde Lohnerhöhung herbeiführen, außer wenn die Arbeitskräfte der Nachfrage nicht genügen. In diesem Falle ist aber eine Einstellung der Arbeit überflüssig, da die Erhöhung von selbst erfolgt. Nur das Verhältniß der Bevölkerung zum Kapital wirkt anhaltend auf die Taxe der Löhne ein, ob nun die Bevölkerung im Verhältniß mehr wächst, oder das allgemeine Vermögen rascher zunimmt, als die Bevölkerung. Im ersteren Falle wird unvermeidlich die Taxe fallen, im andern wird sie trotz aller Anstrengungen der Arbeitgeber steigen."

„Jedenfalls üben Arbeitseinstellungen insofern einen ungünstigen Einfluß auf die Löhne aus, als sie das Kapital vermindern; denn dieses liegt während ihrer Dauer brach. Unternehmer oder Arbeiter verzehren nur, ohne zu produciren. Nach Arbeitseinstellungen, gleich wie nach jeder Störung der Arbeit ist immer eine Verminderung des Kapitals der Nation eingetreten."

Zweiundzwanzigste Unterhaltung.

Bevölkerung, Lebensbedürfnisse und Löhne. — Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Lebensbedürfnissen; ihr Einfluß auf die Löhne.

Von den Hauptplätzen der Eisenindustrie, wo die Umtriebe unter den Arbeitern noch nicht nachgelassen hatten, war nach allen Richtungen an die Gewerbsgenossen ein Aufruf ergangen, da die Coalition wohl einsah, daß ihre Maßregeln,

wenn sie Erfolg haben sollten, allgemein angenommen werden müßten; auch den Hammerschmieden zu Schönfeld war diese Aufforderung zugegangen, welche hier jedoch keine günstige Aufnahme fand. Die Ansichten, welche der Doktor in seinen Unterhaltungen aussprach, hatten nicht verfehlt, unter den arbeitenden Klassen Eingang zu finden; es schien Vielen zweifelhaft, ob es vortheilhaft sei, ihre sichere Einnahme gegen die ungewisse, von der Coalition in Aussicht gestellte, aufzugeben. Sie fragten sich, ob Maßregeln, deren erste Folge der Ruin einer Anzahl Eisenwerkbesitzer und der eigene vorläufige Verlust der Beschäftigung sein müßte, ein gutes Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sein könnten. Besonders war auch Leonhard, der als Mechaniker von den Eisenarbeitern zu ihren Kameraden gezählt wurde, als ein aufgeklärterer rechtlicher Mann beflissen, den falschen Auffassungen entgegen zu arbeiten. Es geschah denn auch theilweise durch seinen Einfluß, daß die Einladung zum Anschluß mit einem abschlägigen Bescheid zurückgewiesen wurde."

Die Coalition in ihrer Verblendung beschloß jedoch, die Widerspenstigen mit Gewalt zu ihren Ansichten herüber zu ziehen. Sie glaubten einen Widerspruch nicht dulden zu dürfen, da gerade die Einmüthigkeit ihre Stärke ausmachte. Es wurde daher verabredet, die Schönfelder Eisenwerke in Masse zu überfallen, die Arbeiter nöthigenfalls mit Gewalt zur Theilnahme an der Coalition zu bewegen, und unter allen Umständen die Feuer der Hammerschmieden kalt zu legen. Diese Anschläge waren aber verrathen worden, und als eines Morgens ein wüster, unterwegs durch allerlei Gesindel verstärkter Haufen von fremden Arbeitern, mit Flinten, Mistgabeln und Eisenstäben bewaffnet, im Thale erschien, fand er Alles auf den Angriff vorbereitet. Da die Ueberrumpelung fehlgeschlagen war, begannen die Anführer zu unterhandeln, aber gleichfalls ohne Erfolg. Jetzt wäre es bei der gegenseitigen Erbitterung wahrscheinlich zum Handgemenge gekommen, wenn die Schönfelder Schmiede nicht im rechten Augenblick eine unerwartete Verstärkung erhalten hätten.

Es rückten nämlich die Arbeiter der Spinnerei, mehrere Hundert an der Zahl, zur Unterstützung ihrer Kameraden heran, geführt von unsern Freunden Leonhard und Andreas. Die Vertheidiger waren dadurch den Angreifern bedeutend überlegen, und nachdem letztere nochmals einen vergeblichen Versuch zur Unterhandlung gemacht hatten, lösten sie sich in schmählicher Flucht auf, verfolgt und zum Theil festgehalten von den inzwischen aus der Stadt herbeigekommenen Gendarmen.

Dies hatte sich zwei Tage vor der heutigen Zusammenkunft zugetragen.

Ganz Schönfeld war erfreut über die Abwendung des neuen Unheils, mit welchem die Gemeinde bedroht gewesen war. Der Doktor begann die Unterhaltung mit folgender Ansprache:

„Wir sind einer großen Gefahr entgangen, meine Freunde; sie ist durch eure Besonnenheit abgewendet worden. Ich muß euch darüber loben und beglückwünschen. Haben zu eurer Haltung bei dem Vorfall vielleicht meine guten Lehren mit beigetragen, so würde ich mich glücklich schätzen. Es ist ja mein aufrichtigstes Bestreben, euch über euren wahren Vortheil aufzuklären."

„Wir haben in unserer letzten Unterhaltung gesehen, wie ohnmächtig die willkürlichen und gewaltsamen Mittel sind, deren man sich bedient, um nach eigenem Belieben das Maß der Löhne festzustellen, und ihr habt bewiesen, daß euch diese Einsicht nicht fehlt. Heute soll uns die nämliche Frage beschäftigen. Mancher von euch hat wohl noch nicht an eine Beziehung der Löhne zu dem Gegenstand gedacht, von welchem ich jetzt sprechen will. Daß die Arbeit eine Waare ist, wissen wir nun; ebenso, daß der Lohn, wie der Preis aller Waaren auf gegenseitigem freiem Uebereinkommen zwischen Käufer und Verkäufer beruht und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen ist, dessen Einfluß von keiner menschlichen Macht aufgehoben werden kann. Wir wissen ferner, daß der Grundstock, welcher zur Bezahlung der Arbeiter dient, das allgemeine Kapital der Nation, oder die Gesammtheit der in einem Lande vorhandenen, zum Verbrauch geeigneten Gegenstände ist, und daß der Antheil des Einzelnen an diesem Vermögen nicht allein von der Größe des Kapitals, sondern auch von der Zahl der Personen abhängt, unter welchen die Theilung geschehen soll."

„Bleibt die Zahl der Betheiligten gleich, so wird der Antheil eines Jeden natürlich um so größer, je mehr der Reichthum eines Landes wächst. Bleibt der Reichthum gleich, so wird der Antheil kleiner, je mehr die Anzahl der Personen, unter welche er getheilt werden soll, zunimmt. Haben wir z. B. ein Kapital von 100 fl. unter hundert Personen zu theilen, so wird jeder 1 fl. bekommen. Verdoppelt sich Kapital und Bevölkerung, so kommt wieder auf Jeden 1 fl. Bleibt die Bevölkerung aber bei der Zahl 100 stehen, und das Kapital steigt auf 200 fl., so wird der Antheil eines Jeden 2 fl. sein. Er bliebe auch unverändert, wenn die Bevölkerung auf 200 Seelen und das Kapital gleichzeitig auf 400 fl. stiege."

„Wenn dagegen bei einer sich gleichbleibenden Bevölkerung von 100 Seelen das Kapital auf 50 fl. sinkt, so wird Jeder nur noch einen halben Gulden Antheil haben; bleibt das Kapital aber unverändert auf 100 fl.,

und die Bevölkerung hebt sich auf 200, so besteht wieder eines Jeden Antheil aus einem halben Gulden, und ebenso, wenn sich das Kapital auf 200 fl. verdoppelt, zu gleicher Zeit aber die Bevölkerung auf 400 Seelen steigt. Das versteht ihr doch?"

„Ja wohl, Herr Doktor," war die allseitige Antwort.

„Hätten wir nun statt Geld eine gewisse Menge Getreide angenommen, so bliebe die Berechnung dieselbe; wir wollen sie jetzt aber auch auf die Löhne anwenden, deren Maß nicht nur von dem Reichthum eines Landes, sondern auch von dem Verhältniß abhängt, in welchem dieser Reichthum zur Bevölkerung steht. Geringer Reichthum und starke Bevölkerung verursachen sehr niedere Löhne; großer Reichthum und verhältnißmäßig geringe Bevölkerung bewirken dagegen hohe Löhne."

„Aber, Herr Doktor," sagte Gotthard, „ich kann nicht recht einsehen, welche Rolle die Bevölkerung in dieser Berechnung spielt. Ich begreife wohl, daß bei Korn oder Geld der Antheil des Einzelnen um so kleiner wird, je größer die Anzahl derer, unter welche getheilt wird; aber hier ist von keinem zu vertheilenden Geld, sondern von Arbeit und Lohn die Rede."

„Du berücksichtigst eben nicht die Beziehung, welche einerseits zwischen reichlichem Kapital, Nachfrage nach Arbeitskräften und hohen Löhnen, und andererseits zwischen geringem Kapital, Angebot von Arbeitskräften und wohlfeilen Löhnen besteht. Die Arbeit hat den Zweck, für die Bedürfnisse der Konsumenten zu sorgen; je reicher diese sind, desto leichter können sie ihre Bedürfnisse befriedigen, und die Arbeit für Anschaffung von Bequemlichkeiten bezahlen. Gibt es daher in einem Lande reichlich Kapital, das heißt, ist das Land wohlhabend, so ist auch die Möglichkeit vorhanden, viele Bedürfnisse zu befriedigen. Da der Verbrauch lebhaft ist, wird es die Produktion auch sein müssen, folglich wird eine große Nachfrage nach Arbeitskräften oder Arbeitern stattfinden. Die Arbeitskräfte werden in höherem Maße gesucht, als angeboten sein, und so werden die Arbeiter höhere Löhne empfangen, weil sich die Konkurrenz unter den Kapitalisten und nicht unter den Arbeitern einstellt. Es läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß *reichliche Kapitalien, Nachfrage nach Arbeitern und Erhöhung der Löhne Hand in Hand gehen*. Sind die Kapitalien dagegen schwach vertreten, so lassen sich nicht viele Bedürfnisse befriedigen, der Verbrauch bleibt gering, die Produktion unthätig, und die Nachfrage nach Arbeitskräften ist unbedeutend. Da sie mehr angeboten, als gesucht werden, so stehen die Löhne der Arbeiter niedrig, denn jetzt findet Konkurrenz unter diesen und nicht unter den Kapitalisten statt. Es wird also heißen müssen, daß *verhält-*

nißmäßige Seltenheit der Kapitalien, Angebot von Arbeitskräften und niedrige Löhne sich gegenseitig bedingen."

„Wie steht aber alles dies mit der Bevölkerung im Zusammenhang?" fragte Gotthard.

„Das will ich dir erklären," erwiederte der Doktor. „Setzen wir den Fall, ein Land beschäftigt zur Befriedigung seiner Bedürfnisse eine gewisse Zahl von Arbeitskräften. Vermindert sich nun aus irgend einer Ursache sein Kapital um die Hälfte, so wird es dem entsprechend nur noch die Hälfte Bedürfnisse zu befriedigen im Stande sein, es wird gegen früher nur noch für die halbe Anzahl Arbeit zu vergeben haben. Wir wollen annehmen, die Löhne blieben anfänglich auf demselben Stand; da es jetzt aber unbeschäftigte Arbeiter gibt, so werden diese vorziehen, ihre Dienste um ermäßigten Lohn anzubieten, anstatt ganz zu feiern. Gleichzeitig ist auch der Nutzen der Fabrikanten durch die verminderte Produktion verringert worden; können sie daher jetzt die Arbeit zu billigerem Preise bekommen, so werden sie die alten Arbeiter entlassen, so weit diese sich nicht zu den wohlfeileren Löhnen verstehen, was jedoch ohne Zweifel geschehen wird. Alle Löhne werden also sinken. Vermindert sich das Kapital nur um ein Drittel, ein Viertel, oder ein Zehntel, so wird der Erfolg derselbe sein, nur in entsprechend geringerem Grade. Oder ist das nicht etwa der natürliche Verlauf?"

„Wohl, Herr Doktor," erwiederte Leonhard; „aber eine solche Verminderung der Kapitalien kommt wohl kaum mehr vor."

„Da irrst du dich, Leonhard. Der Fall tritt sehr häufig ein. Jede Unruhe, jeder Krieg oder Kriegslärmen veranlaßt eine Verminderung der Kapitalien. Das Kapital verbirgt sich, verschwindet aus dem Umlauf, weil man es zu verlieren fürchtet; es findet dann ein Stillstand, ein Feiern des Kapitals statt, wie es unter andern Umständen ein Feiern der Arbeiter gibt. Aus Furcht, seine Hilfsmittel zu erschöpfen, beschränkt Jedermann seine Ausgaben; man kauft so wenig als möglich und läßt nicht mehr arbeiten. Dieser Stillstand, dieses Zurückhalten eines Theils der Kapitalien kommt einer allgemeinen Verminderung des Vermögens einer Nation gleich, denn das Kapital ist nur befruchtend, so lange es in Umlauf ist und die Produktion belebt. Ihr müßt dabei auch in Anschlag bringen, welche ungeheure Verminderung an Kapital es für ein Land bedeutet, wenn die Mehrzahl der Arbeiter aufhört zu arbeiten, und die Produktion nur einige Monate stille steht."

„Gleichermaßen sind auch schlechte Ernten eine häufige Ursache der

Verminderung der Kapitalien, denn wenn diese aus der Summe alles dessen bestehen, was ein Land besitzt, so müssen sie nothwendig durch einen unzureichenden Ertrag der Landwirthschaft verringert werden. Oder war es nicht eine ungeheure Verminderung des Reichthums, wenn wir dieses Jahr zum Ankauf von Früchten Millionen an das Ausland bezahlen mußten?"

„Ich sehe es jetzt wohl ein, Herr Doktor," erwiederte Leonhard. „Daran hatte ich nicht gedacht."

„Setzen wir jetzt einen andern Fall. Diesmal soll das Kapital gleich geblieben sein, die Bevölkerung aber sich vermehrt haben. Das Ergebniß bleibt auch hier dasselbe. Das Kapital gebietet über die nämliche Menge von Arbeit; in diese soll sich aber eine doppelte Anzahl von Menschen theilen. Das Angebot von Arbeitern übersteigt bedeutend die Nachfrage; mithin sinken die Löhne."

„Im gegentheiligen Fall, wenn das Kapital sich nicht verändert, aber z. B. eine gefährliche Seuche die Bevölkerung gelichtet hat, würde das Kapital noch die nämliche Menge von Arbeit gestatten, es würde aber an Arbeitskräften fehlen. Diese sind daher mehr gesucht, als angeboten, und folglich werden die Löhne steigen. Verstehst du jetzt, Gotthard, in welchen Beziehungen Bevölkerung und Lohn der Arbeit zu einander stehen?"

„Ja, Herr Doktor, das Maß der Löhne steigt, wenn das Kapital mehr zunimmt, als die Bevölkerung, und sinkt, wenn die Bevölkerung stärker wächst, als das Kapital."

„Ganz recht, Gotthard; man drückt es auch mit weniger Worten so aus: Die Löhne stehen im gleichen Verhältniß zum Kapital, und im ungleichen zu der Bevölkerung. Ihr seht also, daß trotz des Vorhandenseins großer Kapitalien die Löhne nicht nothwendig hoch sein müssen, sofern die Bevölkerung sehr beträchtlich ist."

„Wie stimmt dies aber," bemerkte Herr Althans, „mit der Ansicht, welche zu allen Zeiten verbreitet war, überein, daß eine große Bevölkerung ein Zeichen des Wohlstandes eines Landes ist?"

„Diese Ansicht ist nur richtig, Herr Althans, wenn eine große Bevölkerung und großer Reichthum in einem Lande Hand in Hand gehen. Ist dies nicht der Fall, so erhalten wir Zustände wie in Irland, wo eine zahlreiche Bevölkerung aus Mangel an Kapital, Handel und Industrie im größten Elend lebt" *).

*) Die Zustände in Irland haben sich, nachdem schlechte Ernten und die Kartoffelkrankheit eine massenhafte Auswanderung veranlaßt haben, in neuerer Zeit etwas

„Was haltet ihr nun für besser für ein Land: viele Einwohner, welche zusammengedrängt im Elend leben, oder weniger Einwohner im Wohlstand und Wohlbehagen?"

„Gewiß ist der Wohlstand einer kleineren Zahl dem Elend einer großen vorzuziehen," erwiederte Herr Althans.

„Darauf beruht die ganze Frage, Herr Althans, ob eine gewisse Zahl Einwohner, welche sich in eine bestimmte Menge von Erzeugnissen theilen, nicht leichter lebt, als wenn eine größere Zahl mit derselben Menge von Erzeugnissen auskommen soll?"

„Sicherlich lebt sie leichter, Herr Doktor; wenn aber die Bevölkerung zunimmt, so werden die Erzeugnisse auch zunehmen; denn es wird mehr Arbeiter geben. Je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto mehr Hände sind für den Anbau des Bodens übrig, so daß es nie an Lebensmitteln fehlen kann."

„Alles hat seine Grenze, Herr Althans. Ich gebe zu, daß diese Grenze selten erreicht wird. Die angewachsene Bevölkerung kann immer noch leben, aber mit mehr Schwierigkeit. So lange eine beschränkte Anzahl auf einem ausgedehnten Gebiete lebt, geht es leichter; man nimmt zunächst nur den besseren Boden in Anbau; in dem Maße aber, in dem die Bevölkerung steigt, ist sie auch genöthigt, weniger fruchtbares Land zu bearbeiten. Die Erzeugung von Lebensmitteln mit dem Bedarf im Gleichgewicht zu erhalten, erfordert dann immer größere Anstrengung."

„Wenn dieses Gleichgewicht aber nicht mehr zu halten ist," fragte Althans, „was soll dann geschehen? Man kann doch nicht leben, ohne zu essen."

„Das ist richtig, Herr Althans; man lebt dann eben schlecht, ißt weniger und leidet Noth, wie wir es dieses Jahr erlebt haben. Tritt ein solcher Zustand dauernd ein, wie es in Irland der Fall war, so begnügt man sich mit weniger und mit ungesunden Nahrungsmitteln. Es werden in Folge dessen schwächliche Kinder geboren, die Sterblichkeit nimmt zu, es kommt so weit, daß die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen übersteigt, und die Bevölkerung durch Hunger und Elend mit den Lebensmitteln wieder in's Gleichgewicht kommt. Glücklicher Weise besteht dieses Gleichgewicht übrigens in gewöhnlichen Verhältnissen in unsern Ländern, ohne daß erst solche Opfer erforderlich wären. Der Mangel bei geringeren Ernten wird durch den Ueberschuß der besseren meist ausgeglichen, so daß im Ganzen die Produk-

gebessert. In diesem unglücklichen Lande ist die Bevölkerung von 8,175,000 Einwohner im Jahr 1841 auf 5,764,000 im Jahr 1861, also in 20 Jahren um 2,410,000 Seelen zurückgegangen.

tion dem Verbrauch entspricht. Als Beweis aber, daß sie sich nicht über diesen erhebt, führe ich die Erfahrung an, daß man nirgends Getreide oder sonstige Nährstoffe auf dem Feld verfaulen sieht, und sie ebensowenig jemals in's Feuer oder in's Wasser wirft."

„Wodurch aber wird dieses Verhältniß so genau aufrecht erhalten?" fragte Herr Bertrand.

„Das wissen Sie eigentlich besser als ich, Herr Bertrand. Wenn der Hopfen selten und theuer im Preise ist, so pflanzt man Hopfen; ist er in Menge vorhanden und deshalb wohlfeil, so baut man an seiner Statt eine einträglichere Frucht an. Gerade so verhält es sich auch mit dem Getreide. Würde fort und fort mehr angebaut, als verbraucht, so fiele der Preis und würde endlich die Kosten des Anbaues nicht mehr decken. Dann läßt die Aussaat nach, bis die verminderte Produktion den Preis wieder zu einem Stand zurückführt, bei welchem der Bauer bestehen kann. Dies ist der Punkt, auf welchem die Erzeugung den Bedürfnissen der Bevölkerung entspricht. Wenn dagegen die Nachfrage nach Brodfrüchten in Folge des Wachsens der Bevölkerung zunimmt, so steigt der Preis und mit ihm wieder die Aussaat."

„Ich begreife jetzt," nahm Herr Althans das Wort, „daß die Produktion sich im Gleichgewicht zur Bevölkerung erhält. Aber ich sehe noch nicht ein, wie wir ein Uebermaß von Bevölkerung sollten zu fürchten haben, da es doch überall noch unangebauten Boden gibt."

„Das gebe ich zu, Herr Althans. Es handelt sich auch nicht gerade von einem Uebermaß. Die Bevölkerung könnte aber zu rasch überhand nehmen, und wenn auch noch unbebauter Boden vorhanden ist, so ist derselbe eben bis jetzt noch nicht bearbeitet worden, weil man es nicht vortheilhaft fand. Fragt einmal die Herren Bertrand, Flicker und Schläger, ob sie einen ungebauten Boden zu denselben Bedingungen in Anbau nehmen würden, als einen schon lange im Ertrag stehenden."

„Gewiß nicht," erwiederten die Gefragten.

„Das glaube ich wohl," meinte Herr Althans; „aber bei zunehmender Bevölkerung steigen ja die Brodfrüchte, und dann würde der Anbau sich schon rentiren."

„Freilich, Herr Althans, aber Jedermann wird als Konsument darunter zu leiden haben, weil man dieselben Erzeugnisse theurer bezahlen muß. Je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto mehr Mühe kostet ihr Unterhalt, weil immer unfruchtbarerer Boden in Angriff genommen werden muß, auf welchem derselbe Ertrag mit viel größerer Anstrengung erzielt wird. Je

rascher aber die Zunahme erfolgt, desto größer wird auch die Verlegenheit sein, weil in aller Eile die gewaltigsten Anstrengungen geboten sind, um die Ertragsfähigkeit des Bodens in Uebereinstimmung mit dem Bedürfniß an Nahrungsmitteln zu bringen. Man gibt sich oft der Täuschung hin, daß die Lebensmittel mit derselben Leichtigkeit, wie die Bevölkerung, zunehmen, weil durch die vermehrten Arbeitskräfte auch die Produktion mehr und mehr steige. Man verwechselt zwei ganz verschiedene Dinge, die landwirthschaftliche und die gewerbliche Produktion. Letztere allerdings steigt im Verhältniß zu den Arbeitskräften, d. h. der Bevölkerung, ja sie steigt oft noch viel rascher, wenn in Folge der Fortschritte in den Gewerben neue Anwendungen der Naturkräfte dem Menschen sich erschließen und seine Arbeit abnehmen. Anders aber verhält es sich mit der landwirthschaftlichen Produktion; diese wird, indem sie sich vermehrt, immer schwieriger. Ihre Ausdehnung erfordert im Verhältniß viel mehr Arbeit und Unkosten. Abgesehen von dem neuen Anbau ist es weit schwieriger, einem Felde weitere 10 Scheffel abzugewinnen, welches schon 20 trug, als den Ertrag zu verdoppeln, wenn es bis jetzt nur 10 Scheffel gegeben hat."

„Man ist aus Allem, was ich angeführt habe, zu dem Schluß gelangt: daß die Bevölkerung das Bestreben hat, sich mit den Mitteln zur Ernährung in Uebereinstimmung zu setzen."

„Mehr kann man auch nicht verlangen," erwiederte Herr Althans.

„Allerdings," gab der Doktor zurück; „vergessen wir aber nicht, unter welchen Bedingungen allein dieses Ergebniß ohne Leiden erreicht wird; wenn die Bevölkerung zu rasch dieses Gleichgewicht überschreitet, so wird sie erst durch Unglück und Noth wieder in das richtige Verhältniß zurückgeworfen. Manchmal, wenn die Lebensmittel reichlich vorhanden und die Löhne hoch sind, gibt man sich dem Genuß rückhaltlos hin, in der Meinung, es werde immer so fortgehen. Die jungen Leute gelangen leicht zur Selbstständigkeit; sie lassen sich verleiten, zu früh zu heirathen; der Hausstand und die Kinder vermehren ihre Sorgen und die Schwierigkeit ihres Unterhalts. Plötzlich kann aber ein Zeitpunkt eintreten, wo in Folge zu rascher Vermehrung der Bevölkerung das Angebot von Arbeit die Nachfrage übersteigt, so daß die Löhne sinken. Was geschieht alsdann? Die Nahrung wird ungenügend, Noth, Krankheiten, vermehrte Sterblichkeit bringen vielleicht nach mehreren Menschenaltern die Bevölkerung wieder in Uebereinstimmung mit den Lebensmitteln, ja vielleicht noch unter diesen Stand. Dann ist der Wendepunkt da. Die Entvölkerung schwächt die Konkurrenz ab und führt wieder zu höheren Löhnen; die größere Leichtigkeit des Erwerbs und des

Unterhalts einer Familie veranlaßt von Neuem zu frühe und zahlreiche Heirathen, und so geht es fort, bis wieder ein neues Uebermaß der Bevölkerung neues Elend herbeiführt."

„Auf diese Art macht die Menschheit aus Mangel an Voraussicht und Klugheit abwechselnd Perioden des Glücks und des Elends durch. Die Bevölkerung, welche stets in Vermehrung, ohne Rücksicht auf ihre Existenzmittel, begriffen ist, muß immer wieder durch Unglück und Leiden in das Gleichgewicht zurückgestoßen werden."

„Demnach," bemerkte Flicker, „wäre die Menschheit zu einem solchen Wechsel von Glück und Unglück auf ewig verdammt?"

„Allerdings, Herr Flicker, dürfen wir uns auf ein beständiges Glück hienieden keine Hoffnung machen. Aber wir können uns wenigstens vor den uns drohenden Uebeln vorsehen und Abhilfe dagegen treffen, zumal wenn ihre Wurzel in uns selbst liegt. Eines der gefährlichsten für die Arbeiter, welche nur von ihrem Lohn leben, ist aber ihre übergroße Anzahl."

„Da haben wir's," rief Kästner, „die Meister sind immer der Meinung, es gäbe zu viel Arbeiter. Man muß suchen, sie los zu werden, dann braucht man sie nicht mehr zu ernähren."

„Du bist ungerecht, Paul," sagte Herr Bleicher; „deine Anschuldigung ist gehässig, oder vielmehr unvernünftig. Es läge ja im Vortheil der Arbeitgeber, im Fall diese wirklich so selbstsüchtig dächten, wenn die Zahl der Arbeiter recht groß wäre, weil sie dadurch wohlfeile Arbeit bekämen."

„Sie haben Recht, Herr Bleicher," fiel Leonhard ein; „Paul hat eben Herrn Auer nicht verstanden, sonst hätte er nicht eine Aeußerung gethan, welche wir, besonders nach den uns in diesem Jahre bewiesenen Rücksichten, bedauern müssen."

„Gewiß, gewiß," riefen beinahe alle Arbeiter.

„Es freut mich," nahm Herr Auer wieder das Wort, „diese Gefühle äußern zu hören, da sie den Nutzen unserer Unterhaltungen bethätigen. Man gewinnt immer durch bessere Einsicht; man lernt, die Verhältnisse männlich und gründlich zu erkennen, und Uebelständen abzuhelfen, anstatt sie andern in die Schuhe zu schieben. Dies ist besonders bei der Gefahr eines zu großen Ueberhandnehmens der Bevölkerung anwendbar."

„Aber wo liegt die Abhilfe?" fragte Gotthard.

„Da die Löhne in Folge zu großen Angebots von Arbeitskräften fallen," erwiederte der Doktor, „so dürfen die Arbeiter nicht selbst dazu beitragen, daß eine Uebervölkerung eintritt. Die Arbeiter heirathen mit einer Leichtigkeit, die man Leichtsinn nennen könnte, da sie dabei die Zukunft ihrer Kinder

zu wenig im Auge haben. Sie meinen, wie sie von ihrer Hände Arbeit leben, sollen es ihre Kinder eben auch thun, und denken deshalb nicht daran, ihre Zukunft sicher zu stellen."

„Aber, Herr Doktor," bemerkte Gotthard, „für den Armen sind Frau und Kinder eben ein Trost; ihre Liebe ist seine größte Freude."

„Wo bleiben aber der Trost und die Freude, Gotthard, wenn man Diejenigen, welche man liebt, im Elend sehen muß; wenn das Weib, welches ihr Loos an das unsrige gekettet hat, zu den schmerzlichsten Entbehrungen verurtheilt ist; wenn wir Kindern das Dasein gegeben haben, um sie den Qualen der Entblößung und des Hungers ausgesetzt zu sehen! Ist es nicht im Gegentheil für den Mann, welcher das Herz am rechten Fleck hat, die größte Marter, die Noth von seinen Angehörigen, welche von ihm ihr Glück erwarteten, nicht abhalten zu können?"

„Es ist aber doch nicht die Schuld des Arbeiters," erwiederte Andreas, „wenn sein Lohn ungenügend ist oder ganz ausbleibt."

„Freilich ist es seine Schuld," fuhr der Doktor fort. „Es gibt keinen Lohn, der nicht hinreichend wäre zum Unterhalt eines einzelnen Mannes; er wird aber ungenügend für den Unterhalt einer Familie, wenn der Arbeiter mit 20 oder gar 18 Jahren, wie es Gotthard gemacht hat, heirathet, und die nöthige Geschicklichkeit noch nicht erlangt hat, um einen höhern Lohn zu verdienen. In den Jahren, wo der Verdienst am magersten ist, stellen sich dann die Kinder und die schwersten Sorgen ein. Wie soll auch der Lohn, den ihr oft für den Einzelnen zu schwach findet, für eine Familie ausreichen? Dazu gehört dann auch Gotthard's Muth und Ausdauer. Nicht alle Arbeiter wissen sich so einzuschränken und alle Entbehrungen so leicht zu ertragen. Wie oft sieht man sie muthlos werden, und statt ihren Eifer zu verdoppeln, sich dem Trunk ergeben, um im Wein ihre Sorgen zu ersäufen. Da sitzt dann die verlassene Familie im Elend und fällt der öffentlichen Wohlthätigkeit anheim. Nur gar zu häufig sind Laster und Elend die Folgen verfrühter Ehen. — Lernt daher euren Vortheil und eure Pflichten besser begreifen. Die Jugend ist die Zeit der Saat; da muß die Grundlage zu künftigem Wohlstand gelegt werden. Soll euer Lohn einmal Frau und Kinder ernähren, so ist er, so lange ihr allein seid, mehr als zureichend. Spart daher in jungen Jahren, kauft euch einen kleinen Haushalt, erwerbt euch etwas Eigenthum, legt Geld in der Sparkasse an. Wollt ihr dann in den Ehestand treten, so geht ihr nicht mehr so vielen Entbehrungen entgegen. Ihr habt die Mittel, schlimme Tage zu überstehen und wieder bessere abzuwarten."

„Da soll man sich also," meinte Kästner, „als ledig jede Freude versagen, um, wenn man einmal eine Familie auf dem Hals hat, erst recht von neuem sparen zu müssen."

„Wer jung verschwenden will, Paul, soll sich wenigstens nicht beklagen, wenn er in alten Tagen sich mühselig durcharbeiten muß. Er wird auch schlecht vorbereitet sein zu dem Leben eines guten Familienvaters, einem Leben voll Hingebung und Aufopferung. Die Ehe, meine Freunde, ist vor allen anderen eine ernste und heilige Sache, und doch wie Wenige sehen sie so an, und legen sich vorher Rechenschaft ab, ob sie auch eine Familie zu ernähren und glücklich zu machen im Stande sind. Freilich, wenn Unordnung und unehliche Verbindungen Platz greifen, so ist dies noch viel verwerflicher. Ein Mensch, der Kinder in die Welt setzt, um ihre Versorgung andern aufzubürden, der selbst den Pflichten der Vaterschaft aus dem Weg geht, ist ein elender Feigling."

„Wenn ich euch daher auffordere, euch mit Heirathen nicht zu übereilen, so setze ich natürlich voraus, daß ihr mäßig und sittenrein lebet. Arbeiten, Sparen, das sind die Vorbereitungen zu der ernsten Aufgabe eines Familienvaters. Folget ihr meinem Rath, so seid ihr auch weniger abhängig von euren Arbeitgebern. Ihr seid nicht gezwungen, euch ihren Bedingungen zu fügen, da ihr nicht von der Hand in den Mund zu leben braucht, und daher eher in der Lage seid, günstigere Zustände abzuwarten."

Dreiundzwanzigste Unterhaltung.

Producenten und Konsumenten. Konkurrenz schafft Wohlfeilheit.

Die beabsichtigte Gewaltthätigkeit gegen die Hammerschmieden, und die Gefahr, welche aus derartigen Versuchen für die öffentliche Sicherheit entsteht, hatte die Gerichte wieder zu strenger Untersuchung veranlaßt, und ihre Beamten auch nach Schönfeld geführt, wo die Erhebungen jedoch diesmal unter allseitiger Unterstützung rasch beendigt waren. Von den Ortsangehörigen war außer einigen fremden Arbeitern Niemand beschuldigt, mit einziger Ausnahme des Schenkwirths Gmeiner, dessen Verhaftung natürlich Aufsehen aber wenig Bedauern erregte. Gmeiner hatte früher, wie wir wissen, auch

den Zusammenkünften des Doktors beigewohnt, sich später aber als ein Gegner derselben erwiesen, weil er seitdem eine Abnahme des Besuchs seiner Wirthschaft wahrnahm.

Wie seine Schenke überhaupt der Sammelplatz der unruhigen, unzufriedenen Leute geworden war, so hatten daselbst auch in der neuesten Zeit die Versammlungen und Berathungen der Eisenarbeiter aus der Nachbarschaft stattgefunden. Auch lag auf dem Wirth persönlich der Verdacht, die Umtriebe geschürt zu haben. Mit seiner Verhaftung erfolgte daher gleichzeitig der Schluß der Schenke.

Alles dies war dem Tage der heutigen Versammlung vorausgegangen, und die Angelegenheit war als beendet zu betrachten. Die Versammlung hatte sich noch um einige Mitglieder vermehrt, welche sonst regelmäßig in der Schenke zu finden gewesen waren und sich hauptsächlich aus Neugierde einfanden, oder weil sie nach dem Schluß der Schenke nicht wußten, was sie beginnen sollten.

Herr Auer nahm seinen Gegenstand folgendermaßen wieder auf: „Wir haben schon oftmals von der Konkurrenz gesprochen und bei unserer letzten Zusammenkunft gesehen, wie diejenige der Arbeiter unter einander das hauptsächlichste Hinderniß einer größeren Hebung der Löhne ist. Heute nun will ich euch von den Vortheilen sprechen, welche die Arbeiter aus der Konkurrenz ziehen."

„Warum nicht gar Vortheile?" riefen mehrere Arbeiter zugleich.

„Ja, und auch von den Vortheilen für die Bauern, die Fabrikanten, die Kaufleute u. s. w.," fuhr der Doktor fort.

„Die Konkurrenz erdrückt uns ja," riefen nun auch die Zuhörer dieser Klassen.

„Ich dachte mir wohl," erwiederte der Doktor, „daß ich solchen Einwendungen begegnen würde. Die Menschen vergessen so leicht, daß Alles zwei Seiten hat. Sie wollen nur die eine sehen, wie es gerade ihr Vortheil erfordert, und danach urtheilen sie dann. Warum zum Beispiel beklagen Sie, Herr Bleicher, sich über die Konkurrenz?"

„Weil ich," erwiederte dieser, „ohne dieselbe mein Eisen besser verkaufen, und meinen Arbeitern bessere Löhne bezahlen könnte."

„Und Sie, Herr Althans?"

„Weil ich, wenn ich die Kundschaft allein hätte, bessere Geschäfte machen würde."

„Und Sie, Herr Bertrand?"

„Nun, das ist ja einfach; wenn ich mein Korn allein auf den Markt brächte, so würde ich für jeden Sack mehr lösen."

„Und endlich ihr, Andreas, Moritz, Benedikt, warum seid ihr der Konkurrenz abhold?"

„Sehr natürlicher Weise," erwiederte Andreas. „Sie haben uns ja selbst gesagt, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern die Löhne am Steigen verhindert."

„Demnach," fuhr der Doktor fort, „leidet ein Jeder von euch unter der Konkurrenz. Wenn wir die Antworten aber zusammenstellen, was ist das Ergebniß? Die Herren Fabrikanten wollen möglichst wohlfeil fabriciren, und doch keine Konkurrenz, um ihre Fabrikate zu möglichst hohen Preisen fortzubringen; sie vergessen aber, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern die billige Herstellung allein ermöglicht; sie vergessen ferner, daß ohne Konkurrenz die Rohstoffe, das Getreide des Herrn Bertrand, kurz alle Waaren theurer bezahlt werden müßten. Sie, Herr Althans, zwingt die Konkurrenz zu wohlfeilen Preisen, um ihre Kundschaft zu erhalten; dagegen macht sie Ihnen auch möglich, von dem Fabrikanten billiger zu beziehen, Alles billiger zu kaufen, ja selbst die Arbeit Ihrer Gehilfen. Es ist aber nur die Konkurrenz der Fabrikanten und der Großhändler, die Ihnen erlaubt, wohlfeil einzukaufen."

„Ihr Herren Landwirthe, Pächter, Gutsbesitzer seid ungehalten über die Konkurrenz, weil sie euch nicht erlaubt, eure Erzeugnisse zu höherem Preise auf den Markt zu bringen; ihr vergeßt aber gleichfalls, daß sie vor sechs Monaten die Konsumenten dahin brachte, das Korn doppelt so hoch zu bezahlen, als es jetzt steht, daß sie Ihnen in den Preisen der eisernen Ackerwerkzeuge, in den Löhnen der Arbeiter, bei allen Waaren, welche Sie benöthigen, sehr zu statten kommt."

„Und ihr, meine Freunde aus dem Arbeiterstand, bedenket nicht, daß ohne die Konkurrenz der Fabrikanten unter sich eure Löhne viel niedriger, eure Lebensbedürfnisse aber viel theurer wären. Die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst drückt zwar euren Verdienst etwas herab; jedoch ihr gewinnt auf der andern Seite reichlich wieder durch die Wohlfeilheit in allen Richtungen."

„Ihr seht also, die Konkurrenz hat ihre Nachtheile für Jeden, aber Vortheile für Alle."

„Das kann sein," meinte Herr Althans; „aber was nützen die Vortheile, wenn die Nachtheile überwiegen?"

„Dies ist aber nicht der Fall, Herr Althans. Durch die Wirkung

der Konkurrenz sind wir zwar gezwungen, einen Theil unseres Vortheils in unserem Verkehr mit Anderen zu opfern; was für uns Opfer, ist jedoch Gewinn für den Andern, mit welchem wir ein Geschäft machen. Gewinnen wir einen Gulden weniger an etwas, was wir verkaufen, so ist es der Käufer, welcher ihn gewinnt. Auf beiden Seiten muß im Ganzen eben so viel Gewinn wie Verlust sein. Für die Gesellschaft im Allgemeinen gleichen sich daher die Vortheile und die Nachtheile schließlich aus."

„Mag auch die Konkurrenz ihren Nutzen für die Gesellschaft haben," erwiederte Herr Althans, „so ist dieser doch nicht gleich vertheilt; gewisse Klassen der Gesellschaft werden dabei mehr bevortheilt, als andere."

„Das ist nicht möglich, Herr Althans, wenigstens nicht für die Dauer. Würde die Konkurrenz z. B. den Arbeitern in einem Gewerbe, den Fabrikanten gewisser Artikel, oder gewissen Kaufleuten das Auskommen zu sehr erschweren, so würde das betreffende Gewerbe, der betreffende Artikel oder Beruf allmählig theilweise verlassen. Unter den übriggebliebenen würde die Konkurrenz dann nachlassen; der Vortheil aber würde verhältnißmäßig wieder größer werden, in Folge dessen wiederum vermehrter Zudrang stattfinden, bis von neuem übermäßige Konkurrenz den Rücktritt eines Theils verursachte. In solcher Weise erhält sich durch abwechselnde größere oder geringere Theilnahme das Gleichgewicht unter den Gewerben."

„Dieses Gleichgewicht wird aber oft um den Preis schwerer Entbehrungen und Erfahrungen der Einzelnen erkauft," meinte Jarland.

„Ich gebe das zu," erwiederte der Doktor; „aber ohne Mühe gelangt man eben zu nichts. Die Konkurrenz ist eines der Gesetze der menschlichen Gesellschaft, dem wir uns unterwerfen müssen."

„Sie ist eine Folge jenes großen Triebmittels zur Thätigkeit, dessen glückliche Wirkungen wir schon haben kennen lernen, nämlich des persönlichen Vortheils. Man macht sich Konkurrenz, weil Jeder auf seinen Vortheil ausgeht. Wir haben gesehen, daß das allgemeine Beste auf dem Bestreben des Einzelnen für sein persönliches Wohl beruht. Die Konkurrenz, wie der Vortheil, ist der Kitt der Gesellschaft; wie sie das allgemene Wohl sicher stellt, erlaubt sie auch dem Eigennutz nicht, zum Schaden der Andern vorzuherrschen."

„Ohne die Konkurrenz unter den Producenten würden die Konsumenten Alles zu übertriebenen Preisen bezahlen müssen, weil Niemand aus freiem Willen seinen Vortheil beschränkt. Ohne die Konkurrenz der Konsumenten aber sänke Alles auf so niederen Preis, daß Niemand mehr seinen Vortheil dabei fände, zu produciren. Die Konkurrenz unter den Arbeitern

bewirkt mäßige Löhne und verhindert, daß die Herstellung der Waaren zu kostspielig wird, und das Publikum zu viel dafür zahlen muß. Die Konkurrenz unter den Meistern in ihrem Bedarf an Arbeitern verhindert ihrerseits ein zu tiefes Fallen der Löhne. Ebenso bewirkt auch die Konkurrenz, welche sich Kapitalisten und Geldbedürftige unter einander machen, daß sich ein Zinsfuß für das Kapital herausbildet, welcher weder zu hoch noch zu niedrig ist."

„Ihr seht also, in jeder Klasse der Gesellschaft gibt es Konkurrenz, und es wäre ein Irrthum, zu glauben, irgend ein Gewerbe habe darunter besonders zu leiden."

„Da demnach die Konkurrenz den Vortheil eines Jeden beschränkt," meinte Herr Althans, „so muß sie doch nothwendig Allen Verlust bringen."

„Gewiß nicht, Herr Althans; wenn die Konkurrenz veranlaßt, daß Alles mit einem Gulden, statt mit zwei bezahlt wird, so gewinnt Jeder um die Hälfte weniger; aber auf der andern Seite gibt man auch die Hälfte weniger aus, so daß die Ausgleichung vollständig ist und Nichts dadurch verändert wird."

„Damit ist aber immer der Vortheil der Konkurrenz noch nicht erwiesen," wandte Jarland ein. „Wenn auch schließlich Niemand dabei verliert, so gewinnt ebensowenig Jemand dadurch."

„Sie irren sich," erwiederte der Doktor; „der Vortheil beruht auf dem Wetteifer, welcher daraus entsteht. Zu besonderen Anstrengungen bedarf der Mensch immer eines Antriebs; diesen Antrieb gibt aber die Konkurrenz. Um mit seinen Mitbewerbern Schritt zu halten, oder über sie den Sieg zu gewinnen, ersinnt man tausend Mittel; man erfindet neue Verfahren, um wohlfeiler, besser und zugleich mehr in derselben Zeit zu erzeugen. Die Fortschritte in den Gewerben, die Anwendung der Naturkräfte, vermittelst derer die Menschenkraft um das zehn-, ja hundertfache vermehrt wird, verdanken wir nur der Konkurrenz. Alles dies sind zugleich Hilfsmittel zur Vermehrung unserer Genüsse. Ein Arbeiter verschafft sich jetzt mit seinem Taglohn zehnmal mehr Bequemlichkeiten, als er vor einigen Jahrhunderten damit hätte erlangen können."

„Das mag ganz richtig sein, Herr Doktor," nahm Herr Schwarz das Wort; „aber in demselben Verhältniß, in welchem wir uns mittelst der Konkurrenz mehr Bequemlichkeiten aneignen, steigen auch die Schwierigkeiten für den Geschäftsmann."

„Ich will das nicht läugnen, Herr Schwarz; für die Producenten sowohl als für die Kaufleute sind die Schwierigkeiten gewachsen. Es ist dies die

Folge der Freiheit. Vor Alters konnte nicht Jeder nach Belieben ein Geschäft anfangen. In allen Gewerben gab es Beschränkungen zu Gunsten der angesessenen Meister. Man mußte sein Meisterstück abgelegt, eine bestimmte Zeit an einem Orte gewohnt haben, und sich gewissen Bedingungen unterwerfen. Zudem war die Zahl derer, welche ein Gewerbe selbständig ausüben durften, eine beschränkte. Dies war Alles für die Begünstigten sehr bequem; weniger für das Publikum, welches nicht kaufen durfte, was und wo es wollte. Da waren Bannmühlen, in welchen gewisse Bezirke ihr Mehl mahlen lassen mußten, wenn es auch nähere und bessere Mühlen gab. Da konnte man in dem einen Laden zu der oder jener Zeit nur den einen Gegenstand, den ganz verwandten aber wieder zu einer andern Zeit nur in einem zweiten haben; Jeder durfte nur ganz bestimmte Artikel verfertigen, und wenn er auch zu andern viel mehr Lust und Geschick gehabt hätte. Wollen Sie solche Zustände zurück wünschen?"

„Das sei ferne von mir," erwiederte Herr Schwarz. „Diese Bedrückungen liefen dem Vortheil des Publikums geradezu entgegen. Die Industrie hat erst ihre großen Fortschritte gemacht, nachdem alle diese Schranken gefallen waren."

„Nun," fuhr der Doktor fort, „wenn das Publikum jetzt besser berathen, und die Industrie so trefflich fortgeschritten ist, wenn den Producenten freie Bahn gemacht, und den Arbeitern, abgesehen von ihrem gesteigerten Wohlsein, der Uebergang zur Selbständigkeit so sehr erleichtert ist, wie die jährlich zu Tausenden errichteten eigenen Geschäfte beweisen — über was beklagen Sie sich noch?"

„Nicht darüber, Herr Doktor, aber von Seiten der Producenten sind diese Vortheile eben theuer genug bezahlt, da sie mehr und mehr Mühe haben, ihr Geschäft zu betreiben."

„Sie mögen dabei allerdings etwas mehr Mühe haben, Herr Schwarz; dafür machen Sie jetzt aber die zehnfachen Geschäfte, während sich die Mühe nicht verzehnfacht, im Ganzen also verringert haben wird. Sie verkaufen wohlfeiler, aber unendlich viel mehr. Es ist der nämliche Fall, wie bei dem Arbeiter, welcher sich beklagt, daß er für eine Sache nur noch den halben Preis empfange, dabei aber nicht berücksichtigt, daß er durch Vervollkommnungen im Verfahren und im Werkzeug in derselben Zeit jetzt viermal mehr anfertigt. Wenn das Gesetz freilich die Abnehmer zwingen würde, ihre Schuhe zum Beispiel bei einer kleinen Zahl bevorzugter Schuhmacher zu kaufen, so wären diese dadurch gemachte Leute, da sie beliebige Preise stellen könnten. Wenn man aber eine solche Bevorzugung bei den

Schuhmachern einführen wollte, dürfte man sie andern Gewerben vorenthalten?"

„Das wäre freilich nicht billig," erwiederte Herr Schwarz.

„Wenn aber," fuhr der Doktor fort, „in allen Gewerben ein solches Monopol geschaffen würde, wo bliebe dann der Vortheil für den Producenten? Er müßte seinen Rohstoff und alles Andere theurer bezahlen, zum Schaden für Jedermann. Behalten wir den Nutzen Aller im Auge, so werden wir ihn in der Freiheit finden, und je größer diese ist, desto mehr wird das Gemeinwohl gefördert werden. Wenn die Einzelnen auch mehr Mühe haben, emporzukommen, so nehmen dafür um so mehr Personen Theil an dem Nutzen; und zu diesen Zuständen kann sich die heutige Gesellschaft nur Glück wünschen."

„Demnach," fuhr Herr Schwarz fort, „verlangen Sie vollkommene Verkehrs- und Handelsfreiheit?"

„Ganz gewiß," erwiederte dieser, „und warum nicht?"

„Sie wollen also unsere vaterländische Industrie dem Ausland in die Hände liefern?" fragte Herr Schwarz.

„Was verstehen Sie darunter, Herr Schwarz?"

„Nun, dem Ausland gestatten, die deutsche Industrie zu verdrängen," war die Antwort.

„Das, Herr Schwarz, könnte doch nur dann geschehen, wenn das Ausland zu demselben Preise besser, oder wenn es eben so gut, aber wohlfeiler fabricirte. Wer die Konkurrenz fürchtet, gesteht ein, daß er entweder weniger gut oder theurer arbeitet, als seine Mitbewerber. Wenn Sie etwa weniger gut fabriciren würden, warum wollen Sie uns hindern, anderswo zu kaufen, wo wir bessere Waare erhalten? Wenn Sie aber theurer fabriciren, warum soll das Publikum Ihre Dienstleistung theurer bezahlen, als sie werth ist? Wenn Sie im einen wie im anderen Fall von der Regierung verlangen, daß sie den Eingang fremder Waaren verbiete, damit Sie die Ihrigen theurer verkaufen können, so ist dies ein Eingriff in unsere Freiheit, indem Sie unseren Beutel zu Ihrem Vortheil um den Unterschied Ihrer und der ausländischen Preise gewaltsam erleichtern wollen."

„Von einem Verbot fremder Erzeugnisse handelt es sich nicht mehr, Herr Doktor," wandte Herr Bleicher ein. „Jeder soll sich anschaffen können, was und wo es ihm gefällt."

„Aber Sie verlangen Schutzzölle bis zur Höhe von 25, 50 und mehr Procent. Heißt das nicht ein Monopol zu Gunsten der vaterländischen Fabrikanten und zum Nachtheil des Publikums errichten?"

„Dieser Schutzzoll soll die vaterländischen Fabrikanten in den Stand setzen, die Konkurrenz des Auslandes auszuhalten," erwiederte Herr Bleicher.

„Warum bedürfen aber unsere Fabrikanten dieses Schutzes," fragte der Doktor, „während sie doch die Konkurrenz unter sich auszuhalten vermögen?"

„Weil das Ausland eben Manches unter günstigeren Bedingungen fabricirt, bedarf gegen solche Artikel das Inland eines Schutzes," meinte Herr Bleicher.

„Sind denn aber," erwiederte der Doktor, „im eigenen Land die Bedingungen gleich? Haben nicht die Einen die Rohstoffe, das Eisen, die Kohle, in größerer Nähe und daher billiger? Anderswo sind Taglohn und Lebensmittel wohlfeiler. Soll man etwa im eigenen Land die früheren Schranken zwischen den Provinzen wieder aufrichten, und die Städte gegen die ländliche Produktion, den Norden gegen den Süden u. s. w. schützen?"

„Das ist doch etwas Anderes, Herr Auer. Der Unterschied zwischen einheimischer und ausländischer Produktion ist viel bedeutender, Klima, Bodenreichthum und eine Menge anderer Verhältnisse, gestatten dem Ausland, gewisse Gegenstände weit billiger herzustellen."

„Um so mehr Grund, Herr Bleicher, seine Produkte zuzulassen. Denn wer gewinnt durch die Wohlfeilheit der Produkte? Alle Diejenigen, welche sie kaufen. Ich frage Sie, wenn es Ihnen unmöglich ist, eine Sache gleich wohlfeil, wie das Ausland herzustellen, mit welchem Recht soll das Publikum gezwungen werden, sie doch bei Ihnen zu kaufen, warum soll es sieben Gulden für etwas geben, was man anderwärts für vier haben kann? Warum sollen Ihre Dienstleistungen über deren Werth bezahlt werden? Denn wenn wir uns etwas um vier Gulden verschaffen können, so hat es für uns auch nur diesen Werth. Sobald Sie uns nöthigen, sieben zu bezahlen, so nehmen Sie uns einfach drei Gulden aus unserer Tasche, um sie in die Ihrige zu stecken. Durch größere Anstrengungen könnten Sie es vielleicht auch dahin bringen, Ihr Fabrikat um vier Gulden herzustellen; dann ist es ein Unrecht, nicht Allem aufzubieten, um dies Ziel zu erreichen. Ist es aber eine Unmöglichkeit, nun so verzichten Sie auf eine Fabrikation, welche dem einheimischen Abnehmer vermehrte Ausgaben zumuthet."

„Wie, Herr Doktor, so wollten Sie die vaterländische Arbeit nicht unterstützen? Sie wollen unsere Industrie der ausländischen opfern?"

„Ich will nichts opfern, Herr Bleicher; ich verlange nur, daß man aufhöre zu fabriciren, was man nicht eben so wohlfeil darstellen kann, als

das Ausland. Die deutschen Arbeiter verlieren dabei um keinen Kreuzer von ihrer Arbeit, im Gegentheil sie können nur gewinnen."

„Da gehen Sie doch zu weit," meinte Leonhard.

„Ich will es euch beweisen," erwiederte der Doktor. „Angenommen, wir können gewisse Sorten Eisen nicht um denselben Preis fabriciren, wie die Engländer, und verzichten auf deren Herstellung, beziehen dagegen für zehn Millionen aus England, glaubt ihr, daß die deutschen Arbeiter deswegen für zehn Millionen Arbeit verlieren? Keineswegs; wir fabriciren um 10 Millionen Eisen weniger, aber wir fabriciren um 10 Millionen mehr von anderen Waaren, welche wir im Austausch für das Eisen nach England liefern."

„Glauben Sie das wirklich, Herr Doktor?" fragte Leonhard.

„Allerdings," erwiederte dieser. „Es ist Erfahrungssache, daß im Verkehr mit dem Ausland Produkte gegen Produkte ausgetauscht werden, wenn es sich nicht, wie bei der letzten Theuerung, von zufälligen Bedürfnissen handelt. Nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge werden Produkte immer wieder mit Produkten bezahlt."

„Und warum nicht mit Geld?" wandte Herr Bleicher ein.

„Weil dies immer nur für kurze Zeit möglich ist. Nehmen wir an, wir führen alle Jahre für 50 Millionen mehr Waaren ein, als die Ausfuhr beträgt, so hätten wir jährlich 50 Millionen in Geld an das Ausland zu bezahlen. Natürlich würde dadurch das Geld immer seltener bei uns, und sein Werth gegenüber allen andern Waaren steigen, oder, was dasselbe heißen will, man könnte sich nun mit der nämlichen Summe Geldes mehr Waaren verschaffen. Jetzt sind die Ausländer, bei welchen der Werth des Geldes sich nicht verändert hat, in der Lage, uns mit Vortheil mehr Waaren abzukaufen, weil sie bei uns wohlfeiler sind, als bei ihnen. Auf diese Weise würde sich das Gleichgewicht zwischen den beiden Nationen wieder herstellen, wie dies auch die Erfahrung noch jedesmal bewiesen hat."

„Ihr seht daher, indem man dem Ausland abkauft, was es wohlfeiler erzeugt, vermindert man die vaterländische Arbeit keineswegs, wie dies irrthümlich den Anhängern der Freiheit des Handels vorgeworfen wird."

„Man entzieht aber doch den Arbeitern, deren Gewerbe auf diese Art unterdrückt wird, ihre Beschäftigung," sagte Leonhard.

„Das läugne ich nicht," erwiederte der Doktor; „es handelt sich in diesem Fall aber nur von dem Uebertreten in ein anderes Gewerbe. Die Arbeiter der aufgegebenen Industrie würden bald wieder bei der Herstellung solcher Artikel Beschäftigung finden, welche uns nun das Ausland

in größerer Menge bestellen wird. Wir hätten weniger Arbeiter in Industrieen, für welche sich unser Land nicht eignet, dagegen mehr in allen denjenigen, welche mit unserem Klima und unseren natürlichen Anlagen in Uebereinstimmung stehen."

„Was soll aber unser Land dabei gewinnen?" fragte Herr Schwarz. „Mir scheint, nichts als Noth und Sorgen der beschäftigungslos gewordenen Arbeiter, bis sie wiederum eine Versorgung gefunden haben."

„Der Gewinn wäre bedeutend, Herr Schwarz. Wenn wir für 10 Millionen Eisen in England kaufen, die uns im eigenen Land 15 Millionen gekostet hätten, so ist dies für das Publikum eine Ersparniß von 5 Millionen welche es zum Ankauf von andern Gegenständen verwenden kann. Das Publikum hätte daher für 5 Millionen mehr Bequemlichkeiten zu seiner Verfügung, die Arbeiter wären beschäftigt wie zuvor, und nähmen überdies Antheil an der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes."

„Die Lehre vom Schutz der vaterländischen Arbeit beruht auf dem Irrthum, daß nach ihr der Reichthum eines Landes in der Menge von Arbeit besteht, statt in der Summe der Befriedigungen, welche gewonnen werden. Wäre diese Ansicht richtig, handelte es sich wirklich nur um das Arbeiten, und nicht um das Produciren, so führte das folgerichtig zu dem Grundsatz, daß vor Allem so viel als möglich gearbeitet werde, und mithin unsere Maschinen und Werkzeuge zu beseitigen wären, so daß wir am Ende die Nägel mit der Hand oder mit Steinen, anstatt mit dem Hammer einschlügen."

„Ich kann nicht läugnen," sagte Herr Schwarz, „daß mir Ihre Beweisführung gegründet erscheint, obgleich sie alle meine seitherigen Ansichten umwirft; aber Ihr System führt die Wohlfeilheit aller Produkte herbei, während es der hohe Preis der Waaren ist, welcher die Produktion ermuthigt."

„Das ist abermals ein Irrthum," erwiederte der Doktor. „Man producirt nur, um zu verkaufen, und der Verbrauch ist es, welcher die Produktion ermuthigt. Wann wird aber am meisten verbraucht? Doch wohl, wenn die Preise auf möglichst niedrigem Stand sind. Sie wissen das ja besser als ich. Seit Sie Ihre Erzeugnisse um den halben Preis geben, fabriciren Sie zehnmal so viel."

„Ich muß das einräumen," gab Herr Schwarz zur Antwort. „Sie selbst aber haben zugestanden, daß die Handelsfreiheit den Ruin der Gewerbe herbeiführen kann, welche nicht in der Lage sind, die Konkurrenz mit dem Ausland aufzunehmen. Sie werden nicht verlangen, daß man

plötzlich allen Schutz aufhebt, und dadurch die Arbeiter jener Gewerbe ihrer Beschäftigung beraubt."

„Auf diese Art, Herr Schwarz, ist allerdings die Frage wesentlich eine andere; sie betrifft dann nicht mehr einen Grundsatz, sondern wird eine Frage der Zeit und der Gerechtigkeit. Sofern ein Schutz besteht, unter dessen Schatten sich Gewerbe entwickelt haben, handelt es sich von einem erworbenen Recht, welches man ohne Unbilligkeit nicht verletzen kann; Niemand wird daran denken, solche Rechte von heute auf morgen aufzuheben. Darum dürfen sich aber Diejenigen, welche derartige Gewerbe ausüben, nicht schmeicheln, daß das Land fort und fort ihre Produkte theurer bezahlen werde, als sie anderwärts zu haben sind. Der Staat möge ihnen daher immerhin eine Frist gestatten. Zeigt sich bis dahin, daß die Industrie nicht lebensfähig ist, so werden die Fabrikanten allmählig davon abstehen, und sie, wie die Arbeiter, werden zu anderen günstigeren Gewerben übergehen. Erweist sie sich im Gegentheil als eine der Entwicklung fähige Industrie, so wird die Nothwendigkeit sie schon Anstrengungen machen lassen, um zu demselben Grad von Vollkommenheit zu gelangen, wie in anderen Ländern."

„Das ist leicht gesagt, Herr Doktor; aber für uns ist es hart, mit den Producenten aller Länder der Welt den Kampf aufnehmen zu müssen. Unsere Arbeiter halten uns für unabhängig; sie wissen nicht, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben."

„Das ist wahr, Herr Schwarz; hoffen wir, daß es wenigstens unsere Schönfelder Arbeiter künftig begreifen werden. Auch sie müssen einsehen, daß sie in diesem Wettstreit nicht zurückbleiben dürfen. Die Handarbeit darf nicht zu theuer werden; damit sie nicht im Preise falle, müssen unsere Arbeiter gleich geschickt werden, wie die ausländischen. Ihr Vortheil ist mit dem der Fabrikherren eng verbunden, da ihre Stellung nur dann eine gesicherte ist, wenn das Gewerbe gedeiht; damit es aber gedeihe, muß die Produktion so billig als möglich sein. Wenn auch hohe Löhne in ihrem Vortheil als Arbeiter sind, so wollen sie doch als Konsumenten wohlfeil leben; Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse und hohe Herstellungskosten vertragen sich aber nicht zusammen. Wir befinden uns Alle im gleichen Fall. Wer Getreide kauft, möchte es wohlfeil, wer verkauft, theuer haben; als Käufer wünschen wir Freiheit, als Verkäufer oder Fabrikant Vorrechte oder Monopole. Lassen wir die Dinge sich entwickeln nach dem Gesetze der gesellschaftlichen Welt, welches wir hier unter dem Namen der Konkurrenz besprechen. Sie hat, wie Alles auf der Welt, ihre Uebelstände; sie kann

zu weit getrieben werden, und in diesem Falle für den Producenten verderblich und schädlich für die Gesellschaft sein. Das einzige Mittel dagegen ist eben die Mäßigung des Einzelnen, die Einsicht in die Bedürfnisse der Gesellschaft und die richtige Erkenntniß des Gewerbes, welchem Jeder seine Thätigkeit zu eigenem und allgemeinem Nutzen zuwenden will. Der Staat kann nichts dabei thun. Ueberwiegend bleibt immer der Nutzen der Konkurrenz. Ist sie auch den Producenten lästig, den Konsumenten, die ja doch die Mehrzahl bilden, verschafft sie, was ja Aller Wunsch ist, ein wohlfeiles Leben."

„Das thut uns freilich am meisten Noth," rief Michel.

„Was," fuhr der Doktor fort, „das Leben immer wohlfeiler machen, was Allen zu mehr und mehr Annehmlichkeiten um den billigsten Preis verhelfen wird, ist eben die Konkurrenz; die Freiheit schafft Ueberfluß, während die Beschränkungen und Verbote, so oft herbeigewünscht von Arbeitgebern und Arbeitern, zu Mangel führen. In der Wohlfeilheit liegt die ganze Volkswirthschaft der Konsumenten; Alles wohlfeil, viele Annehmlichkeiten um weniges Geld, kurz, Alles vollauf zu haben, ist der allgemeine Wunsch; auf der Theuerung dagegen beruht für die Producenten der Inbegriff ihrer Volkswirthschaft; sie wollen hohe Preise für das Brod, den Wein, das Eisen, die Wolle, das Holz, die Kleiderstoffe; nach ihren Wünschen soll, mit Ausnahme ihrer selbst, Alles Mangel leiden; sie hätten auch nichts gegen Hagel, Gewitter, Dürre, Ueberschwemmung und alle Unglücksfälle einzuwenden, welche die Andern heimsuchen."

„Daran ist leider etwas Wahres," bemerkte Herr Flicker.

„Der Vortheil der Konsumenten," fuhr Herr Auer fort, „steht in Uebereinstimmung mit dem Gemeinwohl, da er sich auf Ueberfluß gründet. Der Vortheil des Producenten steht nur dann im Einklang mit dem Gemeinwohl, wenn er sich auf Verbesserungen stützt, welche die Herstellungskosten ermäßigen, ohne Nachtheil für die Löhne."

„Das ist dasselbe, was wir wünschen," riefen hier die Herren Schwarz, Bleicher und die andern anwesenden Arbeitgeber.

„Und wir," fügten Leonhard, Andreas und die übrigen Arbeiter hinzu.

„Ihr seht also," fuhr der Doktor fort, „daß ihr trotz der Konkurrenz in Uebereinstimmung seid. Die Konkurrenz, meine Freunde, bedeutet die Freiheit, und ist trotz dem Widerwillen, dem sie begegnet, ein ausschließlich volksfreundliches Gesetz. Es ist von allen Gesetzen, welche die menschliche Gesellschaft regieren, das am meisten ausgleichende und zum Fortschritt

drängende. Vor ihm verschwinden alle künstlichen Ungleichheiten; ihr verdanken seit einem halben Jahrhundert eine Menge Leute aus dem Volk Eigenthum, Wohlsein und Wohlstand. Sie bahnt den neuen Entdeckungen den Weg, und macht sie der Allgemeinheit zugänglich; sie setzt jede Sache in ihren wahren Werth ein. Sie nimmt in allen Gewerben den Arbeitern das Schwerste und Niedrigste ab, ebenso im Ackerbau, indem sie sinnreiche Werkzeuge und Maschinen erfindet und die Kräfte der Natur dienstbar macht. Die Konkurrenz vereinfacht durch Theilung der Arbeit die Verrichtungen, und ermöglicht dadurch jedem Arbeiter den Eintritt in Gewerbe, welche früher nur von Wenigen ausgeübt werden konnten. Selbst die natürlichen Vortheile der Lage, der Fruchtbarkeit, der Wärmeverhältnisse, des Reichthums an Erzen, Kohlen und Gesteinen in einem Lande, wie auch die besonderen gewerblichen Fertigkeiten seiner Einwohner macht sie den Konsumenten aller Länder zugänglich. Jeder neue Fund, jeder Fortschritt in Amerika, stellt eine Quelle des Reichthums für unser Festland in Aussicht. Wenn irgendwo ein Vortheil in einem Gewerbe aufkommt, so erntet die ganze Menschheit die Früchte davon, weil sie dadurch die gleichen Genüsse mit weniger Mühe, oder für gleiche Mühe vermehrte Genüsse erlangen wird."

„Jetzt, meine Freunde, werdet ihr begreifen, daß ich Recht hatte, die Vortheile der Konkurrenz hervorzuheben, weil sie es ist, die uns zu wohlfeilem Leben verhilft. Ein solches setzt jedoch, wie ich zum Schluß bemerken will, nicht sowohl schlechte Preise voraus, als vielmehr die Leichtigkeit, sich mehr Bequemlichkeiten und Behagen zu verschaffen."

Vierundzwanzigste Unterhaltung.

Die Steuern und der Staat.

Es war für den Doktor eine erfreuliche Wahrnehmung, daß nicht nur die Umtriebe der auswärtigen Eisenarbeiter in Schönfeld gar keinen Boden gefunden hatten, sondern daß sich als Folge seiner Unterhaltungen mehr und mehr zwischen den Fabrikbesitzern und ihren Arbeitern ein gegenseitiges Vertrauen und ein auf Einsicht begründetes Wohlwollen heranbildete.

Besonders die letzten Besprechungen über Kapital, Löhne und Konkurrenz hatten hiezu beigetragen. Arbeitgeber und Arbeiter hatten die Ge-

meinsamkeit ihres Vortheils nun vollständig begriffen, und wie bei den letzteren alle Gedanken an Haß und Eifersucht geschwunden waren, so war bei den ersteren auch der Wunsch rege geworden, den Arbeitern durch nützliche Vorsorge entgegen zu kommen; allein von beiden Seiten war man sich nicht klar geworden, wie eine Verbesserung der Lage der Arbeiter zu bewerkstelligen wäre. Man fühlte das Bedürfniß, zu den Einsichten des Herrn Auer Zuflucht zu nehmen. Als dieser daher bei der heutigen Zusammenkunft eben das Wort nehmen wollte, hob Leonhard an:

„Herr Doktor, Sie haben uns durch Ihre Vorträge, wie wir Alle dankbar erkennen, schon manchen Irrthum und manche Täuschung benommen; gerne möchten wir aber noch aus Ihrem Munde hören, was uns im Allgemeinen für Hilfsmittel zu Gebot stehen, unsere Lage zu verbessern. Namentlich möchten wir in dieser Beziehung gerne wissen, was wir dabei vom Staate zu erwarten haben. Sie haben uns das letztemal die Wirkungen der Konkurrenz erklärt und uns bewiesen, daß wir ihr das wohlfeile Leben zu danken haben. Werden denn aber die Vortheile des wohlfeilen Lebens durch die Steuern, die uns die Regierung auferlegt, nicht theilweise wieder aufgehoben? Sie erhöhen ja den Preis aller Verbrauchsgegenstände."

„Dein Einwurf," erwiederte der Doktor, „ist nicht unbegründet. Was uns die Regierung unter dem Namen von Abgaben bezahlen läßt, ist in der That ein Abzug im Voraus von eines Jeden Einkommen. Es ist unbezweifelt, daß die vom Staat auf Verbrauchsgegenstände erhobenen Steuern deren Preise erhöhen und unsere Mittel, sie anzuschaffen, schwächen. Allein könnte man diese Steuern entbehren oder vermindern? Und welchen Nutzen haben sie? Wir wollen diese Fragen erörtern."

Auch beim Staat, wie sonst in der Gesellschaft, findet eine Theilung der Arbeit statt. Es gibt allgemeine Angelegenheiten der Menschen, welche zu überwachen, und Arbeiten, welche zum Nutzen Aller auszuführen sind. Diese Sorge ist in die Hände einer Anzahl von Personen gelegt, welche sich ausschließlich damit zu beschäftigen, und dabei nach vorausbestimmten Vorschriften zu verfahren haben. Sie stehen unter einem Oberhaupte, welches der Vorstand der Gesellschaft oder des S t a a t e s ist. Die Gesammtheit der Personen, welche über die Angelegenheiten des Landes zu wachen, und sein Gedeihen zu befestigen haben, nennt man die R e g i e r u n g. Man bezeichnet übrigens mit diesem Wort zuweilen vorzugsweise die höhere Amtsgewalt, welche den ihr untergebenen Personen auf allen Punkten ihres Gebiets ihre Thätigkeit anweist, und deren Gesammtheit die verschiedenen Verwaltungen des Landes bildet."

„Um den Absichten zu entsprechen, welche die Menschen bestimmen, sich in einer Gesellschaft zu vereinigen, muß die Regierung eine hinreichende bewaffnete Macht gegen die Feinde des Vaterlandes und zum Schutz des Lebens und Eigenthums ihrer Bürger unterhalten, sie muß ferner in allen Ländern Vertrauensmänner haben, welche die Vortheile ihrer im Ausland reisenden, wohnenden oder Handel treibenden Angehörigen wahren; sie muß Beamte bezahlen zur Pflege des Rechtes ihrer Bürger, zu ihrem Unterricht und zur Seelsorge, zur Ueberwachung öffentlicher Sitte und Ordnung, zur Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staatseinkünfte; sie muß Straßen, Brücken, Kanäle, Häfen, Arsenale, Kirchen, Schulen und alle Arbeiten zum öffentlichen Wohl herstellen und unterhalten. Außer diesen Ausgaben, die sich immerwährend erneuern, liegt ihr auch ob, die Zinsen der Schulden abzutragen, welche der Staat bei außergewöhnlichen Veranlassungen, wo sich das Einkommen der Nation als unzulänglich erwies, zu machen genöthigt war, — diese Schulden sind in manchen Ländern so bedeutend, daß die Zinsen bis zum dritten Theil der gesammten Staatsausgaben ausmachen —; ferner hat sie Militär- und anderen Staatsdienern, welche mit Rücksicht auf ihr Alter entlassen sind, Ruhegehalte auszusetzen. — Womit soll nun die Regierung, oder die Gesammtheit der Personen, welche die Geschäfte des Staates besorgen, diese Ausgaben bestreiten? Sie hat selbst nicht die Mittel dazu, und könnte nichts ausführen, wenn die Bürger nicht beitrügen zu den Lasten, welche die Bedürfnisse des Landes erfordern. Da die Ausgaben dafür zum allgemeinen Besten dienen, so müssen auch alle Bürger daran tragen. Dies geschieht durch größere oder kleinere Summen, die ein Jeder zu zahlen hat, und diese Summen bilden die Steuern oder Abgaben. Es sind daher die Steuern ein Abzug von dem Vermögen der Bürger, mit der Bestimmung, die Ausgaben für das allgemeine Wohl damit zu bestreiten."

„Wenn also," wandte hier Michel ein, „alle Bürger eine Steuer zu den öffentlichen Ausgaben bezahlen müssen, so liegt es in ihrem Vortheil, daß sie nicht mehr bezahlen, als nöthig ist, und daß das Bezahlte nur zu wirklich nöthigen und nützlichen Zwecken verwendet wird."

„Da hast du ganz recht, Michel. Es ist auch eine Hauptangelegenheit der Bürger, diese Steuern zu überwachen; gerade diese Ueberwachung, die Feststellung der Ausgaben für jedes Jahr, und der zu diesem Zweck zu erhebenden Steuern ist es, welche der Form der Regierung die größte Wichtigkeit verleiht. In den meisten gesitteten Staaten wird diese Angelegenheit in jährlichen Zusammenkünften von Abgeordneten oder Landständen, das heißt

von eigens durch die Bürger dazu gewählten Männern erledigt. Die Form dieser Zusammenkünfte und die Art, wie dieselben das Budget oder die sämmtlichen Einnahmen und Ausgaben der Nation berathen und verwilligen, ist in den meisten Ländern einer der wichtigsten Punkte ihrer Verfassung."

„Allein es genügt nicht, daß die Steuer nur zur Bezahlung eines der Nation geleisteten Dienstes verwilligt wird, was allerdings ein Hauptpunkt ist; es ist auch wichtig, sich zu versichern, daß sie von Allen bezahlt werde."

„Da aber," fiel Michel wieder ein, „die Bürger an den Vortheilen des Staats nicht gleichen Antheil haben, so ist es nicht billig, wenn sie die Lasten gleichmäßig tragen müssen."

„Das ist auch nicht der Fall, Michel. Sehen wir uns aber die Sache gründlich an. Die Vortheile, nach deren Verhältniß Jeder an den Lasten des Staats beizusteuern hat, bestehen 1) im Schutz für seinen Besitz; 2) im Schutz für sein Leben, seine Freiheit und seine Rechte; 3) im Schutz für seinen Gewerbfleiß und seine Arbeit; 4) in den Erleichterungen für die Ausübung seines Gewerbes durch die von dem Staat zum allgemeinen Wohl vollzogenen Arbeiten. Denke darüber nach, Michel, so wirst du finden, daß diese Vortheile dem Armen wie dem Reichen zu gut kommen; der Unterschied besteht nur darin, daß der Reiche, der mehr besitzt als der Arme, den Schutz und die übrigen Vortheile in größerer Ausdehnung genießt. Eben darum besteht aber auch zwischen dem Steuerantheil des Reichen und dem des Armen ein sehr großer Unterschied. Der letztere bezahlt nicht nur viel weniger, sondern man hat auch Mittel gesucht, ihm die Last der Steuer so viel wie möglich zu erleichtern. Daraus sind die zwei Arten von Steuern hervorgegangen: die direkten und die indirekten Steuern."

„Direkte Steuern heißt man solche, die der Staatsbürger unmittelbar nach Verhältniß seines Vermögens bezahlt. Sie treffen daher besonders die Reichen und werden umgelegt auf den Besitz an Grundeigenthum, welches in besondern Steuerrollen nach gründlicher Vermessung beschrieben ist; auf den Besitz an Gebäuden und Kapitalien; auf Gewerbe und Einkommen, sowie in manchen Ländern auch auf Besoldungen und Pensionen der Staatsdiener."

„Eingeschätzt werden das Grundeigenthum nach dem Reinertrag des bebauten Bodens, die Gebäude nach dem Kapitalwerth, die Gewerbe nach der Größe der Betriebs- und Umsatzwerthe und der Arbeitsverdienste. Einen billigen Maßstab zu ermitteln, wie viel die einzelnen steuerbaren Zweige

zu den ordentlichen direkten Steuern beizutragen haben, ist sodann die Aufgabe der Regierung, und wenn z. B. derzeit in Württemberg das Grundeigenthum mit $^{17}/_{24}$, die Gebäude mit $^{4}/_{24}$, die Gewerbe mit $^{3}/_{24}$ beigezogen werden, so können doch die Zustände der Landwirthschaft und der Gewerbe zu anderen Zeiten wieder einen neuen Maßstab nöthig machen. Es ist auch die Größe der Steuern in den verschiedenen Ländern Deutschlands sehr verschieden, und um so mehr, als manche Lasten, welche in dem einen Lande von der Gemeinde getragen werden, in einem andern dem Staat übertragen sind. Beispielsweise führe ich an, daß in Württemberg durchschnittlich auf 1 Morgen Feldes 3 fl. 12 kr. Reinertrag gerechnet werden, von welchen derzeit 21 Kreuzer, wogegen von einem Gebäude beiläufig 1 fl. 21 kr., und von einem Gewerbe durchschnittlich 2 fl. 5 kr. an Steuer entfallen."

„Die indirekten Steuern nennt man so, weil Diejenigen, welche sie zu tragen haben, mit andern Worten die Konsumenten, sie nicht unmittelbar an den Staat bezahlen. Von dieser Steuerart haben sich, da der Grundsatz der Handelsfreiheit noch keineswegs gegen die überwiegende Rücksicht der Staaten auf eine gute Einnahmsquelle den Sieg erhalten hat, die Zölle auf die erste Stufe erhoben. Blicken wir übrigens nur auf die Zeit vor drei oder vier Jahrzehnten zurück, so begegnen wir großen Fortschritten in Hinsicht auf den freien Verkehr. Noch vor 40 Jahren glaubte jeder der vielen Staaten unseres Vaterlandes das Wohl seines Landes sowohl gegen den Nachbarstaat, als das Ausland durch Zollschranken schützen zu müssen. Erst die wachsende Aufklärung in Sachen der Volkswirthschaft hat allmählig diese Schranken niedergeworfen und nicht nur fast alle Länder von Deutschland in einen großen Zollverein zusammengefaßt, sondern auch zum Abschluß von Verträgen mit auswärtigen Staaten Veranlassung gegeben, welchen freiere Ansichten über die Wichtigkeit des großen Völkerverkehrs zu Grunde liegen."

„Neben den Zöllen nehmen sodann die Salzsteuer und die Wirthschaftsabgaben, in einigen Ländern auch die Tabakssteuer eine Hauptstelle unter den indirekten Steuern ein. Die Salzsteuer ist eine der ältesten und verbreitetsten in Deutschland, und zum Behuf ihrer Erhebung haben fast sämmtliche Staaten die Salzproduktion und den Salzhandel sich als alleiniges Recht angeeignet."

„Die kennen wir leider nur zu gut," meinte Jarland, „und haben sie schon oft angefochten, zumal die Steuer auf das Salz für unser Vieh."

„Es ist dies allerdings eine der Steuern, Herr Jarland, welche mit

dem größten Widerstreben bezahlt werden; ihre Aufhebung ist jedoch nur eine Frage der Zeit; allein die Viehsalzsteuer rechnet die Landwirthschaft eben auch, wie die andern, in den Preis ihrer Produkte ein."

„Eine fernere bedeutende Einnahme ziehen die Staaten aus den Wirthschaftsabgaben, wonach nicht nur Steuern aus dem Ausschankerlös von Wein, Obstmost und Essig, sondern auch unter dem Namen Malzsteuer von der Bier- und Branntweinfabrikation erhoben werden."

„Eine weitere Klasse von Steuern bilden die Accisen oder die Abgaben von Markt- und Handelswaaren auswärtiger Kaufleute, von Lotterien, von Verträgen über liegende Güter ꝛc., und die Sporteln von gerichtlichen Verhandlungen."

„Einzelne Länder besteuern auch das Halten von Hunden, als Gegenstand des Luxus und aus polizeilichen Gründen durch eine Hundesteuer, so wie es wieder in andern Ländern, z. B. in Frankreich, eine gleichfalls auf den Luxus berechnete Fenstersteuer gibt."

„Welche von diesen Steuern sind aber die besten?" fragte Leonhard. „Mir scheint, sie haben alle ihr Mißliches und Widerwärtiges."

„Das läßt sich nicht leugnen, Leonhard," erwiederte der Doktor. „Die Steuern sind immer lästig für die davon Betroffenen, aber zu den öffentlichen Ausgaben eben unentbehrlich. Die beste und auch in Betreff der Erhebungskosten vortheilhafteste Form wäre immerhin die direkte, reine Einkommensteuer; aber sie gibt zu vielem Betrug und falschen Angaben Anlaß."

„In den indirekten Steuern liegen Vortheile und Nachtheile. Da sie größtentheils die Producenten treffen, welche sie wieder auf ihre Waaren schlagen, so werden es die Konsumenten allerdings nicht gewahr, wie viel Abgaben sie oft mit dem gekauften Gegenstand an den Staat entrichten. Es ist aber die Erhebung dieser Steuern eine kostspielige. Mit ausschließlich direkten Steuern wären dem Staat viele Kosten erspart; ihr selbst wißt jedoch Alle wohl, mit welchem Widerwillen man sein Geld zum Einnehmer trägt, während man die indirekten in kleinen Theilen und unbewußt gutwillig hingibt. Die letzteren sind überdies in sofern freiwillig, als man es unterlassen kann, die damit belegten Gegenstände, Wein, Bier, Tabak, Kaffee, Zucker ꝛc. zu verbrauchen."

„Leichter zu tragen," meinte Leonhard, „sind allerdings die indirekten Steuern; aber sie lasten schwerer auf dem Armen, als auf dem Reichen; denn was der Arme verzehrt, bezahlt eben so viel, als was der Reiche verbraucht."

„Das ist wahr, Leonhard; allein, sollen die Steuern einträglich werden, so muß man eben auch die ärmere Klasse beiziehen, welche ja gleicher-

weise von den Vortheilen der Gesellschaft Nutzen zieht. Uebrigens muß bemerkt werden, daß auf der Hauptnahrung der Armen, dem Brod, keine andere Abgabe lastet, als die aus der Grundsteuer entspringende; es ist ferner zu bemerken, daß der Reiche zwar von jedem einzelnen Gegenstand seines Verbrauchs auch nicht mehr entrichtet, als der Arme, im Ganzen aber viel größere Summen bezahlt, weil er selbst weit mehr verzehrt und zugleich für den Verbrauch Derjenigen Steuer zahlt, welche in seinem Dienste stehen. Endlich treffen ihn noch eine Menge Abgaben auf Gegenstände, welche er allein kauft."

„Warum legt man aber," fragte Leonhard, „nicht mehr Steuern auf die Gegenstände des Luxus, welche nur der Reiche sich anschafft?"

„Weil die Zahl der Reichen beschränkt, und der Verbrauch solcher Luxusartikel nicht bedeutend ist. Die Kosten der Erhebung würden daher die Steuer größtentheils aufzehren."

„Wenn sie auch nicht viel einbrächte," fuhr Leonhard fort, „so würden die Armen doch, wenn auch um weniges erleichtert; sie halten sich ja immer für gedrückt und meinen, man dürfe den Reichen mehr aufladen."

„Der Staat, Leonhard, hat noch einen anderen Grund, mit den Luxussteuern vorsichtig zu verfahren. Er darf durch sie den Luxus nicht verscheuchen oder unterdrücken, denn wie viel Beschäftigung dieser den ärmeren Klassen gibt, haben wir ja früher besprochen. Vergessen wir dabei auch nicht, daß die Steuer, welche die Reichen von ihrem Besitzthum entrichten, schon eine sehr schwere ist."

„Auch die Grundsteuer," meinte Leonhard, „trifft den kleinen Besitzer eben viel härter als den großen. Nimmt man einem Gutsbesitzer mit einem Einkommen von 1000 fl. den fünften Theil weg, so bleiben ihm nur noch 800 fl., womit er sich kaum in seiner Stellung halten kann. Wer dagegen 25,000 fl. Einkommen hat, dem bleiben bei gleicher Höhe der Steuer immer noch 20,000 fl. — Wenn die Steuer daher gerecht sein soll, so müßte sie nicht allein im Verhältniß zu dem Vermögen stehen, sondern fortschreitend wachsen."

„Eine solche progressive Steuer ist schon oft zur Sprache gebracht worden, Leonhard, sie stößt aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Wenn man z. B. feststellen wollte, daß sich die Steuer verdreifachen soll, während sich das Einkommen verdoppelt, und als Grundlage annähme, daß 100 fl. Einkommen als niederste Taxe 1 fl. Steuer zahlen, so würde, wenn sich die Steuer jedesmal bei Verdopplung der Einnahmen verdreifachte, schließlich bei höheren Beträgen die Abgabe der ganzen Einnahme gleichkommen,

oder sie überschreiten. Die progressive Steuer ist überdies an und für sich eine Ungerechtigkeit; es wäre eine Steuer gegen den Reichthum, eine Maßregel des Hasses und der Eifersucht. Die Steuer soll aber nichts sein, als die Bezahlung für die Vortheile, welche wir durch den Schutz der Gesellschaft genießen, und Jeder soll in dem Maße daran Antheil nehmen, als er diesen Schutz und diesen Vortheil in Anspruch nimmt. Selbst bei unserer gegenwärtigen Besteuerung, welche auf diesem Grundsatz beruht, werden ohnedies schon die wohlhabenden Personen den Andern gegenüber verhältnißmäßig viel mehr von den öffentlichen Lasten betroffen. Sie bezahlen ihren reichlichen Theil an den Verbrauchssteuern und den größten Theil der direkten Steuern, sowie der Accisen und Sporteln, während die arbeitenden Klassen neben der sehr mäßigen Einkommensteuer nur die Verbrauchssteuer zu entrichten haben. Ebenso sind es die Wohlhabenderen, welche hauptsächlich die Unkosten für die vielen Anstalten zum Besten der Armen tragen, Anstalten, welche dem Zweck dienen, den Unterricht in den ärmeren Klassen zu verbreiten, und diese in Krankheit und Noth, sowie in der Hilflosigkeit des Alters zu unterstützen."

„Man behauptet also mit Unrecht, daß die Reichen zu wenig zahlen," meinte Michel; „sie zahlen thatsächlich im Verhältniß zu ihrem Vermögen. Aber die Abgaben sind nichtsdestoweniger eine schwere Last für die Armen."

„Allerdings, Michel, wie alle Lasten schwer sind für Diejenigen, welche sie tragen; aber die Steuer ist es weniger als die Armuth, welche drückt. Unser Streben muß also dahin gehen, diese zu vermindern. Sollte aber nicht Jeder seine Abgaben selbst verringern können? Nach meiner Ansicht doch."

„Wie soll das zugehen, Herr Doktor?" fragte Andreas.

„Der größte Theil der Steuern, die ihr zahlet," erwiederte Herr Auer, „sind Verzehrungssteuern, mit andern Worten freiwillige Steuern. Daß die Wirthschaftsabgaben eine der größten Einkommensquellen des Staates bilden, haben wir gehört. Wer stellt dazu die größte Anzahl von Theilnehmern? Wahrlich nicht die Reichen. Unter den Zöllen aber liefert eine der ergiebigsten Quellen der Tabak. Rauchen diesen etwa die Reichen allein? Ihr ahnet nicht, wie schwer ihr euch mit dem unnöthigen Genuß von beiden, Getränk und Tabak, besteuert. Darin hauptsächlich, in dem Wirthshausleben, in den blauen Montagen, treibt ihr euren Luxus. Beschränket diesen, und es wird euch immer genug bleiben, um die nöthigen Steuern zu zahlen. Diese sind zum Bestand des Staates unentbehrlich. Ihr wollt übrigens nicht einsehen, daß ihr, während ihr auf der einen Seite über ihre

Erhebung murret, auf der andern selbst den Staat zu neuen, vielleicht höheren Abgaben aufmuntert."

„Wer, wir doch nicht," rief Andreas.

„Allerdings thut ihr das," erwiederte der Doktor. „Hört man euch, so sollte der Staat bald dies und bald jenes thun. Er sollte den Beschäftigungslosen Arbeit, den Darbenden Brod geben; er sollte Straßen anlegen, Eisenbahnen bauen; er sollte für unentgeltlichen Unterricht eurer Kinder sorgen, dem Alter und Unglück beispringen, in allen Nothständen, bei Feuersbrünsten, Hagel, Ueberschwemmungen zu Hilfe kommen, der Landwirthschaft, dem Handel aufhelfen; er sollte sich in Alles mischen, überall in's Mittel treten, so daß wir am Ende nur noch zu essen, zu trinken und zu schlafen nöthig hätten. Der Staat hat ja aber nichts, er besitzt nichts, er verfügt nur über das, was ihm die Steuern einbringen. Müssen denn da nicht, um all' dies leisten zu können, neue Steuern erhoben werden?"

„Das ist wohl wahr," ließen sich viele Stimmen hören.

„Machen wir uns," fuhr der Doktor fort, „um nicht in ähnliche Widersprüche zu verfallen, die Natur des Staates recht deutlich. Er ist nur die Vertretung aller Angelegenheiten des Landes, und die Regierung ist die über sein Gebiet sich erstreckende Verwaltung, welcher die Ausführung alles dessen obliegt, was das Gemeinwohl erheischt. Wir gehen in unsern Forderungen gerne zu weit, indem wir verlangen, daß der Staat auch die Fürsorge für alles das übernimmt, was die Bürger ebenso gut und besser selbst verrichten würden. Wenn der Staat vor Allem die Bestimmung hat, die Freiheit, den Besitz und das Leben seiner Bürger zu beschützen, so ist damit doch keineswegs gemeint, daß wir uns dieser Freiheit begeben und dem Staat alle Verfügungen über unsere persönlichen Angelegenheiten zuschieben sollen. Man ist in den Ländern unseres Festlandes nur zu sehr geneigt dazu, dem Staat eine solche Einmischung in alle Verhältnisse zu überlassen, während die persönliche Freiheit des Entschlusses von Einzelnen und Gemeinden sorgfältig gewahrt werden sollte; wir haben in England und Amerika Beispiele vor Augen, daß die allgemeine Wohlfahrt keineswegs darunter leidet, wenn das Volk die ihm näher liegenden Angelegenheiten selbst besorgt."

„Wenn bisher ferner der Glaube bestand, nur der Staat vermöge große öffentliche Arbeiten auszuführen, so hat uns die neuere Zeit belehrt, daß Gesellschaften einfacher Bürger durch vereinigte Kapitalien Unternehmungen in's Leben rufen können, welche viele Millionen erfordern — viel größere Ausgaben, als man dem Staat hätte ansinnen dürfen."

„Nehmen wir daher unsere Zuflucht zum Staat nur, wenn es nöthig ist. Sobald er weniger auszugeben hat, braucht er auch weniger Steuern umzulegen, und beschränkt er sich auf seinen eigentlichen Beruf, so wird er diesen um so besser erfüllen."

„Demnach," meinte Herr Althans, „bliebe der Regierung nicht viel zu thun übrig."

„Je weniger sie zu thun hat, desto besser, Herr Althans. Möge sie dem Privatinteresse freie Bewegung lassen, sowie die Sorge, zum allgemeinen Besten beizutragen, und nur darüber wachen, daß Keiner dem Rechte des Andern zu nahe tritt. Die Freiheit eines Jeden auf diese Weise sicher zu stellen, ist schon eine ungeheure Aufgabe; steht sie aber fest und sicher, so können wir ihr auch einen großen Theil der Fürsorge anvertrauen, welche wir jetzt noch vom Staate fordern. Sie wird ohne Geräusch und Kosten, wie von selbst, verrichten, was die Regierung nur mit Mühe und Aufwand zu Stand brächte."

„Als Beispiel will ich euch nur die Versorgung der Einwohner mit Lebensmitteln anführen. Der Staat thut nichts dafür, das Privatinteresse allein übernimmt diese Aufgabe. Wenn nur in unserem Dorfe der Herr Schultheiß die Gemeinde verproviantiren und jeden Markttag, was zur Nahrung erforderlich ist, herbeischaffen müßte, welche Arbeit, welche Mühe wäre dies! Wie aber, wenn es sich von einer großen Stadt, von einem ganzen Lande handelte! Eine Armee von 100,000 Mann zu verpflegen, was erfordert dies schon für großartige Einrichtungen! Welche Menge von Angestellten! welch' ungeheures Material! welche Anhäufung von Fuhrwerken!"

„Sehet dagegen, wie es in einer Stadt wie Paris zugeht. Jeden Tag wird ihr für ihre anderthalb Millionen Einwohner aus Ost, West, Nord und Süd, von zehn, zwanzig, fünfzig und hundert Stunden weit her, die Nahrung zugeführt. Niemand mischt sich darein und doch fehlt es an nichts; das Privatinteresse sorgt für Alles. Jeden Morgen ist Alles, was dieser großen Bevölkerung nöthig ist, am bestimmten Platz zur Stelle, Alles in hinreichender Menge, weil man, je nachdem eine Waare heute oder diese Woche mehr oder weniger gesucht war, morgen oder nächste Woche davon mehr oder weniger zuführen wird. Und was thut die Regierung in diesem Falle, wo doch die Regelmäßigkeit der Zufuhren für das Leben dieser großen Menschenmenge so wichtig ist? Sie thut nichts und doch wieder viel; sie begnügt sich damit, Jedem Hilfe und Schutz zu gewähren; sie hält die öffentlichen Straßen offen, und erhält Sicherheit und Ordnung

auf dem Markte. Das Privatinteresse, in dem Bewußtsein, geschützt und gefördert zu werden, sorgt von selbst für Alles, was das öffentliche Wohl erfordert."

Fünfundzwanzigste Unterhaltung.

Ueber das Genossenschaftswesen und seine verschiedenen Formen. Genossenschaften unter den Arbeitern.

Durch die Belehrungen des Doktors waren die Arbeiter von Schönfeld allmählig zu der Einsicht gelangt, daß die Unzufriedenheit und die Klagen über ihre Stellung zu nichts führen, daß sie vielmehr in sich selbst die Mittel suchen müssen, ihre Lage zu verbessern. Aber auch die Fabrikbesitzer hatten aus den Unterhaltungen, welchen sie beigewohnt, die Ueberzeugung geschöpft, wie eng ihr Vortheil mit dem ihrer Arbeiter verbunden sei. Sie wollten daher ihrerseits gerne den Arbeitern entgegenkommen, und das neuerdings erreichte gute Einvernehmen möglichst aufrecht erhalten und vermehren. Der heutigen Zusammenkunft waren von beiden Seiten Berathungen über die wichtige Frage, welche jetzt mit Herrn Auer besprochen werden sollte, vorangegangen.

Leonhard, der Wortführer der Arbeiter, ergriff zuerst das Wort:

„Nach unsern Ansichten, Herr Doktor, besteht ein Hauptübel der Lage der Arbeiter in ihrer Abhängigkeit von denen, welche ihnen Beschäftigung geben. Wir glauben daher, daß jede Verminderung dieser Abhängigkeit zu ihrem Vortheil gereichte. Unsere anwesenden Arbeitgeber werden die Besprechung dieser Frage nicht übel nehmen."

„Du kannst frei und ohne Sorge sprechen," gab unter Zustimmung der Uebrigen Herr Schwarz zur Antwort. „Wir nehmen lebhaften Antheil an der Erörterung dieser Frage."

„Unser Schicksal," fuhr Leonhard fort, „unsere Existenz hängt von dem Gang eines Geschäftes ab, auf welchen wir doch ganz ohne Einfluß sind. So lange es dem Fabrikanten gut geht, haben wir Arbeit, wenn er durch Unglück oder eigene Schuld zu Schaden kommt, so entläßt man uns, und wir sind mit unsern Familien ohne Brod. Der Fabrikant wird freilich für seinen Mißerfolg mit dem Verlust seines Vermögens hart gestraft, aber

er zieht in seinen Sturz die Arbeiter mit hinein, welche im Vertrauen auf seine Einsicht und Geschäftskenntniß ihr Loos an das seinige gekettet haben."

„Der Uebelstand," erwiederte der Doktor, „besteht in der That; allein er ist nicht so groß, wie du dir einbildest. Er erscheint euch bei den besondern hiesigen Verhältnissen wohl größer, weil eine einzige Fabrik eine so große Anzahl Arbeiter beschäftigt, welche brodlos würden, wenn die Fabrik einginge. Gewöhnlich aber gruppiren sich die großen Fabriken gleicher Gattung um einzelne Hauptsitze des Gewerbfleißes, so daß, wenn die eine davon einstellt, die Arbeiter Beschäftigung bei den andern finden. Im Uebrigen lebt Jeder in der Welt in gewisser Abhängigkeit, der Fabrikant nicht minder. Sein Loos hängt theilweise von dem Erfolg seiner Geschäftsfreunde ab; ihr Fall führt oft den seinigen herbei."

„Wenigstens, Herr Doktor, hängt der Fabrikant nicht von einem Einzelnen ab."

„Das ist wohl wahr, Leonhard; aber er hat sogar mehr Möglichkeiten gegen sich, als ihr. Er ist Verlusten nach gar vielen Seiten ausgesetzt. Ueberdies ist der Arbeiter nur in den großen Gewerben, in den verhältnißmäßig wenig zahlreichen Fabriken, von welchen eine beträchtliche Bevölkerung beschäftigt wird, durch seine Abhängigkeit in Gefahr. In den kleinen Gewerben, welche unendlich mehr Hände in Bewegung setzen, findet sich eigentlich eine solche Abhängigkeit gar nicht vor. Wird hier eine Werkstätte geschlossen, so tritt der Arbeiter in eine andere ein. Sie besteht aber ganz und gar nicht in der landwirthschaftlichen Industrie, welche bei uns fast zwei Drittheile der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt. Der Boden will immer angebaut sein, und geht ein Gutsbesitzer zu Grunde, so empfängt der Taglöhner eben seinen Lohn von einem andern. Es hat sich für ihn nichts geändert, als daß er ein neues Gesicht sieht."

„Mögen die Uebelstände dieser Abhängigkeit aber sein, welche sie wollen, durch wie viele Vortheile werden sie ausgeglichen. Den Arbeiter berührt in gewöhnlichen Zeiten kein Wechselfall; sein Brod ist ihm gesichert; der Zahltag alle acht oder vierzehn Tage liefert es ihm regelmäßig. Er kann Abend für Abend ruhig einschlafen, ohne Sorge um den nächsten Tag. Der Arbeitgeber mag Gewinn oder Verlust haben, er, der Arbeiter gewahrt nichts davon, und macht sich keine Gedanken darüber. Seinen Gehalt empfängt er so wie so; das Gesetz sichert ihm denselben durch ein Vorzugsrecht vor allen anderen Gläubigern. Im Feldbau können Naturereignisse den Ertrag vernichten; der Taglöhner spürt nichts davon; er empfängt seinen Lohn in schlechten, wie in den besten Jahren."

„Das ist ein Vortheil, Herr Doktor," erwiederte Leonhard, „aber oft theuer genug bezahlt. Die Arbeiter haben die Mühe und die Herren den Nutzen."

„Diese Redensart solltest du nicht mehr wiederholen, Leonhard. Wie oft beschränkt sich dieser vermeintliche große Nutzen der Arbeitgeber auf die Zinsen aus dem angelegten Kapital. Laß aber auch einen oder den andern außer diesen Zinsen selbst weitere 10 Procent verdienen. Glaubst du, daß dieser Nutzen zu groß sei, gegenüber allen Lasten und Sorgen, welche er zu tragen hat, und von denen dich keine einzige drückt? Gehen wir diese einmal durch."

„Er muß sich entschädigen für die Abnutzung seiner Maschinen und Gebäude; er muß sich sicher stellen gegenüber einer Menge von möglichen und unvorhergesehenen Wechselfällen, als da sind Zahlungsunfähigkeit seiner Schuldner, Konkurrenzen, welche mit Bezug auf Löhne und Rohstoffe im Vortheil sind, Stockungen im Absatz, Verderben seiner Erzeugnisse aus irgend einer von hunderterlei Ursachen, oder Entwerthung derselben in Folge der Unbeständigkeit und Launen der Mode &c. Und dabei rede ich noch nicht von der Befähigung, welche nothwendig ist, von den Anstrengungen eines erfinderischen Geistes, den Kenntnissen und fortwährenden Studien, welche die Leitung eines solchen Geschäftes erfordert, um günstige Umstände zu entdecken und auszubeuten, schädliche rechtzeitig zu vermeiden, um den Geschmack des Publikums zu erspähen und zu errathen."

„Sie haben Recht," erwiederte Leonhard; „nach dem, was Sie uns früher von den großen Diensten anführten, welche das Kapital der Gesellschaft leistet, ist der Nutzen daraus gewiß nicht unberechtigt. Ich sähe ihn aber doch lieber in der Tasche des Arbeiters, und frage Sie, ob sich denn nicht Zustände denken ließen, wo es weder Arbeiter noch Meister mehr gäbe, oder vielmehr Jeder zugleich Meister und Arbeiter wäre?"

„Jetzt merke ich, Leonhard, wo du hinaus willst. Du möchtest den Grundsatz von den Genossenschaften zur Sprache bringen, von dem neuerdings häufig die Rede ist."

„Sie haben es getroffen, Herr Auer."

„Nun gut, Leonhard, sprechen wir davon. Es ist ja ohnehin eine der Fragen der Volkswirthschaft, welche im Zusammenhang steht mit den von uns bereits behandelten Fragen von der Arbeit, dem Kapital und den Löhnen. Aber welche Art von Genossenschaft meinst du eigentlich, denn es gibt deren vielerlei?"

„Die gewöhnlichste Association oder Genossenschaft findet statt, wenn

zwei oder drei Personen, von welchen jede einzeln ohne die hinreichenden Mittel ist, ihr Vermögen zusammenthun, um damit ein Geschäft oder eine Fabrik zu errichten, wie z. B. die Herren Schwarz und Busch. Dann gibt es eine andere Form, bei welcher eine große Anzahl von Betheiligten Kapitalien einlegen, um irgend eine große Unternehmung, welche beträchtliche Mittel erfordert, ins Leben zu rufen. Eine solche Genossenschaft nennt man eine Aktiengesellschaft und ihre Mitglieder Aktionäre. Der Beitritt steht Jedem offen, der Lust und Geld hat; er darf nur in die Hände der Gesellschaft eine der gewünschten Zahl von Aktien oder Geschäftsantheilen entsprechende Summe einlegen, um dadurch Theilhaber an dem Unternehmen zu werden, wobei er nur den Betrag seiner Aktien auf's Spiel setzt. Mit dieser Art von Genossenschaften hat die neuere Zeit einen der wichtigsten Hebel der Industrie geschaffen. Große Arbeiten, Bergwerksanlagen, Eisenbahnen, Fabriken 2c. verdanken ihr die Entstehung, und dabei bietet sie dem kleinsten Kapital und selbst den Arbeitern eine Gelegenheit, sich bei großen Unternehmungen und deren Gewinn zu betheiligen."

„Es ist dies immer noch nicht, was ich meine," fuhr Leonhard fort. „Ich möchte gerne über das Genossenschaftswesen unter den Arbeitern selbst etwas Näheres von Ihnen hören, Herr Doktor."

„Gut, Leonhard, wir wollen auch dieses besprechen. Da sich die große Industrie in dem getheilten Deutschland später entwickelt hat, als in den gewaltigen geschlossenen Staatskörpern von England und Frankreich, so gehört auch das Genossenschaftswesen, dessen Ursprung in dem Nothstand der Arbeiter zu suchen ist, bei uns einer neueren Zeit an."

„Den Anfang machten Kranken- und Sterbekassen, deren Zweck die Unterstützung der Mitglieder in Krankheitsfällen und die Fürsorge für die Hinterlassenen eines gestorbenen Mitgliedes war."

„An diese unterste Stufe der Genossenschaften reihten sich, als Folge der Gewöhnung an ein Zusammenwirken, dann bald die Konsumvereine an."

„Was versteht man unter diesen?" fragte Leonhard.

„Ihr Zweck," erwiederte der Doktor, „ist, durch allmählige, meist wöchentliche Beiträge eines Vereines größere Summen zusammenzubringen, mit deren Hilfe der Ankauf der nöthigsten Lebensbedürfnisse im Großen bewerkstelligt werden, mithin der Nutzen, den der Kleinverkauf von diesen Gegenständen zieht, dem Verein verbleiben soll. Diese Vereine legen dann Magazine an und errichten Läden, in welchen die Mitglieder ihren Bedarf holen. Mehl, Oel, Brennmaterial, auch Fleisch sind die hauptsäch-

lichsten Artikel dieser Vereinsmagazine; in weiterer Ausdehnung erstrecken sie sich dann auf alle Arten Spezereiwaaren und Kleidungsstoffe. Bei diesen Konsumvereinen wird nun nach zweierlei Art verfahren. In Deutschland werden meistens auf die Ankaufspreise nur einige Procente für die Verwaltung und einen Reservefonds — eine Kasse für unerwartete Fälle — geschlagen, und die Mitglieder des Vereins erkaufen daher in den Vereinskaufläden die betreffenden Artikel um 20—30 Procent billiger, als in andern Kleinverkaufsgeschäften; in England dagegen bezahlen die Mitglieder die mittleren Preise, wie sie andere Geschäfte auf demselben Markt auch einhalten; alle Vierteljahre aber wird den Konsumenten der Nutzen, der auf ihren, durch Marken nachgewiesenen Antheil an der Verkaufssumme fällt, entweder baar herausbezahlt oder gutgeschrieben und verzinst."

„Da gefällt mir," meinte Michel, „das deutsche Verfahren besser; man behält mehr freies Geld für andere nöthige Zwecke im Beutel."

„Nur zu oft aber," erwiederte der Doktor, „wird eben für nöthig gehalten, was es nicht ist. In dem in England üblichen Verfahren liegt ein Antrieb zum Sparen. Der Arbeiter wird dort nicht verleitet, besser zu leben, weil er Alles in den Vereinsläden eben so theuer bezahlen muß, als anderwärts, und erst, wenn er schon ein kleiner Kapitalist geworden ist, und ein Guthaben bei der Gesellschaft stehen hat, wird ihm vierteljährlich der Nutzen ausbezahlt oder in Zinsen angelegt."

„Diese Konsumvereine bieten überdies in volkswirthschaftlicher Beziehung einen wesentlichen Vortheil. Setzen wir den Fall, in einer kleinen Fabrikstadt, in welcher sich heute z. B. zwanzig Spezereiläden befinden, träte an deren Stelle ein einziges Geschäft, so wird dasselbe durch Vereinfachung in der Bedienung des Publikums, der Buchführung u. s. w. weit weniger Auslagen verursachen, als die Unterhaltungskosten der zwanzig kleinen Läden zusammen betragen."

„Aber," bemerkte Herr Althans, „dadurch verlöre ja eine zahlreiche Klasse von Menschen, die sich heute durch kleine Geschäfte ernähren, ihren Verdienst und ihre unabhängige Stellung."

„Dies ist richtig, Herr Althans, es würde eine unausbleibliche Folge sein, daß ein großer Theil derer, welche bis heute in der Austheilung der Waaren, d. h. im Handel, ihren Unterhalt fanden, aufhören werden, dabei genügend beschäftigt zu sein. Dies beweist aber eben, daß diese Leute bisher auf Kosten der Allgemeinheit ihren zum Theil reichlichen Unterhalt fanden. Die Aenderung dieser Verhältnisse kann jedoch nur allmählig herbeigeführt werden, so daß Jeder Zeit haben wird, sich nach einem neuen

Felde für seine Thätigkeit umzuschauen. Die Meisten werden sich von der Handelschaft der Produktion zuwenden, und durch deren Vermehrung wird die Gesellschaft eine größere Menge von Gütern zu ihrer Verfügung haben, d. h. sie wird reicher werden und besser leben. Was aber die Einbuße an Selbständigkeit anbelangt, so kann von einer solchen bei unserer jetzigen Gewerbefreiheit keine Rede mehr sein. Der Mensch vermag ja seine Arbeit auf jedem beliebigen Felde zu verwerthen."

„Ich kann nicht umhin, euch hier das Beispiel einer solchen Genossenschaft, der „Pioniere von Rochdale," einem kleinen meist von Webern bewohnten Städtchen bei Manchester in England zu erzählen. Dort trat im Jahr 1843 eine kleine Zahl armer Weber zusammen, um zu berathen, wie sie sich aus ihrer ärmlichen Lage emporarbeiten könnten. Sie wollten mittelst ihrer kleinen Ersparnisse selbst Handel und Gewerbe treiben. Es wurde also ein Verein begründet und beschlossen, daß jeder ihm beitretende Arbeiter wöchentlich zwei Pence (sechs Kreuzer) zu bezahlen habe. Zwölf Arbeiter unterzeichneten. Statuten wurden entworfen, nach welchen allmählig in Aktien zu 1 Pfund Sterling (12 fl.) ein Kapital angesammelt werden sollte, um Magazine zum Ankauf von Lebensmitteln, Specereien, Kurzwaaren 2c. zu gründen, Häuser für die Mittellosen zu erwerben, und um Vorsorge zu treffen, daß den beschäftigungslosen Arbeitern durch Feldbau und fabrikmäßige Erzeugung von Waaren, mittelst Güterkaufs und kleiner Gewerbe, Gelegenheit zu einem Verdienst gegeben werden könne. Das hieß den Mund voll nehmen, aber man ging ans Werk."

„Den Anfang machte der Verein mit einem Spezereigeschäft, bei dessen Betrieb die schon erwähnte englische Einrichtung der gewöhnlichen Marktpreise und der Gutschrift und Verzinsung des Nutzens an die Konsumenten, festgestellt wurde. Die Sache gedieh und der Verein zählte im Jahr 1845 bereits 74 Mitglieder und hatte ein Kapital von 181 Pfd. St. (2172 fl.) aufzuweisen. Bald wurde nun auch ein Fleischladen eröffnet, und nachdem sich das Unternehmen mehr und mehr erweitert hatte, ein leitender Ausschuß eingesetzt und festgestellt, daß erst nach Abzug der Verwaltungskosten, Zinsen 2c., und nach Abzug von 2½ Procent für Erziehungszwecke der Gewinn aus den Einkäufen vertheilt werden solle. Von da an machte der Verein reißende Forschritte, und heute sind alle seine Mitglieder kleine Kapitalisten" *).

*) Jetzt nach etlichen zwanzig Jahren reiht sich in der Todlane, der Straße des Städtchens Rochdale, in welcher die Arbeiter auch ihre Verwaltungsräume, ihr Lese-

„Ist das möglich?“ riefen mehrere Stimmen.

„Allerdings,“ erwiederte der Doktor, „ist dies ein merkwürdiger Beweis, was mit vereinigten, ausdauernd auf einen Zweck gerichteten, wenn auch ursprünglich noch so schwachen Kräften geleistet werden kann, und es liegt darin gewiß eine große Beruhigung für den Arbeiterstand, daß er nicht hilflos der Botmäßigkeit des großen Kapitals preisgegeben sei. Fände das Genossenschaftswesen in der Zukunft nach dieser Richtung eine größere Verbreitung, so würden sogar die von Kapitalisten allein geleiteten Fabriken nur schwer mit den genossenschaftlich betriebenen konkurriren können, und das Kapital würde daher gezwungen sein, unter billigen Bedingungen, d. h. durch Herabsetzung des Zinsfußes, in den Dienst der Arbeit zu treten. Ein wirksames Mittel zum Ziele der genossenschaftlichen Produktion hat die neuere Zeit sodann in den Rohstoffassociationen geschaffen. Das Wesen dieser Art von Genossenschaft besteht darin, daß die Arbeiter desselben Gewerbes in einer Stadt oder in einem Bezirk unter gemeinsamer Haft zusammentreten, um sich ihre Rohstoffe, — z. B. also die Schuhmacher ihr Leder — gemeinschaftlich in größeren Mengen aus erster Hand zu verschaffen. Sie erlangen damit die Vortheile des Großbetriebs, denn da die Arbeit der vielen Zwischenhändler wegfällt, so wird eine Ursache der Vertheuerung entfernt.“

„Das sind doch,“ meinte Andreas, „erfreuliche Beweise für die fortschreitende Einsicht der Arbeiter.“

„Allerdings, Andreas. Ich bin mit den Beispielen über die Fortschritte des Genossenschaftswesens aber noch nicht zu Ende. Es sind auch schon Versuche mit der genossenschaftlichen Produktion, namentlich in Frankreich in der Weise gemacht worden, daß mehrere Handwerker zu gemeinschaftlicher Arbeit und deren Verwerthung in einem oder mehreren gemeinschaftlichen Räumen sich vereinigten. Daß auch auf diesem Weg Ersparnisse erzielt werden, liegt auf der Hand, denn die Miethung, Heizung, Beleuchtung und Instandhaltung der Werkzeuge eines Raumes für 50 Arbeiter wird nicht so viel kosten, als diese Kosten bei 50 kleinen Werkstätten zu-

---

zimmer und ihre Bibliothek haben, Laden an Laden, Spezerei- und Kurzwaarenmagazine, drei Schuhmacher-, fünf Metzgerläden (welch' letztere im Jahr 1861 539,861 Pfd. Fleisch absetzten), und alle diese Anstalten sind Eigenthum der Gesellschaft; diese blieb hiebei aber nicht stehen. Der Schlußstein zu ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit fehlte noch. Sie erwarb sich daher mit ihren gewonnenen und ersparten Kapitalien, die jetzt auf mehr als eine Million Thaler angewachsen sind, erst eine Kornmühle, die bedeutenden Nutzen abwarf, und errichtete später eine genossenschaftliche Spinnerei.

sammen betragen würden. Die so vereinigten Arbeiter werden überdies bald zu einer Arbeitstheilung übergehen, und sind es z. B. Schneider, so wird Einer für Alle zuschneiden, ein Anderer anmessen, ein Dritter geht zu den Kunden zum Anprobiren ꝛc."

„Das mögen sie in großen Städten so halten," sagte der Schneider Erdmann. „Von allen diesen Vortheilen zieht aber der kleine Arbeiter auf dem Lande keinen Nutzen."

„Auch dem kleinen Arbeiter," erwiederte der Doktor, „kommt eine der genossenschaftlichen Anstalten der Neuzeit zu Hilfe. Es sind dies die Vorschuß- und Kreditvereine oder Arbeiterbanken. Kleinen Gewerbsleuten ist es oft sehr erschwert, auch nur auf kürzere Zeit Kredit zu finden, und gelingt es ihnen, so geschieht es unter drückenden Bedingungen."

„Davon wissen wir zu sagen," ließen sich mehrere Stimmen hören.

„Diesem Mißstand," fuhr der Doktor fort, „sollen diese Arbeiter- oder Handwerkerbanken entgegenwirken. Auch hier aber sind verschiedene Wege eingeschlagen worden. Einige dieser Anstalten haben das nöthige Kapital durch Unterstützungen von Seiten der reicheren Klassen aufgebracht; diese gediehen aber weniger, als die von den Arbeitern selbst unter gemeinsamer Haft begründeten. Bei einer Art der letzteren haben sich die Mitglieder mit Aktien in kleineren Beträgen zu betheiligen; andere machten ihre Mitglieder zu monatlichen Beiträgen von 1 oder 2 Silbergroschen, oder in Süddeutschland von 6 oder 12 Kreuzern und zu Eintrittsgeldern, (letztere für den Reservefonds bestimmt) verbindlich. Diese kleinen Monatsbeiträge wurden den Mitgliedern alsdann, sobald sie die Höhe von einigen Gulden oder Thalern erreicht hatten, verzinst, was die Folge hatte, daß in solchen Vereinen viele früher in die Sparkassen gewanderten Ersparnisse eingelegt wurden. Aus dem angesammelten Kapital wurden nun dem Darlehen suchenden Genossen gegen Zinsentrichtung nach niederstem und höchstem Betrag bestimmte Vorschüsse gemacht, für welche ein Bürge zu stellen war. Die Rückzahlung des Darlehens aber sollte in mäßigen Fristen, nach einzelnen Statuten z. B. vier Wochen nach Empfang, in wöchentlichen kleinen Abschlagszahlungen in der Weise beginnen, daß in bestimmter Zeit (etwa einem halben Jahr) Kapital sammt Zinsen, nebst einem kleinen Zuschlag sich wieder getilgt fände. Den Zinssatz für die kleinen Anlehen stellten nun zwar die meisten Banken etwas höher, als der gewöhnliche Landeszinsfuß; es waren aber die Mitglieder, welche nicht mehr wie bei früheren Geldverlegenheiten wucherischen Bedingungen preisgegeben waren, damit um so eher

einverstanden, als der Reingewinn der Bank, die Dividende, selbst wieder ihren Mitgliedern zufloß."

„Ihr werdet begreifen, welchen Vortheil diese Banken den kleinen Handwerkern und Arbeitern gewähren; denn mit dem eingeräumten Kredit war für sie die Schranke gebrochen, welche sie von der Konkurrenz mit dem Großbetrieb ausschloß."

„Ist denn alles das," fragte Leonhard, „ohne Anordnung und Beistand der Regierungen vor sich gegangen."

„Es freut mich, dir erwiedern zu können, Leonhard, daß die Regierungen dabei kein Verdienst haben, als daß sie der Entfaltung des Genossenschaftswesens keine Hindernisse entgegenstellten, und daß sie das freie Versammlungsrecht, das Recht Vereine zu bilden, gestatteten. Der Gemeingeist unter den Arbeitern ist die Schule, aus welcher diese Anstalten hervorgingen, und häufig ist es Rath und That der Arbeitgeber, der ihnen dabei Unterstützung verlieh. Es führt mich dies zur Besprechung einer weitern Vorsorge, welche die neuere Zeit zum Besten der arbeitenden Klassen getroffen hat. Neben den übrigen Lebensbedürfnissen bleiben immer die Wohnungen eine schwer zu beschaffende Nothwendigkeit. Unsere hiesigen Fabrikarbeiter haben dankbar anzuerkennen, daß ihnen die Herren Schwarz und Busch in freundlichen Häuschen gegen eine mäßige Miethe gesunde und geräumige Unterkunft bereitet haben. Nicht überall begegnet man aber der gleichen Willfährigkeit. Hier treten nun häufig Baugesellschaften in das Mittel, welche derlei Wohnungen auf das Zweckmäßigste herstellen, und nicht nur billig vermiethen, sondern gegen eine kleine Erhöhung der jährlichen Miethpreise dem Arbeiter Gelegenheit geben, sich im Laufe von 15 oder 16 Jahren das von ihnen bewohnte Häuschen als Eigenthum zu erwerben. Daß auch selbst die Arbeiter mit ihren angesammelten Kapitalien im Stand sind, sich in dieser Richtung gegenseitig Hilfe zu leisten, habt ihr an dem Beispiel der Weber von Rochdale gesehen."

„Noch immer sind wir aber nicht am Ende mit Aufzählung der Anstalten, durch welche die arbeitenden Klassen, und zwar mit eigener Kraft, die Verbesserung ihrer Lage sich zur Aufgabe gemacht haben. Es versteht sich, daß Länder mit weiter entwickelter Industrie und von größerer Geschlossenheit, wie England und Frankreich, uns hierin überflügelt haben. Von großartiger Ausdehnung sind in England die friendly societies (freundschaftliche Verbindungen), nicht minder bedeutend in Frankreich die Caisses de retraite pour la vieillesse (Altersunterstützungskassen), die

sociétés de secours mutuel (Gesellschaften zu gegenseitiger Hilfleistung), und so wären noch viele zu nennen.“

„Rechnen wir nun noch dazu die jetzt fast bei allen größeren Fabriken meistens unter Selbstverwaltung der Arbeiter errichteten Hilfskassen, bei welchen sich die Genossen der Anstalt durch monatliche geringe Beiträge in Krankheitsfällen den Anspruch auf ein Feiergeld, da und dort selbst auf kostenfreie Behandlung des Arztes und freie Arznei, im vorgerückteren Alter auf Unterstützungen und in Todesfällen auf einen Beitrag zu den Beerdigungskosten erwerben, so werdet ihr mir eingestehen müssen, daß die Verbesserung der Lage der Arbeiter große Schritte vorwärts gethan, und daß ihr Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit nach Zweck und Mitteln, sich auf das Erfreulichste entwickelt hat.“

„Man hörte früher oft sagen, die große Industrie unseres Zeitalters schaffe ein Proletariat, welches umsonst gegen die wachsende Macht des Kapitals ankämpfe. In dem Genossenschaftswesen liegt ein Mittel, dieser Macht Widerstand zu leisten; allein es erfordert Ausdauer und — namentlich das letzte Ziel: die Vereinigung der Arbeiter zu eigenen größeren Industriegeschäften, führt zu Schwierigkeiten, welche zu besprechen ich unserer nächsten Zusammenkunft vorbehalten will.“

Sechsundzwanzigste Unterhaltung.

Ueber das letzte Ziel des Genossenschaftswesens: die Errichtung eigener größerer Industriegeschäfte; über Betheiligung der Arbeiter an dem Gewinn der Fabrikbesitzer.

Mit Verwunderung hatten des Doktors Zuhörer in der letzten Unterhaltung vernommen, wie viel die schaffende Thätigkeit, welche sie unter dem Namen des Genossenschaftswesens hatten kennen lernen, in den Industrieländern England, Frankreich, Belgien und Deutschland schon geleistet habe. Man sah ein, welch’ große Zukunft in der gehörigen Entwicklung dieser, die Zeit bewegenden Idee für die Verbesserung unserer gesellschaftlichen Zustände liege, und die Frage, ob sich keine der Gestaltungen dieser Genossenschaften auf die Verhältnisse von Schönfeld anwenden ließe, hatte

in den letzten zwei Wochen viele Besprechungen unter der Bevölkerung veranlaßt.

Heute erklärte der Doktor, die in der letzten Versammlung berührte Frage der genossenschaftlichen Führung eigener größerer gewerblicher Geschäfte mit den eigenen Mitteln und Kräften der Arbeiter zum Gegenstand der Erörterung nehmen zu wollen.

Ungeduldig unterbrach ihn jedoch Leonhard:

„Dieser Sache, Herr Doktor, ist, wie ich glaube, eine große Rolle in der Gesellschaft vorbehalten."

„Täusche dich nicht, Leonhard," erwiederte Herr Auer; „es könnte sein, daß die schöne Idee, wie es oft geht, an den Schwierigkeiten erliegt."

„Es liegt freilich etwas Verführerisches in dem Gedanken, daß es bei der Wahl der rechten Mittel in der Macht der Arbeiter stehe, den Nutzen, welchen große Fabrikbesitzer von ihren Geschäften ziehen, selbst in Empfang nehmen zu können. Da hört man von 25,000 — von 50,000 fl. Reingewinn sprechen, welchen diese oder jene Fabrik abwerfe. Aber ist denn dieser Gewinn nicht abhängig von dem Kapital und der Arbeiterzahl, welche die Fabrik beschäftigt? Angenommen eine Fabrik mit 1000 Arbeitern wirft durchschnittlich 25,000 fl. ab, welche man als Nutzen unter die Arbeiter vertheilen würde, wie viel bleiben dabei für den Einzelnen?"

„Nun es wären immer 25 fl.," erwiederte Leonhard, „und das ist doch für einen Arbeiter eine schöne Summe; vielleicht ist der Gewinn aber auch größer."

„Laß ihn das Doppelte betragen, Leonhard, so macht dies auf den Tag etwas über acht Kreuzer für den Einzelnen. Das ist viel und wenig; es ist wenig, wenn Krisen eintreten, wie wir eine erlebt haben, und der Arbeiter soll von seinem Lohne opfern."

„Solche Ereignisse," erwiederte Leonhard, „sind aber selten; im Allgemeinen werden bei genossenschaftlicher Fabrikation weniger Verluste vorkommen. Eine Association unter Arbeitern wird sich von falschen Spekulationen, und wird sich wohl auch von der maßlosen Konkurrenz nicht so mit fortreißen lassen, wie die Kapitalisten."

„Glaubst du, Leonhard? Ich im Gegentheil bin der Meinung, in der vielköpfigen Genossenschaft werden, wie man dies ja in jeder größeren Versammlung erleben kann, eine Menge von Ansichten auftauchen, und es werden manche Fehler zu Verlusten führen, welche bei einer einheitlichen Leitung nicht vorkommen würden. Von den genossenschaftlichen Werkstätten, die wir unlängst besprochen haben, sind schon viele wegen Uneinigkeit der

Theilhaber wieder eingegangen. Welche Gewähr glaubst du für den Bestand größerer gewerblicher Unternehmungen in den Händen einer Genossenschaft in Anspruch nehmen zu können?"

„Jedenfalls," fiel Andreas ein, „wäre die leidige Konkurrenz nicht vorhanden, welche sich jetzt unsere Fabrikherren machen und deren Opfer wir sind."

„Du glaubst, ihr seid Opfer der Konkurrenz, Andreas, und doch ist es gerade diese, welche eure Löhne auf höherem Stand erhält, wie wir ja früher besprochen haben. Warum aber soll das Genossenschaftswesen die Konkurrenz aufheben? Dies würde voraussetzen, daß irgend eine riesenhafte Genossenschaft von Arbeitern einen Industriezweig ganz in Besitz nähme, und als allein berechtigte ausüben wollte. Dann würden die Konsumenten allerdings ganz von der Willkür der Producenten abhängen. Wäre das möglich und wünschenswerth?"

„So verstehen wir es auch nicht," erwiederte Leonhard, „es dürfte keine zwangsweise Vereinigung aller Arbeiter desselben Gewerbes sein, sondern wir wollen blos von freiwilligen, keine Beherrschung des Publikums in Anspruch nehmenden Genossenschaften sprechen."

„Dann," erwiederte der Doktor, „habt ihr es auch mit derselben Konkurrenz zu thun; der Unterschied bestände nur darin, daß sich jetzt Genossenschaften statt Personen Konkurrenz machen, die Wirkung wäre also dieselbe, nur noch schlimmer; denn bei dem Wesen der Genossenschaft würde sich der Lohn des Arbeiters mit dem Nutzen des Fabrikherren vermischen, und die Konkurrenz mithin auf Herabdrückung des einen mit dem andern hinarbeiten."

„Auch die Arbeiter wollen doch, wenn sie genossenschaftliche Gewerbe betreiben, dem Publikum den Nutzen daraus nicht zukommen lassen. Sie wollen in den Gewinn eintreten, den bisher die Kapitalisten bezogen haben."

„Allerdings, Herr Doktor."

„Gut, dann wird sich auch an der Produktion, wie sie gegenwärtig eingerichtet ist, nicht viel ändern lassen. Nur mit den jetzigen großen Anstalten und kostbaren Maschinen lassen sich Erzeugnisse in solcher Wohlfeilheit herstellen, daß sie auch den weniger bemittelten Klassen zu statten kommen. Wenn ich daher auch die Möglichkeit einsehe, daß sich für den Betrieb kleinerer Industrieen, welche ein schwaches Kapital und eine geringere Arbeiterzahl erfordern, Genossenschaften bilden, so erscheint mir dies unausführbar für jene großen Anlagen, welche so mächtige Kapitalien voraussetzen, und doch sind es gerade diese, welche die meisten Klagen her-

vorrufen, und mit ihrer glänzenden Außenseite den Arbeitern am begehrlichsten erscheinen."

„Aber, Herr Doktor," fragte Leonhard, „könnte denn da nicht der Staat mit Kapitaldarlehen in's Mittel treten?"

„Der Staat, Leonhard, das sind wir Alle. Ich habe euch ja schon mehreremale gesagt, daß der Staat nur der Kassier ist, welcher die Steuern einzieht und verwaltet. In diesem Fall würdest du einfach verlangen, daß Diejenigen, welche verdrängt werden sollen, dazu auch noch auf dem Wege der Steuer theilweise die Mittel zu liefern haben. Wäre das billig?"

„Auf welche Weise," fragte Leonhard, „soll dann aber das große erforderliche Kapital herbeigeschafft werden?"

„Wie anders," erwiederte der Doktor, „wenn ihr nicht überhaupt vor der Schwierigkeit zurückschreckt, als durch festes Zusammenhalten der Arbeiter, durch die beharrlichste Sparsamkeit, und durch die Mittel, wie wir sie bei den Webern von Rochdale haben kennen lernen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und wer in eine solche Genossenschaft eintreten will, muß sich auch seiner Verpflichtung bewußt sein."

„Es hat damit eine andere Bewandniß, als mit der Lohnarbeit. Bei einem genossenschaftlichen Betrieb ist das Gedeihen die Gewissenssache eines Jeden. Nicht die Hände allein, auch die Gedanken und Einsichten müssen dem Vortheil der Sache mit Entsagung jeden Eigennutzes gewidmet sein, und doch läßt sich ein Erfolg kaum denken, ohne einen leitenden Kopf, dem sich die Andern unterordnen; ein geschickter Geschäftsführer ist aber eben so schwer zu finden, als zu halten, denn belohnt man ihn reich, so gibt es Anlaß zu Eifersucht, wenn nicht, so wird er eine andere Stellung, in der er nicht der Sklave von 500 stimmberechtigten Mittheilhabern ist, suchen und leicht finden."

„Eine Schwierigkeit wird dann auch noch in der Art der Betheiligung bei dem Geschäft liegen. Sollen Alle das gleiche Kapital einlegen, oder läßt man die Theilhaber mit verschiedenen Kapitalien zu? Wie und wann vertheilt man den Gewinn? denn manche werden den Verkauf nicht abwarten können. Wie bestimmt man ferner die Löhne? Denn die Arbeit aller Genossen hat nicht den gleichen Werth. Oder wollt ihr eine Gleichheit der Löhne?"

„O nein, Herr Doktor," rief Leonhard; „da müßten die Fleißigen ja für die Faulen arbeiten."

„Du hast Recht, Leonhard; aber darin gerade liegt ein Hauptanstand der Genossenschaften unter Arbeitern. Die Trägen drängen sich gerne hinzu, weil sie in der Verbindung gemächlicher glauben leben zu können, während

die Arbeitsamen und Talentvolleren immer gern in Unabhängigkeit ihre eigenen Wege gehen werden. In der Genossenschaft wird die Ungleichheit der Löhne immer Anstände veranlassen. Wenn ihr euch das Alles vergegenwärtigt, so werdet ihr mir zugeben, daß der genossenschaftlichen Großindustrie Schwierigkeiten in Menge entgegenstehen. Ich will, indem ich sie euch aufzähle, übrigens keineswegs den Stab darüber brechen; aber zeigen wollte ich euch, wie zwischen einer Idee und ihrer Ausführung oft noch ein weiter und mühsamer Weg liegt."

„Es mag sich Alles so verhalten," erwiederte Leonhard. „Da aber, wie Sie uns selbst erzählt haben, schon Beispiele vom Gelingen solcher Unternehmungen vorliegen, so gebe ich die Hoffnung, daß diese Angelegenheit eine Zukunft habe, noch nicht auf."

„Ich möchte aber noch eine Frage stellen. Was, Herr Doktor, sind Ihre Ansichten über eine Association zwischen den Fabrikbesitzern und ihren Arbeitern? Ich meine eine Verbindung, wonach der Fabrikherr alljährlich nach bestimmten Verhältnissen den Nutzen mit seinen Arbeitern theilt."

„Vor allen Dingen," erwiederte der Doktor, „muß ich bemerken, daß eine wahre Association eine Theilnahme am Verlust gerade so gut, wie am Gewinn voraussetzen würde, worauf wohl die Arbeiter weder eingehen könnten, noch wollten. Sodann würde sie noch bedingen, daß die Arbeiter bei der Führung des Geschäfts ebenfalls ihre Stimme hätten."

„Ganz wohl," meinte Leonhard, „sollte denn dies Anstände haben?"

„Allerdings," gab der Doktor zur Antwort; „denn mitzustimmen hat nur der, welcher die ganze Verantwortung für den Erfolg mitträgt. Es gibt indessen allerdings eine Art von Genossenschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, bei welcher die letzteren nur gewinnen, aber nicht verlieren können, und die auch für die Arbeitgeber nur gewinnbringend ist. Es sind dies die Gewinnantheile, welche den Arbeitern bei gewissen Leistungen als Prämien zugestanden werden. Seine Betriebskosten zu vermindern, ist für den Fabrikanten eine Sache von großer Wichtigkeit. Bei geschärfter Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Arbeiter läßt sich an Zeit und Stoffen viel ersparen, und die Prämien können daher in Anwendung kommen, wenn sich der gewöhnliche Ausschuß an fehlerhaftem Fabrikat vermindert, wenn sich die Produktion aus dem Rohstoff erhöht, wenn mit weniger Brennmaterial die gleiche Menge Waaren, wie früher hergestellt wird und dergleichen mehr. In solchen Fällen theilt der Fabrikant gerne den entstehenden größeren Nutzen mit seinen Arbeitern, und es knüpfen sich dadurch die Bande des gegenseitigen Vortheils fester."

„Es liegt überdies in dieser Einrichtung ein sittlicher Gewinn, welchen ich noch über den materiellen setze."

„Ist auch die Zulage, welche der Arbeiter dadurch gewinnt, meist nicht von großem Belang, so trägt sie doch sehr wesentlich dazu bei, den Arbeiter an Genauigkeit, Ordnung, Regelmäßigkeit, Sorgfalt, Aufmerksamkeit zu gewöhnen, und das Gefühl in ihm zu erhalten, er arbeite mit für sich selbst."

Jetzt ergriff Herr Schwarz das Wort.

„Schon einige Zeit," sagte er, „beschäftigt uns und die Arbeiter die Frage über das Genossenschaftswesen. Die verschiedenen Anstalten, welche Sie uns nannten, Herr Doktor, auf die hiesigen Verhältnisse in Anwendung zu bringen, wird mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein. Dagegen finden wir in der soeben besprochenen Form der Gewinnantheile zwischen Fabrikbesitzern und Arbeitern ein Mittel für die Verbesserung der Lage unseres Arbeiterpersonals, welches sich anstandslos wird vollziehen lassen. Wir behalten uns daher vor, den letzteren in dieser Beziehung Vorschläge zu machen, und sind überzeugt, daß sich auch Herr Bleicher und seine Kollegen zu ähnlichen Vorschlägen für ihre Hammerwerke herbeilassen werden."

„Mit allem Vergnügen," gab Herr Bleicher zur Antwort. Beide ersuchten hierauf den Doktor, den weiteren Berathungen hierüber anzuwohnen, was dieser mit Bereitwilligkeit zusicherte.

Siebenundzwanzigste Unterhaltung.

Wohlthätigkeitsanstalten überhaupt als Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen.

Die letzten 14 Tage hatten die Arbeiter Schönfelds in freudige Aufregung versetzt; denn schon den zweiten Morgen nach der letzten Zusammenkunft hatten die Fabrik- und Hammerwerkbesitzer ihren Arbeitern in Betreff von Arbeitsprämien Eröffnungen gemacht, welche fortan eingeführt werden sollten. Sie bestanden in Gewinnantheilen bei erhöhter Fabrikation durch bessere Ausnützung der Zeit, bei Ersparnissen an den Rohstoffen und an Brennmaterial, sowie bei Verminderung des Ausschusses 2c. Die Bestimmungen darüber waren bereits in den Arbeitslokalen angeschlagen.

Jetzt sahen die Arbeiter ihre Werkstätten mit anderen Augen an; sie waren nun so zu sagen Mittheilhaber der Geschäfte geworden.

„Meine Freunde,“ hob Herr Auer bei Eröffnung der heutigen Versammlung an, „ich brauche euch nicht zu sagen, wie befriedigt ich von den neuesten Vorgängen bin. Sie bilden mir einen erwünschten Schluß zu den Unterhaltungen, in welchen ich euch über die wichtigsten Fragen der Volkswirthschaft zu belehren gesucht habe.“

„Wie, Herr Doktor, Sie sprechen von einem Schluß,“ fragten Leonhard, Andreas und mehrere Andere; „werden Sie denn diese Unterhaltungen nicht fortsetzen?“

„Wenigstens glaube ich,“ erwiederte der Doktor, „eure Einsicht in das Wesen der Volkswirthschaft und ihre große Bedeutung für unsere Zustände so weit gefördert zu haben, daß wir fernere Besprechungen über diesen Gegenstand unterlassen können.“

„Für heute bleibt mir aber zu dem Inhalt unserer letzten Unterhaltung noch einiges nachzutragen. Es ist mir daran gelegen, daß euch die ganze Größe, der ganze Umfang dessen, was bei dem heutigen Zustand der Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen schon gethan ist, zur Anschauung gebracht werde.“

„Die Menschenfreundlichkeit und das Bestreben, die natürlichen Ungleichheiten in der Gesellschaft, wenn nicht auszugleichen, doch zu mildern, haben von alten Zeiten her nach zweierlei Richtungen eine vielseitige Thätigkeit hervorgerufen:

in Fürsorge für die, den Leiden und der Armuth bereits Verfallenen und

in Fürsorge zur Abwendung des Elends.“

„Beide boten der Wohlthätigkeit ein weites Feld. Ich käme nicht zu Ende, wenn ich euch alle in den gesitteten Ländern bestehenden Anstalten von Seiten des Staats, der Gemeinden und Privatleute zur Hilfe für die Armuth und das Leiden aufzählen wollte.“

„Um euch aber zu zeigen, wie ungerechtfertigt es ist, immer nur von der Selbstsucht der Besitzenden zu sprechen, und wie viel Kapital, wie viel angesammelte Arbeit früherer Zeiten für diese Zwecke verwendet wurde, und Tag für Tag verwendet wird, wollen wir doch einige dieser Anstalten besprechen.“

„Da haben wir in erster Linie die Hospitäler für die Kranken. Ihr glaubt nicht, von welcher Ausdehnung dieser Zweig der Fürsorge für das Leiden ist. Vergleichende Erhebungen aus dem vielstaatigen Deutschland über seine Wohlthätigkeitsanstalten zusammen zu bringen, ist schwer. In

der Ueberzeugung, daß wir unsern Nachbarn in Hinsicht auf werkthätige Menschenliebe nicht nachstehen, führe ich euch an, daß in Frankreich bei 37 Millionen Einwohnern über 1300 öffentliche Spitäler mit einem Einkommen von 55 Millionen Franken und 125,000 Betten bestehen, und daß daselbst alljährlich über 400,000 Kranke meist unentgeltliche Verpflegung finden."

„Ist dies möglich?" riefen mehrere Anwesende mit Verwunderung.

„Ja, so viel, meine Freunde, thut die Gesellschaft zum Besten der Armuth nur allein in dieser Richtung. Neben den Krankenhäusern ist dann aber von Seiten des Staates durch die Aufstellung von Armenärzten Fürsorge getroffen, daß auch solche arme Leute unentgeltliche ärztliche Berathung finden, welche vorziehen, unter der Verpflegung ihrer Angehörigen zu verbleiben."

„Zu diesen gehöre ich auch," rief Gotthard. „Mir ist mein schlechtes Lager zu Hause lieber, als das beste Bett im Spital."

„Selbständigkeit," erwiederte der Doktor, „ist allerdings in allen Lagen des Lebens lobenswerth, und daß die Spitäler schon hie und da die Familienbande gelockert haben, läßt sich nicht leugnen. Aber wie viele arme Kranke haben eben keine Familie, welche für sie sorgt, und für diese ist die treffliche Verpflegung in den Krankenhäusern eine große Wohlthat."

„Außer den Spitälern für Kranke haben wir aber auch solche für Alter und Gebrechlichkeit, welche in manchen Gemeinden nur zu freigebig ausgestattet sind."

„Wie so zu freigebig?" fragte Flicker. „Kann denn die Wohlthätigkeit je zu viel thun?"

„Ja wohl," fuhr der Doktor fort, „wenn sie, wie das oft geschieht, die Sorglosigkeit und den Leichtsinn begünstigt, wenn sie, statt in schwierigen Verhältnissen die Thätigkeit anzuspornen, die Trägheit befördert, welche nach sorgloser Verschwendung in solchen Spitälern immer noch eine Zuflucht weiß und findet. Schon manche Stadt hat es erlebt, daß durch zu reiche Stiftungen der Wohlthätigkeit ihre Sitten untergraben wurden. Auch zu reichliches Almosengeben führt ja oft zu sittlichem Verderben. Daß aber die Wohlthätigkeit überhaupt, obschon so häufig von Einzelnen mißbraucht, nicht ermüdet und erlischt, ist ein Beweis, wie tief im Allgemeinen bei den Besitzenden der Wunsch und das Bestreben wurzelt, die Ungleichheiten in Vertheilung der Glücksgüter nach Möglichkeit auszugleichen. Wie die Gesellschaft für die Erziehung armer elternlos gewordener Kinder mit Waisenhäusern eintritt, wie sie eigene Anstalten unterhält für Blinde, Taubstumme, für

Kretinen ꝛc., ist euch Allen bekannt. Das vorhandene Elend zu mildern, bestehen da und dort Speise= und Bekleidungsvereine, Vereine für verschämte Hausarme ꝛc., und treten größere Nothstände ein, so bilden sich alsbald, wie ihr schon erlebt habt, besondere Vereine und Gesellschaften, welche mit größter Hingebung den Leiden zu steuern suchen. Nun aber erst die vorsorglichen Anstalten zur Abwendung von Armuth und Elend."

„Da stehen in erster Linie die Sparkassen. Besseres konnte der Wohlthätigkeitssinn nicht erschaffen, um den arbeitenden Klassen Mittel und Wege an die Hand zu geben, vermöge deren sie sich zu einer besseren Lage empor zu arbeiten, aus der Besitzlosigkeit zu Eigenthum, aus dienender Stellung zur Selbständigkeit emporzusteigen im Stande sind. Ich habe euch schon an Beispielen gezeigt, wie mit täglichen kleinen Ersparnissen, welche man, so lange man jung und ohne Familie ist, diesen Anstalten zuträgt, der Grund zu einem kleinen Vermögen gelegt werden kann, so daß man dann in reiferen Jahren in der Lage ist, sich ein eigenes Häuschen, ein Stück Feld, kurz einen Besitz zu erwerben."

„Mit Sparsamkeit, Arbeit und Ordnung stehen Jedem in gegenwärtiger Zeit die Wege zum Wohlstand und zur Selbständigkeit offen. Wie unbegründet die Klagen sind, daß die große Industrie die kleinen Leute nicht aufkommen lasse, kann ich euch durch ein Beispiel aus dem größten der Industriestaaten, aus England, belegen. Dort hat man in einer der großen Fabrikstädte, zu Bradford, Untersuchungen über die Betheiligung des Arbeiterstandes an den Spinnereien und Webereien des Ortes angestellt, und gefunden, daß von 138 Fabriken dieser Gattung 74 Eigenthümern zugehören, welche aus dem Arbeiterstand hervorgegangen sind."

„Ist es möglich?" ließen sich mehrere Stimmen hören.

„Eine der ersten Stellen," fuhr der Doktor fort, „nehmen alsdann unter den der Armuth vorbeugenden Anstalten diejenigen für die Erziehung verwahrloster Kinder ein. Armuth und Hang zum Nichtsthun führen viele Familien zu einem unsteten Vagabundenleben. Kinder solcher Eltern der Verwahrlosung zu entziehen, vom Wege des Lasters abzulenken, ist der eben so menschenfreundliche als für die Gesellschaft nützliche Zweck dieser Vereine. Die Zurückführung zu sittlichem Lebenswandel setzen sich wieder andere Vereine für entlassene Strafgefangene, für gefallene Mädchen ꝛc. zur Aufgabe."

In größeren Städten gewähren Leih= und Pfandhäuser in dringenden Fällen, wie z. B. der Erkrankung des Nährvaters, durch Versatz eines entbehrlichen Besitzes oft eine sehr erwünschte Hilfe, und wenn sie allerdings oft auch dem Leichtsinn Vorschub leisten, so dürfen wir sie doch zu den An=

stalten rechnen, welche in menschenfreundlicher Fürsorge augenblicklicher Noth die Hand bieten."

„Wir haben schon von den Hilfsvereinen unter den Arbeitern einer und derselben gewerblichen Anstalt gehört. Aehnlich in ihrem Zwecke, aber auf größere Gruppen der Gesellschaft ausgedehnt, sind die Vereine zur gegenseitigen Hilfeleistung; mittelst monatlicher kleiner Beiträge erlangt man in Krankheitsfällen Ansprüche nicht nur auf unentgeltliche ärztliche Berathung und freie Verabreichung von Arzneien, sondern auch, wenn der Hausvater der Erkrankte ist, auf eine dessen täglichem Verdienst entsprechende Unterstützung."

„Das finde ich für unsere Verhältnisse besonders zweckmäßig," meinte Moritz. „Kann denn ein solcher Verein nicht überall begründet werden?"

„Allerdings," erwiederte der Doktor; „hierzu bedarf es keiner großen Stadt, und ich habe mit dem Herrn Schultheißen bereits die Statuten zu einem solchen Verein in Schönfeld ausgearbeitet. Wir wollen damit im kommenden Jahr einen Versuch machen."

„Da treten wir gerne bei," hieß es von allen Seiten.

„Wir sind," fuhr der Doktor fort, „mit den Anstalten aber noch nicht zu Ende, welche den Unbemittelteren über die schweren Lebenssorgen hinweghelfen sollen. Wie manchem Hausvater ist der größte Kummer seines Lebens die Furcht, bei einem jähen Tod seine Familie in Hunger und Elend zu hinterlassen. Auch für solche Fälle hat der Wohlthätigkeitssinn in den Lebensversicherungsgesellschaften ein Auskunftsmittel erdacht."

„Diese Gesellschaften oder Banken übernehmen gegen einen jährlich zu entrichtenden Beitrag die Verpflichtung, den Familienangehörigen oder andern Personen, für deren Unterhalt gesorgt werden soll, bei eintretendem Todesfall des Versicherten einen, sich nach der Einlagssumme richtenden, vorausbestimmten Betrag auszubezahlen. Es liegen diesen Anstalten sorgfältig ausgeführte Berechnungen über die Sterblichkeitsverhältnisse zu Grund, aus welchen sich als Grundsatz ergibt, daß der jährliche Beitrag, durch den man seinen Hinterlassenen nach früher oder später eintretendem Tode die Auszahlung einer gewissen Summe sichern will, sich nach dem Alter des Beitretenden bemißt. Bei einer einfachen mit dem Tode des Mitglieds abschließenden Versicherung kann die Stufenleiter des jährlichen Beitrags — 100 fl. als Versicherungssumme angenommen — z. B. folgende sein: beim Beitritt im 20. Jahr 1 fl. 13 kr., im 30. 1 fl. 28, im 40. 1 fl. 50 kr., im 50. 2 fl. 44 kr., im 60. 4 fl. 14 kr. Es versteht sich, daß im Fall der Tod des Mitgliedes auch schon in den nächsten Tagen nach seinem

Eintritt erfolgt, das Kapital doch ausbezahlt werden muß; erreicht dieses Mitglied ein hohes Alter, so wird dagegen allerdings die Bank durch die seitherige Benützung seiner Einlagen mehr von ihm bezogen haben, als sie bei seinem Tode auszubezahlen hat. Allein dies ist kein Grund zur Beschwerde; denn mit demselben Recht könnte sich Jemand darüber beklagen, daß er sein Haus lange Jahre gegen Feuer versichert habe, ohne daß es ihm abgebrannt sei."

„Ihr werdet zugeben, daß es bei einiger Sparsamkeit leicht ist, den jährlichen Beitrag zu einer solchen Lebensversicherung aufzubringen, viel leichter, als selbst ein Kapital anzusammeln, und daß man dabei der Gefahr überhoben ist, wegzusterben, bevor man die gleiche Summe zurückgelegt hat."

„Wenn so etwas," meinte Gotthard, „in meinen jungen Jahren schon bestanden hätte, so wären mir viele Sorgen für die Zukunft meiner Familie erspart geblieben."

„Ich habe euch hier," fuhr der Doktor fort, „nur eine und zwar die einfachste Form angeführt, unter welcher derlei Banken Versicherungen auf das Leben von Menschen ausstellen. Die Veranlassungen und Anwendungen sind aber sehr verschiedener Art. So kann eine derartige Versicherung z. B. in Ländern, wo die Freizügigkeit noch nicht zum Gesetz erhoben ist, in dem Fall einen willkommenen Ausweg darbieten, wenn eine Gemeindebehörde die Verehelichung oder Niederlassung eines Mannes beanstandet, weil die Ernährung seiner Familie lediglich auf seiner Arbeitskraft beruht, so daß nach seinem Tode die Familie der Gemeinde zur Last fiele. Der Betreffende braucht sich dann nur in der Höhe der von ihm angeforderten Sicherheitsleistung bei einer Lebensversicherungsgesellschaft durch einen kleinen jährlichen Beitrag einzukaufen."

„Ich will noch einen Fall erwähnen. Irgend ein armer Bauer oder Arbeiter hat einen talentvollen Sohn, dessen Begabung und eigener Trieb dringend dazu auffordern, ihn höhere Bildungsanstalten besuchen zu lassen. Die Eltern aber sind arm, dagegen sind Verwandte da, welche die Studienkosten bis zu dem Zeitpunkt vorstrecken würden, wo der Studirende selbst in die Lage kommt, das vorgeschossene Geld wieder heimzahlen zu können. Die Verwandten haben aber das Bedenken, ein frühzeitiger Tod könnte die Heimzahlung vereiteln. Auch hier wird ihnen Sicherheit durch die Lebensversicherung geboten. Aehnliche Fälle gibt es in Menge, und da diese Anstalten meistens auf Gegenseitigkeit beruhen, so vertheilen sie überdies ihre Geschäftsgewinne (hie und da bis zu 40 Procent) wieder unter ihre Mitglieder."

„Rechnen wir nun dazu alle die Versicherungsgesellschaften gegen Feuersgefahr für Gebäude und Hausrath, gegen Verluste auf der See, gegen Hagelschlag, gegen Viehseuchen ꝛc., so werdet ihr mit mir den Umfang dessen bewundern, was die Menschenliebe und höhere Gesittung unseres Zeitalters für das allgemeine Beste erdacht und in Vollzug gesetzt hat, und euch überzeugen, daß je mehr die Gesittung vorschreitet, desto mehr auch die Ungleichheiten in der Gesellschaft verschwinden. Hilfsquellen aller Art sind eröffnet, um allen Gliedern der Gesellschaft ihr Geschick zu erleichtern; die größte derselben habe ich euch aber noch nicht einmal genannt."

„Welche wäre dies?" riefen Mehrere.

„Der Unterricht!" gab der Doktor zur Antwort. „Der Unterrricht, meine Freunde, das ist, wie die Grundlage, so die Krönung des Ganzen. Erst wenn die Bildung alle Klassen der Bevölkerung durchdringt, ist die Gleichheit vor dem Gesetz kein leeres Wort mehr. Wer Bildung und Kenntnisse hat, dem stehen alle Wege offen; mit festem Willen und Beharrlichkeit ist ihm Alles erreichbar. Nicht Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen allein verdankt man dem Unterricht; er entwickelt überhaupt den Verstand, schließt den Geist auf, setzt die Fähigkeiten in Thätigkeit, führt uns zu Nachdenken und Ueberlegung; er lernt uns die Dinge beobachten, beurtheilen, vergleichen, ergründen und überhaupt in allen Lagen des Lebens unser Wissen richtig anwenden."

„Das, meine Freunde, sind die Erfolge eines wohlverstandenen Unterrichts, eines Unterrichts, wie auch ihr ihn von Herrn Raimund genossen habt, an welchem ich in meinen Bestrebungen für die Verbesserung der Zustände in Schönfeld seit Jahren eine so unermüdliche Unterstützung gefunden habe. Ihr wißt, meine Freunde, wie groß und unaufhaltsam in unserer Zeit die Fortschritte der Industrie sind, wie sie bei dem gegenwärtigen Stand des Maschinenwesens immerwährenden Umwandlungen unterworfen ist, wie sie in ihrem reißenden Laufe oft von der geraden Bahn abweicht, ähnlich einem Strome, welcher seine bisherigen Ufer verläßt und sich ein neues Bett gräbt; wie die Launen der Mode, die Unbeständigkeit des Geschmacks den Uebergang von einer Fabrikation zur andern schnell nöthig machen. Da gilt es auch für den Arbeiter, besonnen und geschickt zu sein, um von einer Beschäftigung zur andern übergehen zu können. In einer so lebendig bewegten Zeit bleibt derjenige zurück, welcher nicht mit vorwärts schreitet."

„Dazu gelangt man aber nur durch Unterricht, durch fortgesetzte Erweiterung des Wissens. Ausgelernt hat Niemand. Tragen wir aber be-

sonders auch dafür Sorge, daß unsere Kinder unterrichtet werden. Damit ist für ihr Fortkommen in der Welt besser gesorgt, als durch Vermögen und Glücksgüter, welche wir ihnen hinterlassen könnten. Wollt ihr aber auch tugendhafte Kinder haben, so müßt ihr selbst mit gutem Beispiel voranleuchten. Sorgt namentlich auch dafür, daß sie in guter Sitte nicht hinter den Kindern wohlerzogener Leute zurückbleiben. Wenn man oft klagen hört, daß Arbeitern von andern Ständen verächtlich begegnet wird, so liegt nicht selten der Grund in groben und rohen Manieren der ersteren. Es gilt daher auch hier, euren Vortheil und die Würde des Menschen besser zu begreifen. Ihr kommt in unsern Tagen unaufhörlich in Berührung mit Leuten aus allen Ständen. Ihr mischt euch unter sie auf den Straßen, auf Spaziergängen, in den Museen, den Galerien, die euch alle offen stehen; auch in der Schule sitzen eure Kinder unter denen der übrigen Bürger auf denselben Bänken. Laßt es euch angelegen sein, daß sich auch hier die gesellschaftlichen Unterschiede verwischen. Es steht in eurer Hand, die Schranke zu brechen, welche bisher noch die Stände trennte."

„Damit will ich für jetzt unsere Unterhaltungen schließen. Indem ich mich von euch verabschiede, danke ich euch für das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit, mit der ihr meine Belehrungen aufgenommen habt. Während ich selbst mich zurückziehe, wird Herr Raimund in den neu errichteten Fortbildungs- und Sonntagsschulen, welche ich selbst auch fleißig zu besuchen mir vorbehalte, die von mir begonnene Arbeit zu eurer Unterweisung fortsetzen."

In gerührter und dankbarer Stimmung und mit herzlichem Händedruck schied die Versammlung von ihrem wohlmeinenden Berather und Lehrer.

Nachwort.

Ehe wir schließen, sei uns noch ein Rückblick auf Schönfeld gestattet.

Von den Kämpfen mit einer früheren harten Zeit war jetzt keine Spur mehr zu bemerken.

In dem wohlhabenden, freundlichen und friedfertigen Ort war Alles in erfreulichster Thätigkeit.

Die zwischen den Fabrikbesitzern und den Arbeitern aufgestellte Einrichtung der Arbeit mit Gewinnbetheiligung der letzteren war mit Beginn

20

des neuen Jahres in der Fabrik, wie in den Hammerschmieden ins Leben getreten und hatte auch den letzten Rest von Unzufriedenheit unter der Klasse der Arbeiter getilgt.

Auch die Gesellschaft zu gegenseitiger Hilfsleistung war zu Stande gekommen und hatte die größte Theilnahme gefunden.

Die Fortbildungs- und Sonntagsschule waren bald so besucht, daß Herr Raimund der Aufgabe nicht mehr allein gewachsen war. Es mußte ihm ein Gehilfe beigegeben werden, bei welchem hauptsächlich auf die Befähigung zu dem für eine technische Bildung und als Kulturmittel so wichtigen Zeichenunterricht gesehen wurde.

Für die Erwachsenen wurden Vorträge über Geschichte und Literatur, Chemie und Physik gehalten, bei welchen sich auch — und dann unter verdoppeltem Andrang — der Doktor noch manchmal hören ließ.

Von den Herren Schwarz und Busch war ein eigener Saal zum Aufenthalt für die kleinen Kinder ihrer Arbeiter hergestellt worden.

Und während so das Innere des Orts an allen Fortschritten der Gesittung nach seinen Kräften Theil nahm, hatte sich die Bewirthschaftung seiner Felder, Wiesen, Weinberge und Wälder zu musterhaftem Stand emporgeschwungen, kurz der ganze Ort erblühte unter dem Segen einer daselbst eingebürgerten wohlverstandenen

Volkswirthschaft.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, F.

Volkswirthschaft für Jedermann nach dem preisgekrönten französischen Werke: 'Populäres Handbuch der Moral und Volkswirthschaft' von J. J. Rapet

Stuttgart 1867

Cam. 226 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10388735-1